Gesammelte Schriften: Essays, 1. Buch

Michel de Montaigne, Johann Joachim ...



M. de Montaigne

Gesammelte Schriften

Zweiter Band

Essays I. Buch

Michel de Montaignes Gesammelte Werke

Zweiter Band

Essays I. Buch

Siebenundzwanzigstes bis siebenundfünfzigstes Kapitel



Michel de Montaignes Gesammelte Schriften

Historisch-kritische Ausgabe

mit Einleitungen und Anmerkungen
unter Zugrundelegung der Übertragung von

Johann Joachim Bode

herausgegeben von

Otto Flake und Wilhelm Weigand

Essays I. Buch

Siebenundzwanzigstes bis siebenundfünfzigstes Kapitel

München und Leipzig
bei Georg Müller
1908

P. P.[1]

Verzeihen Sie, mein bester Lagarde, daß ich Ihnen erst jetzt einige Auskunft über Ihre freundschaftlichen Fragen geben kann. Und auch jetzt nur sehr kurz und unvollständig gebe.

Eine Zuschrift war ich willens, an den edlen Mann, Grafen Christian von Stollberg, Königlich Dänischen Amtmann auf Tromsbüttel, vorzusetzen; und hatte seine Genehmigung dazu begehrt. Was für Hinderungen er gehabt haben mag, mir darauf zu antworten, weiß ich nicht; denn er ist gewiß überzeugt, daß mein Vorsatz keine Nebenabsicht hatte, dergleichen wohl zuweilen bei Zuschriften mit unterlaufen mag; sondern daß er ein reiner Beweis meiner innern Hochachtung seines Charakters, als Mann und Schriftsteller, war und ist. —

Eine Vorrede? Ich hätte Sie allerdings um ein paar gedruckte Bogen bringen können, wenn ich nicht ebenso gern Ihrer Kasse als der Zeit der Leser hätte schonen wollen. Denn, wenn eine Vorrede nicht anziehender ist als das Buch selbst, so steht sie da für die Langeweile. Ist sie es aber, dann wehe dem Buche! Dächte

[1] Bode stellte diese Vorrede, die wir hier im zweiten Bande bringen, als Einleitung des ganzen Werkes an die Spitze des ersten Bandes.

ich das eine oder das andere, so müßte ich entweder stolzer oder einfältiger sein als ich zu sein wähne.

Wenn mir mein Wunsch und mein Bestreben nur einigermaßen gelungen wären, so handelte ich nicht nur unrecht, sondern auch ganz unklug, von Schwierigkeiten zu sprechen, die mir beim Übersetzen aufgestoßen. Denn, mir wenigstens, und das glaube ich ist durchgängig der Fall, schmeckt eine Schüssel deswegen nicht besser, wenn mir der Wirt sagt, sie komme ihm so und so teuer zu stehen.

Mit gefalteten Händen oder in die Seite gestemmten Armen die Kunstrichter in einer Vorrede anzusprechen, und dadurch ein mildes Urteil zu erbetteln oder zu ertrotzen suchen, geziemt sich für keinen Menschen, der nur die einfache Wahrheit weiß, daß vier Augen mehr sehen als zwei. Ich habe selten einen Tadel erfahren, der mir nicht genützt hätte, und zum Lernen ist man nie zu alt. Mit dem Selbstrezensieren ist es auch so eine eigne Sache! Es ist ein schmaler Steig zwischen den beiden Schlünden: Eigenlob stinkt, und: wer sich die Nase abschneidet, schändet sein eigenes Angesicht; und das Publikum ist berechtigt, dem Tänzer, welcher sagt: „Daß ich nicht leichter tanze, liegt daran, daß ich Hölzerschuhe anhabe“, zuzurufen: „Wirf die Holzschuh weg, und komm in leichtern ledernen wieder!“ Also nichts vom unbekannten Übersetzer! Noch weniger vom allgemein bekannten Montaigne. — Auch nichts vom Leben des Montaigne? Nein, mein Freund! Aus der ganz einfachen Ursach, daß er selbst in seinem Buche alles, und fast mit einiger, alten Leuten fast eigener, obgleich bei ihm liebenswürdigen, Schwatzhaftigkeit darüber gesagt hat, was einen vernünftigen

und nicht bloß neugierigen Leser nur interessieren kann, seinen Todestag ausgenommen, welches der 13. Sept. 1592 war. Wer sein Buch durchliest (und ich wünsche, daß es auch in der Übersetzung niemanden aus den Händen fallen möge), der kennt den Mann so gut als seinen vertrautesten Freund.

Nur die Anmerkung wäre der Übersetzung nötig vorzusetzen:

* * *

Für den mit den Klassikern bekannten Gelehrten wäre es, die angeführten Stellen aus den Alten zu übersetzen, höchst überflüssig und solche unter den Text zu bringen, im Lesen zu lästig und zerstreuend gewesen. Ich habe also, für solche Leser die es vielleicht bedürfen, eine Art freier Übersetzung hinter jeden Band geworfen,[1] wo sie solche nach Gefallen aufschlagen können; und bin darin dem Beispiele der Pariser Ausgabe in Folio, 1635 bei Camusat, gewissermaßen gefolgt. Gehaben Sie sich wohl!

Geschrieben in Deutschland, etwas weniges über zweihundert Jahre nach Montaignes Tode.

Alus, poor Michael.

---

[1] Folgen in vorliegender Ausgabe in den Anmerkungen unter dem Text.

Erstes Buch

Siebenundzwanzigstes Kapitel

Über die Freundschaft

Nachdem ich das Benehmen eines Malers, den ich im Hause habe, betrachtete, ist mir die Lust angekommen, in seine Fußtapfen zu treten. Er wählt den schönsten Platz auf der Mitte jeder Wand, worauf er ein Gemälde zeichnet und mit aller seiner Kunst ausführt, und den leeren Raum ringsherum füllt er aus mit Grotesken, deren einziger Wert in der Mannigfaltigkeit und Laune besteht. Was enthält dies Buch hier, beim Lichte besehen, anderes als Grotesken und phantastische Körper, die aus verschiedenen Gliedern zusammen gestoppelt sind, die keine bestimmte Gestalt haben, in keine Ordnung gehören, außer der Natur, außer allem Verhältnis sind, es müßte denn ein bloß zufälliges sein?

Definit in piscem mulier formosa superne.[1]

Ich gehe nun zwar wohl mit meinem Maler bis zu diesem zweiten Punkte; bei dem ersten und besten aber da haperts! Denn so weit reicht meine Kunst

[1] Horaz, de art. poet., 4. V., Zitate:
Das von oben schöne Weib
Geht aus in einen Fisch.

nicht, daß ich mich unterstehen könnte, mich an ein reiches, schönes, nach den Regeln der Kunst geordnetes Gemälde zu wagen. Ich bin darauf verfallen, eins von Stefan de la Boëtie zu borgen, welches all meinem übrigen Gepinsel Ehre machen soll. Es ist eine Abhandlung, der er den Namen gab: Freiwillige Knechtschaft. Diejenigen aber, die nichts davon wußten, haben sie nachdem weit schicklicher: Wider einen getauft. Er schrieb sie als eine Übungsarbeit in seiner frühen Jugend,[1] zu Ehren der Freiheit, wider die Despoten. Sie ist unter sachkundigen Männern von Hand zu Hand gegangen, und hat viel Lob und Beifall erhalten; denn sie ist artig geschrieben und sehr reichen Inhalts. Dennoch läßt sich wohl dabei sagen, daß es nicht das beste sei, was er hätte schreiben können. Und hätte er in einem reifern Alter, da ich ihn kannte, einen solchen Vorsatz gefaßt, wie der meinige ist, seine Einfälle zu Papier zu bringen, so würden wir manche vortreffliche Sachen, welche dem Ruhme des Altertums sehr nahe kommen dürften, von ihm erhalten haben; denn ich wüßte niemand, den ich ihm, vorzüglich was Naturgaben betrifft, an die Seite stellen könnte. Er hat aber nichts weiter hinterlassen als diese Abhandlung, und diese auch nur durch Zufall; dennoch glaube ich nicht, daß er sie wieder vor die Augen bekommen hat, nachdem er sie einmal hatte entwischen lassen; und noch ein paar Aufsätze über das Jänneredikt,[2] das so berufen durch

[1] Als er noch nicht das achtzehnte Jahr erreicht hatte, heißt es in der Ausgabe von 1588. Am Ende des Kapitels berichtet Montaigne, Boetius sei damals erst sechzehn Jahre alt gewesen.

[2] Das Jänneredikt. Das Edikt von 1562, in dem Karl IX. den Hugenotten die öffentliche Ausübung ihrer Religion zugestand. Diese Aufsätze sind nie erschienen.

die innern Kriege ist, welche vielleicht auch noch anderwärts ihren Platz bekommen. Das ist es alles, was ich von seinem Nachlaß habe sammeln können (ob er meiner gleich noch, da ihm der Tod schon an der Kehle saß, so höchst freundschaftlich gedachte, und mir in seinem Testamente seine Bücher und seine Papiere vermachte) außer dem einen Bande von seinen Werken, den ich herausgegeben habe.[1] Und habe ich diesem Stücke außerordentlich viel zu verdanken, weil es die Veranlassung zu unserer Bekanntschaft gab. Denn es ward mir lange vorher mitgeteilt, ehe ich ihn persönlich kannte, und erfuhr ich zuerst dadurch seinen Namen; solchergestalt beförderte es diejenige Freundschaft, welche wir, so lange es Gott gefiel, mit einander gepflogen haben, und welche so innig, so vollkommen war, daß man gewiß von viel dergleichen nicht lesen wird; und unter den Menschen heutigen Tages findet sich davon gar keine Spur mehr. Um eine solche Freundschaft zu stiften, werden so viele Zufälligkeiten erfordert, daß es schon viel ist, wenn das Glück solche nur alle dreihundert Jahre einmal zusammentreffen läßt.

Es scheint, die Natur habe uns zu nichts eigentlicher und näher bestimmt, als zur Geselligkeit. Und Aristoteles sagt,[2] die besten Gesetzgeber haben mehr Sorge für die Freundschaft als für die Gerechtigkeit getragen. Nun aber macht diese den höchsten Grad ihrer Vollkommenheit aus. Denn überhaupt sind alle die Freundschaften, welche aus Wollust, aus Eigennutz und Not, öffentliche oder häusliche, errichtet werden, um so weniger schön und herzlich, und daher um so

[1] Paris 1571.

[2] Aristoteles sagt. Eth. Nicom. VIII, 1.

minder Freundschaft, als sich andere Ursachen, andere Zwecke und anderer Genuß hineinmischen als die Freundschaft selbst. Ebenso wenig machen die vier Arten des Altertums, getrennt und jede für sich, oder zusammen genommen, den eigentlichen wahren Charakter der Freundschaft aus, als da sind: Verbindungen des Naturverhältnisses, der Geselligkeit, des Gastrechts, oder der physischen Liebe. Vom Vater zum Kinde ist es vielmehr Ehrerbietung.

Die Freundschaft nimmt ihre eigentliche Nahrung von der vertraulichen Mitteilung, welche unter Eltern und Kindern, wegen des zu großen Abstandes der Jahre, nicht stattfinden kann und wohl gar die Pflichten der Natur beleidigen könnte; denn teils lassen sich alle geheimen Gedanken des Vaters dem Kinde nicht mitteilen, weil das eine unschickliche Gleichheit nach sich ziehen würde, teils können die Belehrungen und Warnungen, welche unter die vornehmsten Pflichten der Freundschaft gehören, vom Kinde zum Vater nicht stattfinden. Es sind Völkerschaften bekannt geworden, wo die Kinder, nach eingeführter Gewohnheit, ihre Väter töteten; und andere, wo die Väter ihre Kinder umbrachten, um der Beschwerde auszuweichen, sie zuweilen mit sich zu schleppen, und natürlicherweise hängt die Unterhaltung der einen ab von dem Verderben der andern. Es hat Philosophen gegeben, welche dies Band der Natur verachtet haben; zum Beispiel Aristippus,[1] welcher, als man ihm die Neigung zu Gemüt führte, die er seinen Kindern schuldig wäre, weil sie von ihm ihren Ursprung hätten, von seinem Speichel auswarf und

[1] Aristippus. Nach Diogenes Laertius, II, 81.

dabei sagte: der hätte auch seinen Ursprung von ihm! erzeugte der Mensch doch auch Ungeziefer und Würmer.

Und jener andere, den Plutarch[1] bereden wollte, sich mit seinem Bruder zu versöhnen, sagte: Ich mache mir deswegen nicht mehr aus ihm, weil ich mit ihm aus einer Höhle abstamme. Allerdings ist der Name Bruder schön und voller Süßigkeit, deswegen ich auch unser Bündnis darauf gründete; allein das ineinander verwickelte Interesse, die Teilung der Erbschaften und der Umstand, daß der Reichtum des älteren Bruders die Armut der jüngeren verursacht, macht sehr große Erkältungen und erschlafft die Banden der Bruderliebe; die Brüder, welche ihr Fortkommen in der Welt auf einerlei Wegen und mit einerlei Mitteln bewirken sollen, die können nicht umhin, sie müssen sich zuweilen stoßen und einander ins Zeug geraten. Noch mehr! Warum findet man die trauliche Eintracht und die gegenseitige Mitteilung, welche wahre und vollkommene Freundschaften erzeugen, bei dieser hier nicht? Der Vater und der Sohn können ganz entgegengesetzter Gemütsart sein; ebenso Brüder. Es ist mein Sohn, es ist mein Verwandter; aber, es ist ein störrischer Mensch, ein Bösewicht, oder ein Narr. Dazu kommt dann noch, daß dies Freundschaften sind, wozu uns die Gesetze und Pflichten der Natur verbinden, wobei keine Wahl stattfindet und dabei der freie Wille nicht mitwirken kann wie bei der bloßen Herzensfreundschaft. Ich kann wohl sagen, daß ich Familienfreundschaft im höchstmöglichen Maße empfunden und genossen habe, denn mein Vater war bis in sein graues Alter der beste und gütigste,

---

[1] Plutarch. Über Bruderliebe, c. 4.

den jemals die Welt gesehen hat, und dabei bin ich von einer Familie, die von seiten der brüderlichen Liebe und Eintracht, von Vater auf Sohn, als musterhaft berühmt ist.

Et ipse
Notus in fratres animi paterni.[1]

Wenn man damit die Neigung zum weiblichen Geschlecht vergleicht, so wird man finden, daß, ob solche gleich aus unserer Wahl entspringt, man sie doch nicht in dies Verzeichnis bringen könne. Ihr Feuer, das bekenne ich,

Neque enim est Dea nescia nostri
quae dulcem curis miscet amaritiem[2]

ist heftiger, durchdringender und angreifender. Aber, ein unbesonnenes, wildes Feuer, flatterhaft und ungleich; eine Fieberhitze, die bald steigt, bald fällt, und die uns nur bei einem Zipfel hält. In der Freundschaft ist es überall verbreitete Wärme, im übrigen gemäßigt und immer sich gleich; eine Wärme, die anhält und nicht verfliegt; durchgängig lieblich und sanft schmelzend, die nichts Brennendes oder Stechendes bei sich führt. Was noch mehr ist, in der Liebe ist es nur ein ungestümes Begehren nach dem, was uns flieht.

Come segue la lepre il cacciatore
Al fredde, al caldo, alla montagna, al lito,

---

[1] Hor., Od. II, 2, 6. B., Zitate: Und ich selbst bin dafür bekannt, daß ich meine Brüder väterlich liebe.

[2] Neque enim. Catull, LXVIII, 17. B., Zitate:
Auch wir sind nicht unbekannt der Göttin,
Die dem Wermut des Lebens Honig zumischt.

Ne poi l'estima poi, che presa vede,
E sol dietro a chi fugge affretta il piede.[1]

Sobald sie sich in Freundschaft umwandelt, das heißt, nach Gutbefinden des Willens beider, verraucht sie, erkrankt; Genuß, weil er nur am Körperlichen hängt und Sättigung hervorbringt, vernichtet sie. Die Freundschaft hingegen gibt in eben dem Maße Genuß als sie begehrt. Sie sproßt, nährt sich und wächst bloß durch den Genuß, weil sie geistig ist, und die Seelen durchs Annahen sich immer mehr einigen. Unter dieser vollkommenen Freundschaft haben jene flüchtigen Neigungen ehedem auch bei mir Platz gefunden; damit ich nichts von meinem Freunde sage — er hat es nur zu deutlich durch seine Gedichte bekannt. Also sind diese Leidenschaften beide mir nicht unbekannt geblieben; nie aber tat es eine der andern gleich. Die erste nimmt immer einen sehr hohen, stolzen Flug, und sieht mit Verachtung auf die andere herab, die mit ihren Kräften tief unter ihr flattert.

Anlangend die eheliche Verbindung, außerdem, daß es damit weiter nichts ist als ein Handelskontrakt, der nur beim Eingehen frei ist, dessen Dauer aber unfreiwillig und gezwungen, weil sein Widerruf von andern Rücksichten als unserm Wollen abhängt, und ein Handelskontrakt, der gemeiniglich aus verheimlichten Absichten geschlossen wird: so kommen darin tausenderlei Knäuel, für beide abzuwickeln vor, die so ineinander gewirrt sind, daß der Faden und

[1] Come segue. Ariost, X, 7: B., Zitate:
Wie der Weidmann dem Hasen nachsetzt,
In Frost, in Hitze, durchs Tal und über Berge;
Und hat er ihn erhascht, nicht mehr sein achtet,
Nur bloß den, der ihn flieht, verfolgt.

der Lauf einer lebhaften Zuneigung dadurch leicht zerrissen wird. Wohingegen in der Freundschaft kein anderer Handel oder Geschäft stattfindet als über die Freundschaft selbst. Hierzu kommt dann noch, daß, die Wahrheit zu sagen, das schöne Geschlecht gewöhnlicherweise nicht hinlänglichen Stoff zur Unterhaltung besitzt, um dem Bedürfnis der Ideenmitteilung im täglichen Umgange, der Stärkung dieses heiligen Bandes, zu entsprechen; dabei scheinen ihre Seelen nicht fest genug zu sein, um den Druck eines so scharf geschürzten und dauerhaften Knotens auszuhalten. Und wahrlich, wenn ohne diese Unbequemlichkeiten ein solches freies ungezwungenes Bündnis geschlossen werden könnte, in welchem die Seelen nicht nur diesen völligen Genuß hätten, sondern wo auch die Körper ihren Teil an der Vereinigung nähmen, und wo also der ganze Mensch in Wirksamkeit wäre — so ist gewiß, daß die Freundschaft dadurch an Fülle und Vollkommenheit gewinnen müßte. Aber die schöne Hälfte der Schöpfung ist noch durch kein Beispiel bis dahin gelangt und ist von den Schulen des Altertums davon ausgeschlossen. Und jene unnatürlichen Liebschaften bei den Griechen sind uns nach unseren Sitten mit Recht ein Greuel; welche bei alledem auch nach ihrem Gebrauche notwendig einen so großen Unterschied an Jahren und an Obliegenheiten unter den Liebenden erheischten, daß sie auch nicht der vollkommenen Einigkeit und Übereinstimmung der Seelen fähig sind, welche wir hier verlangen. Quis est enim iste amor amicitiae? Cur neque deformem adolescentem quisquam amat, neque formosum senem?[1]

[1] Quis est enim. Cicero, tusk. Disp., IV, 33. B., Zitate: Was ists denn eigentlich mit dieser Freundschaftsliebe? Warum

Denn das Gemälde, welches die Akademie des Altertums davon macht, widerspricht mir nach meiner Meinung nicht in dem, was ich ihr nachspreche: daß diese erste Begierde nämlich, welche der Sohn der Venus dem Herzen des Liebhabers, nach der Blume der zarten Jugend des geliebten Gegenstandes einflößte, welcher sie alle die ungezähmten und leidenschaftlichen Anfälle einräumt, die eine zügellose Begierde erregen kann, sich bloß auf eine äußere Schönheit gründete, auf das falsche Bild der körperlichen Fortpflanzung. Denn auf den Geist konnte sie sich nicht gründen, dessen Anschein selbst noch verborgen war; der erst noch im Keime lag und noch nicht gekeimt hatte: daß, wenn sich diese Gier eines schlechten Menschen bemeisterte, seine Mittel zu siegen, Reichtümer waren und Geschenke, Fürsprache zu dem Behufe, Ehrenämter zu erlangen und andere dergleichen niedrige Waren, welche die Akademiker tadeln. Befiel solche einen Mann von edleren Gesinnungen, so waren auch die Anlockungsmittel von edlerer Art. Bald waren es Unterricht in der Philosophie, bald Anweisung in der Verehrung der Religion, im Gehorsam gegen die Gesetze, für das Vaterland zu sterben, Beispiele der Tapferkeit, der Klugheit, der Gerechtigkeit. Im Bestreben des Liebhabers, sich durch Anmut und Schönheit seines Geistes angenehm zu machen, weil sein Körper bereits erbleicht war, und in der Hoffnung, daß diese geistige Verbindung ein festeres und dauerhafteres Bündnis befestigen würde. Wann diese Absicht zur rechten Zeit erreicht ward (denn das, was sie beim Liebenden nicht forderten, daß er nämlich in

verfällt sie nicht auf häßliche Jünglinge, nicht auf schöne Greise?

seiner Unternehmung nichts übereile und Klugheit anwende, das verlangten sie unumgänglich von dem Geliebten, um so mehr, da er über eine innerliche Schönheit urteilen mußte, welches keine leichte Kenntnis ist und eine abstrakte Entdeckung erfordert) so erzeugte sich in dem Geliebten ein Verlangen nach einer geistigen Empfängnis vermittelst einer geistigen Schönheit. Diese letzte war hierbei das vornehmste. Die körperliche war nur zufällig und stand der ersten nach. Ganz umgekehrt verhielt es sich mit dem Liebenden. Aus dieser Ursach ziehen sie den Geliebten vor und beweisen, daß auch die Götter ihn vorziehen und tadeln den Dichter Aeschylus gar weidlich, daß er in der Liebe zwischen Achilles und Patroklus dem Achill die Rolle des Liebenden gegeben, der in der ersten bartlosen Blüte seiner Jünglingsjahre und der schönste unter den Griechen war. Nächst dieser allgemeinen Übereinkunft, wobei der Geliebte und würdigste Teil seine Obliegenheit übte und der herrschende war, sagten sie auch, daß daraus viel nützliche Früchte fürs häusliche und fürs gemeine Wesen erwüchsen. Es sei die Kraft des Staates, dieser habe den besten Nutzen davon. Es sei der beste Schild der Billigkeit und Freiheit; wie die heilsame Liebschaft zwischen Harmodius und Aristogiton bezeugen soll. Gleichwohl nennen sie solche heilig und göttlich und stehe ihr nichts im Wege nach ihrer Meinung, weder die Gewalt der Tyrannen, noch die Feigheit des Volkes. Kurz, alles was man der akademischen Schule zugunsten einräumen kann, ist wenn man sagt: es war eine Liebe, die sich in Freundschaft auflöste. Wie sich denn das nicht übel mit der stoischen Definition von der Liebe verträgt:

Amorem conatum esse amicitiae faciendae ex pulchritudinis specie.[1]

Ich komme wieder auf meine Beschreibung, welche billiger und passender ist:

Omnino amicitiae, corroboratis jam conformatisque ingeniis et aetatibus, judicandae sunt.[2]

Im übrigen ist das, was wir gewöhnlich Freundschaft nennen, wo Leute sich einander sehen, die Geschäfte mit einander haben und wodurch unsere Seelen sich miteinander unterhalten, eigentlich nur Bekanntschaft. In derjenigen Freundschaft, wovon ich rede, vermischen und schmelzen sie sich solchergestalt ineinander, daß ein so durchaus Zusammengesetztes daraus wird, daß auch die Spur der Naht davon verschwindet, welche sie aneinander geheftet hat.

Wenn man in mich dringt, ich soll sagen, warum ich meinen Freund Boëtius liebte, so fühle ich wohl, daß sich das nicht anders ausdrücken läßt als wenn ich antworte: Weils er war, weil ichs war. Es ist dabei etwas, das über meinen Verstand geht; und alles, was ich besonders davon sagen kann, ist, diese Vereinigung ward durch eine unbegreifliche, unwiderstehliche Macht vermittelt. Wir suchten uns, bevor wir uns noch gesehen hatten und zwar durch Ähnlichkeiten in der Gemütsstimmung die wir von einander hörten und welche auf unsre Neigung stärker wirkten

[1] Amorem conatum esse. Cicero, tusk. Disp., IV, 34. B., Zitate: Liebe sei der Drang, mit der Schönheit Freundschaft zu errichten.

[2] Omnino amicitiae. Cicero, de amic. 20. B., Zitate: Jede Freundschaft läßt sich nur nach der Reife und Stärke des Alters und des Geistes beurteilen.

als nach ihrem berechneten Verhältnis zu erwarten gestanden hätte; ich glaube es geschah auf Verordnung des Himmels. Wir umarmten uns durch unsere Namen; und bei unserer ersten Begegnung, die bei einem großen Feste und einer feierlichen Stadtgesellschaft geschah, fanden wir uns so aneinander gezogen, so bekannt miteinander, so verbunden, daß von der Stunde an uns nichts so nahe war als wir uns einer dem andern. Er schrieb eine vortreffliche lateinische Satire, welche gedruckt worden[1], worin er die Schnelligkeit unsers Einverständnisses, welches so stracks fort zu seiner Vollkommenheit gedieh, entschuldigt und erklärt. Da es nur so kurz von Dauer sein sollte und so spät begonnen hatte (denn wir waren beide schon Männer an Alter und er schon einige Jahre weiter) so hatte es keine Zeit zu verlieren und durfte sich nicht nach dem Muster der schlaffen und regelgerechten Freundschaften richten, wobei so viele Behutsamkeit und so lange vorausgehende Bekanntschaft erfordert wird. Diese hier hat keine andere Idee als von sich selbst und kann sich auf nichts anderes beziehen als auf sich selbst. Es ist nicht eine besonders beabsichtigte Sache dabei, nicht zwei, nicht drei, nicht vier, nicht tausend; es ist, ich weiß nicht was für eine Quintessenz aus all diesem Gemische, welche sich meines ganzen Willens bemächtigt hatte und ihn dahin trieb, sich ganz in den seinigen zu stürzen und sich darin zu verlieren und der, nachdem er sich völlig des seinigen bemächtigt, denselben gleichfalls antrieb sich in den meinigen zu stürzen und zu verlieren, von einerlei Hunger getrieben mit ähnlichem Eifer. Ich sage mit Fleiß ineinander verlieren, denn sie behielt

[1] In der oben erwähnten Sammlung von 1571.

sich nicht das geringste als Eigentum vor, oder etwas, das sein oder mein gewesen wäre.

Als Laelius[1] in Gegenwart der römischen Konsuln, welche, nachdem Tiberius Gracchus verurteilt worden, alle diejenigen, die mit ihm im Einverständnis gestanden, zur Untersuchung brachten, nun den Cajus Blosius, den wichtigsten Freund des Gracchus, im Verhöre fragte: „Wie viel er hätte für ihn tun wollen" und dann dieser antwortete: „Alles!" — so fuhr er fort: „Was, alles? Wie nun aber wenn er dir befohlen hätte, unsere Tempel anzuzünden?" — „Das hätte er mir gewiß nicht befohlen" — versetzte Blosius. — „Wenn ers nun aber getan hätte?" setzte Lälius hinzu. — „So hätte ich gehorcht!" antwortete er. — War er des Gracchus so inniger Freund als die Geschichte sagt, so war es überflüssig, die Konsuln durch dies letzte kühne Geständnis aufzubringen; und durfte er nur auf der Zuversicht beharren, die er von dem Willen des Gracchus bezeugt hatte. Indessen verstehen diejenigen, welche diese Antwort für aufrührerisch erklären, das wahre Geheimnis doch nicht, und sehen über den Punkt weg, daß er den Willen seines Freundes in Händen hatte, indem er ihn kannte und ihn lenken konnte.

Sie waren mehr Freunde als Staatsbürger; mehr Freunde als Patrioten oder Rebellen oder als ehrgeizige Aufrührer. Sie hatten sich einer dem andern so völlig übergeben, daß jeder völlig den Zaum der Neigungen des andern in Händen hatte. Nun lasse man das Leitseil von der Tugend und der Vernunft regieren, wie es dann auch ohnedem völlig unmöglich wäre, den Zug anzuspannen, so ist die Antwort des

[1] Als Laelius. Nach Cicero, de amic. 11.

Blosius so wie sie sein mußte. Waren ihre Handlungen und Unternehmungen nicht Kinder ihres genauesten Einverständnisses, so waren sie, nach meinem Maßstabe, weder Freunde einer des andern, noch Freunde ihrer selbst. Übrigens führt diese Antwort nichts weiter mit sich, als wenn sich jemand mit folgender Frage an mich wendete: „Wenn Ihr Wille Ihnen geböte, Ihre Tochter zu töten, würden Sie es tun?“ und ich es bejahete. Denn das enthält noch kein Zeugnis, daß ich in die Tat willige, weil ich über meinen Willen gar keinen Zweifel hege, und ebensowenig über den Willen eines solchen Freundes. Es steht nicht in der Macht aller Beredungskünste von der ganzen Welt mich aus meiner Gewißheit zu bringen, die ich von dem Willen und dem Verstande des meinigen habe. Man sollte mir keine einzige von seinen Handlungen vorlegen, was für eine Gestalt sie auch habe, davon ich nicht augenblicklich die Triebfeder auffinden wollte. Unsere Seelen sind so einstimmig miteinander am Joche gegangen, haben sich mit so warmer Zuneigung betrachtet, sich einander diese gegenseitige gleiche Zuneigung bis auf den tiefsten Grund ihres Innern schauen lassen — so, daß ich nicht nur die seinige kenne wie meine eigene, sondern ich hätte mich, in Ansehung meiner, gewiß lieber ihm vertraut als mir selbst.

Komme man mir ja nicht und setze in diesen Rang jene andern Alltagsfreundschaften; ich habe davon ebensoviel Kenntnis wie ein anderer und das von den vollkommensten in ihrer Art; allein ich rate nicht, ihre Regeln miteinander zu verwechseln; man würde sich mächtig irren. Bei diesen andern Freundschaften muß man ja sehr bedächtig und vorsichtig

verfahren und nie den Zügel aus der Hand lassen, die andere Verbindung ist so sicher geknüpft, daß es keines Mißtrauens bedarf. Liebe deinen Freund, sagte Chilon,[1] als ob du ihn eines Tages hassen müßtest, und hasse deinen Feind so, als ob du ihn einst lieben müßtest. Dieser Rat, der in dieser hohen und erhabenen Freundschaft so scheußlich ist, hat gleichwohl bei gewöhnlichen und Alltagsverbindungen seinen heilsamen Nutzen; indessen ists doch besser, wenn man statt dieses Rates Chilons, Aristoteles' gewöhnliches Sprichwort[2] einführt: „O meine Freunde, man findet keinen Freund mehr." In dieser noblen Freundschaft verdienen die Dienste und Wohltaten, welche die anderen Freundschaften stärken und nähren, kaum daß man ihrer erwähne und daran ist die äußerste Verwechslung unseres Willens schuld, denn, eben wie die Freundschaft, die ich zu mir selbst trage, durch die Hilfe, die ich mir im Notfall suche, nicht verstärkt wird, was auch die Stoiker darüber sagen mögen; und wie ich mir selbst keinen Dank für den Dienst weiß, den ich mir leiste, ebenso vernichtet die Vereinigung solcher Freunde, wenn sie ungeheuchelt wahr ist, das Andenken und selbst das Gefühl solcher Pflichten und haßt und verbannt sie; und mit ihnen die Worte, welche Frost[3] und Entfernung veranlassen als Wohltaten, Verbindlichkeit, Erkenntlichkeit, Bitte, Dank und dergleichen mehr. Da alles unter ihnen gemeinschaftlich ist, Wille, Denkart, Urteil über vor-

[1] Chilon. Nach Aulus Gellius I, 3. Aristoteles, Rhetorik, Cicero, de amic. und Diogenes Laertius teilen die Maxime dem Bias zu.

[2] Aristoteles' gewöhnliches Sprichwort. Nach Diogenes Laertius V, 21.

[3] Frostigkeit.

kommende Dinge, Güter, Weiber, Kinder, Ehre und Leben, und ihre äußere Sorgfalt nur zwei Gegenstände hat, eine Seele nämlich und zwei Körper, wie Aristoteles[1] es sehr richtig definiert hat, so können sie sich einander weder etwas leihen noch geben.

Hierauf gründet es sich, warum die Gesetzfabrikanten um die Ehe mit einiger eingebildeten Ähnlichkeit mit dieser göttlichen Einigkeit zu beehren, die Schenkungen zwischen Ehemann und Ehefrau verboten haben. Sie wollten dadurch zu verstehen geben, daß unter ihnen alles gemeinschaftlich sein sollte und daß unter ihnen nichts geteiltes oder zu verteilendes stattfinde. Wenn in der Freundschaftsverbindung, von der ich hier rede, der eine dem andern etwas zu schenken hätte, so wäre es derjenige, welcher die Wohltat erhält, welcher seinen Genossen verbindlich machte. Denn einer würde den andern vor allen Dingen sich verbindlich zu machen suchen, durch Wohltun; sowohl der, welcher die Materie und die Gelegenheit gibt als der, welcher der Freigebige ist, indem er seinem Freunde das Vergnügen macht, was er seinerseits am meisten wünscht.

Wann der Philosoph Diogenes[2] Mangel hatte an Geld, so sagte er, daß ers von seinen Freunden wieder begehrte, nicht daß er solche darum bäte. Und um zu zeigen, wie das der Tat nach geschah, will ich ein sehr sonderbares Beispiel[3] aus dem Altertum anführen. Der Corinthier Eudamidas hatte zwei Freunde, einen Charixenus aus Sycion, und einen andern

---

[1] Aristoteles. Nach Diogenes Laertius V, 20.
[2] Diogenes. Nach Diogenes Laertius VI, 46.
[3] Ein sehr sonderbares Beispiel. Nach dem Toxaris Lucians.

namens Aretheus aus Corinth. Bei der Annäherung seines Todes, da er arm war und seine Freunde reich, machte er folgendes Testament: Meinem Freunde Aretheus vermache ich meine Mutter, um solche zu nähren und in ihrem Alter zu pflegen. Meinem Freunde Charixenus vermache ich meine Tochter, um sie zu verheiraten und ihr einen so großen Brautschatz als nur möglich zur Aussteuer zu geben, und in dem Falle da einer vor dem andern sterben sollte, so substituiere ich ihm den andern, der ihn überlebt.

Diejenigen die zuerst das Testament sahen, trieben darüber ihren Spott; als aber die Erben davon Nachricht erhielten, nahmen sies mit großem Vergnügen an; und als einer von ihnen, Charixenus, fünf Tage darauf starb, welchem Aretheus substituiert war, so unterhielt dieser die Mutter mit der fleißigsten Sorgfalt und von den fünf Talenten, die er im Vermögen hatte, gab er seiner einzigen leiblichen Tochter zwei und ein halbes und die übrigen drittehalb Talente der Tochter des Eudamidas, die er mit seiner eigenen Tochter zugleich verheiratete. Dies Beispiel ist sehr sprechend. Was daran auszusetzen sein möchte, wäre die Mehrheit der Freunde; denn die vollkommene Freundschaft, von der ich hier rede, ist unteilbar. Jeder von beiden übergibt sich seinem Freunde so gänzlich, daß ihm nichts übrig bleibt, was er einem andern geben könnte. Es tut ihm vielmehr leid, daß er nicht zweifach sei, dreifach und vierfach, und daß er nicht mehr Seelen habe denn eine, und mehr als einen Willen, um das alles dem einzigen Gegenstande zu übertragen. Alltagsfreundschaften lassen sich teilen, man kann in dem einen die Schönheit lieb haben, in dem andern die sanften Sitten, in einem andern die

Freigebigkeit, in diesem die Zärtlichkeit des Vaters, in jenem des Bruders usw. Bei dieser Freundschaft aber, welche sich der Seele bemächtigt und solche unumschränkt regiert, ist es unmöglich, daß sie zweifach sei. Wenn deine zwei Freunde zu gleicher Zeit von dir Beistand verlangten, welchem von beiden würdest du zur Hilfe eilen? Wenn sie sich widersprechende Pflichten von dir forderten, nach welcher Ordnung würdest du verfahren? Wenn dir der eine ein Geheimnis anvertrauete, das dem andern ersprießlich wäre, zu wissen, wie würdest du dich dabei benehmen? Die einzige und vornehmste Freundschaft läßt keine Verbindung der Seele weiter zu, das Geheimnis, was ich zu bewahren beschworen habe, kann ich ohne Meineid demjenigen mitteilen, der eigentlich mein anderes Ich ist. Es ist ein nicht kleines Wunder, sich selbst zu verdoppeln. Und diejenigen kennen seine Größe nicht, welche von triplieren schwatzen. Nichts ist über sein Maß hinaus, das seinesgleichen hat. Und wer für bekannt annimmt, daß ich von zweien den einen ebenso stark liebe als den andern, und daß jeder von ihnen sich untereinander und mich ebenso lieben als ich sie, der vervielfacht in der Seelenbrüderschaft eine Sache, die nur einfach und einzig und wovon eine noch dazu die seltenste ist, die man auf dieser Welt finden kann. Das übrige dieser Geschichte schickt sich sehr gut zu dem, was ich sagte; denn Eudamidas vermacht seinen Freunden aus Liebe und Gefälligkeit die Gelegenheit, ihm in seinem Bedürfnis zu helfen; er setzt sie zu Erben derjenigen Freigebigkeit ein, die darin besteht, ihnen die Mittel an die Hand zu geben, wodurch sie ihm wohltun können. Und in seiner Handlung zeigt sich ohne

Zweifel die Stärke der Freundschaft viel heller als in der Tat des Aretheus. Kurz, es sind Effekte, die für denjenigen undenkbar sind, der nicht selbst einige Erfahrung davon hat; und die mir die Antwort so äußerst ehrwürdig machen, welche jener junge Krieger dem Cyrus[1] gab, da er von ihm befragt wurde: für wie viel er das Pferd weggeben wollte, mit dem er den Preis im Wettrennen gewonnen hatte; ob er es wohl gegen ein Königreich vertauschen möchte? Nein Herr, gewiß nicht; gern aber gäb ichs hin, wenn ich dadurch einen Freund gewinnen könnte; ich müßte aber einen Mann finden, der des Bündnisses wert wäre. Er sagte ganz richtig, ich müßte finden; denn man findet Menschen genug, die sich zu einer oberflächlichen Bekanntschaft schicken; bei dieser Freundschaft aber, wo es auf alles ankommt, was wir sind und haben, nichts ausgenommen, ist es nötig, daß alle Bewegursachen rein und vollkommen sicher sind. Bei Verbindungen, die nur auf einen Zweck zielen, sind nur solche Unvollkommenheiten zu vermeiden, welche sonderlich diesem Zwecke hinderlich wären. Es ist gleichgültig, von was für Religion mein Arzt ist und mein Anwalt. Dieser Umstand hat mit den Freundschaftsdiensten, die sie mir zu leisten haben, nichts zu schaffen. Und mit der häuslichen Verbindung, welche die Leute mit mir eingehen, die mir dienen, verfahre ich ebenso; und erkundige mich, wenn ich einen Lakaien annehme, wenig danach, ob er keusch, sondern ob er fleißig ist und seinen Dienst versteht; und fürchte nicht so sehr, einen Reitknecht zu bekommen, der sein Geld verspielt als einen, der ein Dummkopf ist; noch einen Koch, der flucht und schilt,

[1] Cyrus. Nach Xenophon, Cyropädie VIII, 3.

als einen, der nichts versteht. Es ist meine Sache nicht, zu sagen, was man in der Welt tun soll, es gibt andere genug, die sich damit abgeben; weiß ich nur, was ich darin tue.

Mihi sic usus est: tibi, ut opus est facto, face.[1]

Bei Tische habe ich lieber aufgeweckte als fürsichtige Gäste; im Bette lieber Schönheit des Körpers als Schönheit des Geistes; beim geselligen Gespräch lieber Verstand und Witz als schulgerechte Weisheit und so im übrigen. Gerade so wie derjenige,[2] den man mit seinen Kindern spielend auf einem Stecken reitend antraf, den Mann, der ihn ertappte, bat, er möchte es nicht eher ausbringen, bis er erst selbst Vater geworden wäre, weil er meinte, die väterliche Zärtlichkeit, die alsdann in seiner Seele lebendig werden müßte, würde ihn zum billigen Richter über diese Tat machen, so wünschte ich, mit Leuten zu reden, die das erfahren hätten, wovon ich spreche; allein da ich weiß, wie selten eine solche Freundschaft und wie hoch sie über den gewöhnlichen Brauch der Welt hinaus ist, so erwarte ich darüber keinen guten Richter. Denn selbst die Meinungen, die das Altertum uns über diesen Gegenstand hinterlassen hat, kommen mir, gegen die Gefühle, die ich davon habe, als seicht und flach vor. Und in diesem Punkte übertreffen die Wirkungen die Lehren der Philosophie selbst.

Nil ego contulerim jucundo sanus amico.[3]

---

[1] Mihi sic usus. Terenz, Heautont., I, 1, 28. B., Zitate: So mach' ichs. Du magst es treiben, wie dirs die Umstände gebieten.

[2] Wie derjenige. Nach Plutarch, Leben des Agesilaos.

[3] Nil ego contulerim. Horaz, Satiren, I, 5, 44. B., Zitate: Allen Dingen den frohen Genuß eines Freundes vorzuziehen, treibt mich die Vernunft.

Der alte Menander[1] pries den glücklich, der nur den Schatten von einem Freunde hätte finden können. Er hatte gewiß recht, das zu sagen; selbst wenn er aus Erfahrung gesprochen. Denn, in Wahrheit, wenn ich das übrige meines Lebens, das ich zwar durch die Gnade Gottes ganz gemächlich und bequemlich und außer dem Verluste eines solchen Freundes frei von drückendem Kummer, mit ganz ruhigem Gemüte hingebracht habe, indem ich das, was mir der Himmel bescherte, mit Danksagung genoß und nicht mehr Überfluß begehrte; wenn ich es ganz durchgängig vergleiche, sage ich, mit den vier Jahren, da mirs so gut ward, des süßen Umgangs mit diesem Manne zu genießen: so ists ein bloßer Rauch, nichts weiter als eine dunkle freudenleere Nacht. Seit dem Tage, da ich ihn verlor:

Quem semper acerbum,
semper honoratum (sic Di voluistis) habebo,[2]

schleich ich hinwelkend umher, und die Freuden selbst, die sich mir darbieten, anstatt mich aufzuheitern, verdoppeln meinen Schmerz über seinen Verlust. Wir gingen beständig zur Hälfte: mich dünkt, ich raube ihm jetzt seinen Anteil.

Nec fas esse ulla me voluptate hic frui
Decrevi, tantisper dum ille abest meus particeps.[3]

Ich war dergestalt daran gewöhnt, überall selbander zu sein, daß mir deucht, ich sei nur noch halb.

---

[1] Menander. Nach Plutarch, über die Bruderliebe.

[2] Quem semper acerbum. Vergil. Äen. V, 49. B., Zitate: Tag, der mir ewig schmerzhaft (so wollens die Götter), Tag, der mir ewig heilig sein wird.

[3] Nec fas esse. Terenz, Heautont., I, 97. B., Zitate: Und das ist mein Schluß auf immer, nie eine Freude zu genießen, so lang er sie nicht mit mir teilt. Ihm nie sein Recht zu nehmen.

Illam meae si partem animae tulit
Maturior vis, quid moror altera,
Nec carus aeque, nec superstes
Integer? Ille dies utramque
Duxit ruinam.[1]

Bei jeder Handlung, bei jedem Gedanken finde ich Gelegenheit zu dieser Klage, so wie er getan haben würde, wenn er mich überlebt hätte: denn, so wie er mich in jeder andern Wissenschaft und Tugend unendlich weit übertraf, so tat ers auch in der Pflicht der Freundschaft.

Quis desiderio sit pudor aut modus
Tam chari capitis.[2]

O misero frater adempte mihi!
Omnia tecum una perierunt gaudia nostra,
Quae tuus in vita dulcis alebat amor.
Tu mea, tu moriens fregisti commoda frater,
Tecum una tota est nostra sepulta anima,
Cuius ego interitu tota de mente fugavi
Haec studia, atque omnes delicias animi.[3]

Alloquar? Audiero nunquam tua verba loquentem?

---

[1] Illam meae. Horaz, Oden II, 17, 5. B., Zitate: Wenn meinen besten Teil der Seele die Parzen vor der Zeit abrissen, was zaudert der andere, der mir nicht lieber, nicht überlebender ist! Ein Tag stürzt uns beide ins Grab.

[2] Quis desiderio sit. Horaz, Oden I, 24, 1. B., Zitate: Der Sehnsucht sollt ich mich und ihrer Heftigkeit schämen? Sie mäßigen bei einem so schmerzlichen Verlust?

[3] O misero frater. Catull, LVIII, 20. B., Zitate: O, wie elend macht, Bruder, mich dein Verlust! Dahin mit dir ist meine Freude! Mit dir starb jeder Genuß mir, der mir durch den Besitz deiner edeln Seele, so lang du hier walltest, geschenkt ward. Dein Tod hat mir meine Seele geraubt, hat alle Musen, alle Grazien von mir verscheucht.

Numquam ego te, vita frater amabilior,
Adspiciam posthac? at certe semper amabo.[1]

Aber laß uns ein wenig hören, was der Jüngling von sechzehn Jahren zu sagen hat.

Weil ich gefunden habe, daß dies Werk seitdem von solchen Menschen aus böser Absicht in den Druck gegeben worden, welche den Staat zu beunruhigen und seine Verfassung zu ändern trachten, ohne eben zu wissen, ob sie solche auch verbessern möchten, und weil sie dies Werk mit andern Schriften von ihrem eignen Machwerk zusammengemengt haben,[2] so hab ich mich eines andern besonnen, und werde es hier nicht einrücken. Und damit das Andenken des Verfassers nicht bei denen darunter leide, welche seine Meinungen und Handlungen nicht in der Nähe gekannt haben, so berichte ich ihnen, daß diese Materie von ihm schon in seinen Knabenjahren, gleichsam als zur bloßen Übung, ist bearbeitet worden, als eine Materie, die alltäglich genug und schon in tausend Stellen in Büchern abgedroschen worden. Ich zweifle im geringsten nicht daran, daß er glaubte, was er schrieb, denn er war gewissenhaft genug, um selbst im Scherz keine Unwahrheit zu sagen. Dabei weiß ich noch, daß, wenn die Wahl bei ihm gestanden hätte, er lieber zu Venedig als zu Sarlat geboren wäre; und zwar mit Recht. Er hatte aber einen andern Grundsatz unauslöschlich in seine Seele geprägt: sich den Gesetzen des Landes, wo er geboren worden, zu unterwerfen

[1] Alloquar? Catull, LXV, 9. B., Zitate: Soll ich nie dich wieder sprechen? Nie, liebenswürdigster Bruder, dein Antlitz wieder sehen? Doch werd ich gewiß ewig dich lieben.

[2] Der Traktat „Über die freiwillige Knechtschaft" erschien zum erstenmal im Jahre 1578 im dritten Band der „Mémoires de l'état de France sous Charles IX."

und ihnen getreulich zu gehorchen. Es war kein besserer Bürger zu erdenken, oder der mehr die Ruhe seines Landes wünschte, oder ein größerer Feind von den Friedensstörern und Neuerern seiner Zeit gewesen wäre. Er hätte viel lieber seine Kräfte angewendet, das Feuer zu löschen, als es weiter anzufachen. Er hatte seinen Geist nach dem Muster anderer Jahrhunderte als des gegenwärtigen gebildet. — Also will ich anstatt jenes ernsthaften Werkes ein anderes einrücken, das zwar ein Produkt von eben den jüngern Jahren dieses edlen Mannes ist, aber fröhlicher und froheren Inhalts.

Achtundzwanzigstes Kapitel

Neunundzwanzig Sonette von Stephan de la Boëtie; an Madame de Grammont, Comtesse de Guise[1]

Madame, ich lege Ihnen nichts von dem Meinigen dar; teils, weil ich nichts habe, das nicht bereits Ihnen gehörte; teils, weil ich nichts darunter finde, das Ihrer würdig sei. Aber ich finde es meinem Wunsche gemäß, daß die folgenden Verse überall wo man solche antrifft, Ihren Namen an der Stirne tragen möchten; wegen der Ehre, die es denselben bringen muß, unter dem Schutze der erhabnen Corisanda d'Andoins in der Welt zu erscheinen. Diese Zueignung schien mir Ihnen zu gebühren, weil Frankreich wenige Damen aufzuweisen hat, welche richtiger

[1] Madame de Grammont. Diane de Louvigny, la belle Corisande, Geliebte Heinrichs IV., als dieser noch König von Navarra war.

über die Dichtkunst urteilen und sich ihrer mit solcher Wirkung zu bedienen wissen; und ferner, weil ich keine kenne, die ihr so viel Leben und Seele zu geben verstünde als Sie, durch die schönen und reichen Akkorde, womit unter einer Million anderer Schönheiten die Natur sie beschenkt hat. Diese Verse, gnädige Frau, verdienen, daß Sie solche gütig aufnehmen; denn Sie werden mit mir darüber einverstanden sein, daß noch keine aus Gaskonien gekommen sind, die mehr Erfindung, mehr schöne Wendungen hätten und von einer reicheren Einbildungskraft zeugten. Auch bitte ich Sie, gnädige Frau, darüber nicht ungnädig zu werden, daß Sie nur den Überrest von demjenigen erhalten, was ich bereits vorlängst unter dem Namen des Herrn de Foix, Ihres edlen Verwandten, habe drucken lassen. Denn, wirklich! diese hier haben, ich weiß nicht wie viel, mehr Leben und Feuer: weil er sie in einem Alter der blühendsten Jugend machte, als er von der reinen Glut einer edlen Leidenschaft erwärmt wurde, die ich Ihnen Madame einst ganz leise ins Ohr anvertrauen werde. Die übrigen machte er zu einer Zeit, da er damit umging sich zu verehelichen, für seine Braut, und da er bereits, ich weiß nicht was für eine Kälte des lieben Ehestandes fühlte. Und ich bin einer von denen, welche dafür halten, die Dichtkunst erscheine nie mit lieblicherem Gesicht als da, wo sie in aller Freiheit spielen und tändeln kann.[1]

---

[1] Hier läßt Bode im Text seiner Übersetzung folgenden Passus folgen:

Die hier folgenden neunundzwanzig Sonette hat man in verschiedenen Ausgaben ausgelassen. Ich gestehe es, daß ich eben das getan haben würde (in meinem, des Übersetzers, Alter macht man keine Übersetzung in Versen mehr, wenn man nicht sein ganzes

Leben der Dichtkunst hat weihen können), wenn ich nicht geglaubt hätte, es sei meine Pflicht, bei dieser Gelegenheit einen jungen Freund bei der Hand zu nehmen und ihn dem Publikum vorzustellen, so wie ungefähr Montaigne seinen Freund Boetius; den großen Abstand der Jahre ausgenommen, welcher über vierzig beträgt, und auch mit dem Unterschiede, daß Boetius seine Lebensbahn geendigt hatte, und mein junger Freund noch mit der Vorbereitung auf die seinige beschäftigt ist. Außer der Gerechtigkeit, die mir verbietet, von fremder Arbeit auch nur die Vermutung zu erregen, sie sei die meinige, habe ich auch andere, wie ich meine, gute Gründe, diesen Übersetzer der Sonette des Boetius hier zu nennen und, so viel an mir liegt, dem edlen Leser zu empfehlen. Ich bin, ohne daß ich darauf verwiesen zu werden bedürfte, überzeugt, daß weder mein Name eine solche Empfehlung wichtig machen, noch daß mein Urteil über Talente entscheidend sein könne: sonst würde ich meinen Namen gerne zu dem seinigen setzen. Doch halte ich auch die Nennung meines Namens selbst bei dieser Angelegenheit für überflüssig, weil ich bei nicht geleugneter Vorliebe zu diesem jungen Manne mich auf das unparteiische Zeugnis seiner Lehrer, der Herren Professoren in Jena berufen darf, mit der Zuversicht zu ihrer Menschenfreundschaft, daß sie solches jedem, der Wahrheit und ihrer Einsicht gemäß, von ihm ablegen werden, der solches einzuziehen seine guten Ursachen haben möchte. Also sage ich hier bloß von ihm: Es ist ein junger Mann namens F. L. Hederich, Sohn eines Pfarrers im Weimarischen, der gegenwärtig in Jena studiert und jetzt (1792) achtzehn oder neunzehn Jahre alt ist. Er verlor seinen Vater früh und geriet dadurch und durch andere Unfälle in gar nicht vorteilhafte Glücksumstände. Die Natur aber schien diesen Nachteil ausgleichen zu wollen, indem sie ihn mit einem sehr fähigen Kopf begabte. Nie habe ich, um nur ein Talent von ihm anzuführen, mehr Leichtigkeit bei einem Menschen angetroffen, sich fremde Sprachen, lebende oder tote, eigen zu machen. Daß aber nicht allein Gedächtniswerk sein Fach sei, sondern daß auch sein Geist mit Spekulationen sich zu beschäftigen große Fähigkeiten habe, davon meine ich, werde ein Aufsatz, der sich in dem allgemeinen Magazin für kritische und populäre Philosophie, herausgegeben von Dr. Kosmann, 1. Bandes 2. Stück, S. 61 u. f. befindet, zu einer Probe hinreichen. Hier sind die Sonette ohne die geringste weitere Anmerkung darüber, um keinem Kenner oder Nichtkenner in seinem Urteile vorzugreifen.

Sonette von Boetius[1]

1.

Gnade, Gnade! Hier, o Sultan Amor, weihe
Ich dir der Tage Rest, dir meinen Kiel und Sang;
Trän' und Geschluchz' und Klag' und all des Herzens
Drang!
Dir, und nur dir leist' ich die Lehnspflicht ew'ger Treue.
So trifft mich endlich doch des losen Schicksals Reihe?
Ich spottet', Amor, dein, noch ist's nicht lang.
Ich fehlt', ich seh's, ergeb mich, hier! Nimm Kett'
und Strang!
Zu lang wahrt' ich mein Herz; jetzt hab ich Leid und
Reue.
Sein Kommandant erschwert ich dir des Siegs Lorbeere.
Doch räche minder dich, so mehr hast du des Ehre.
Und wenn dein erster Sturm nicht gleich mich übermocht;
Denk, daß des Siegers Herz, das größre Taten heben,
Gefangene, die sich gleich beim ersten Streich ergeben,
Verachtend, um so mehr den liebt, der tapfer focht.

2.

Die Liebe, die Liebe, sie ist's, ich fühl' es, sie allein,
Die regste lebendste, der nie ein Gift geglichen,
Das in ein armes Herz je süß hinabgeschlichen!
Nicht einen Pfeil verschoß der arge Gott der Pein,
Er ganz mit Pfeil und Helm nimmt meine Sinnen ein.
Noch keinen Mond ist Ruh und Freiheit hingewichen,
Hat dieses Sterbegift die Venen mir durchstrichen,
Und schon ist Sinn und Herz, ich selbst bin nicht mehr mein.

---

[1] Die Bode-Übersetzung gibt auch den französischen Text der Sonette.

Und dieser Amor, wie? Er wüchse dann so fort,
Wie dieser Wunden Schmerz, der so mein Herz
durchbohrt?
So wachse, wenn du kannst, doch wachsend beſſ're dich.
Du nährst von Tränen dich. Wohl! Sie versprech ich dir,
Und zu erfrischen dich, dir Seufzer für und für.
Der größte Schmerz nur end' in seinem Anfang sich!

3.

Es ist vorbei, mein Herz, laß fahren Freiheit hin!
Was hülf' es dir, noch länger widerstreiten,
Als dir noch größren Drang und Sturmlauf zu bereiten?
Ich bin nicht mehr so stark als ich gewesen bin.
Einst war Vernunft noch meine Schutzgöttin.
Jetzt wider mich, ich soll, so will sie mich bedeuten,
Soll dienen, und, daß solch ein Band seit Zeiten
Cupido nicht gewebt, mir's achten zum Gewinn,
Zur Übergabe, muß man einmal, ist's dann Zeit,
Wenn die Vernunft nicht mehr mit uns in Widerstreit.
Ich seh, Cupido nimmt, obschon ich's nicht verdiene,
Nimmt ohne Fug und Recht Besitz von meinem Ich.
Noch seh ich die Vernunft dazu, irrt jener sich,
Dahin gebracht, daß sie dem großen Kaiser diene.

4.

Die bange Zeit der Schwüle war vergangen,
Wenn nun der schmutz'ge Herbst in Kufen kelternd steht,
Und unter seinem Fuß der Traube Saft zergeht,
Als meines Busens Weh sich angefangen.
Wenn Drescher nun herab den Garbensegen langen,
Brausende Eimer man in weite Keller dreht,
Kaum unter seinem Herbst der Birnbaum aufrecht steht,
Dann rächt der Landmann wohl den Schweiß ver-
brannter Wangen.

Bedeutete dies nicht vielleicht,
Daß meine Hoffnung schon der Sichel zugebleicht?
Nein, sicher, nein! Doch glaub' ich, traun, zu sagen:
Wenn meine Kunst zu ahnden nicht betrügt,
Wenn Cypripors Kalender mir nicht lügt,
Mein langes Hoffen wird noch seine Ernte tragen.

5.

Ich sah's, ihr treffend Aug', ich sah sie im Gesichte
Voll Götterglanzes. Wer sah Götter unversehrt?
Bleich, ohne Herz ließ mich ihr Blick, der siegreich kehrt,
Und schwindelnd mich der Strahl von ihrem Sonnen-
lichte.
Wie von der Nacht erhascht, wenn zischend in die Fichte
Der Lüfte schnellster Pfeil entgegenleuchtend fährt,
Der Wandrer den zerschnittnen Blick verkehrt,
Und blaß zurückebebt vor Zeusens Zorngerichte.
O du, dein Jugendblick, die Hand auf's Herz gelegt,
Ist's nicht der Blick, wie ihn Cupido niederschlägt?
Gewiß, er war's, als ich zuerst dich angeblickt.
Zum mindsten fällt mir ein, es däuchte mich,
Als ob in einem Nu, kaum sah ich dich,
Der Gott auf mich den Blick und Bogen losgedrückt.

6.

So mancher spricht: Warum doch klagt er so?
An eine Kleinigkeit des Lebens Flor zu setzen!
Was hat er denn zu schrein, kann Hoffnung ihn er-
götzen?
Und hofft er nichts, warum ist er nicht froh?
Ich sagte, da ich frei noch war und jung, auch so.
Doch wahrlich! Dieser hat sehr unrecht, so zu schwätzen.
Und fern, wurmt ihn mein Wurm, mein Übel recht
zu schätzen,

Hat er ein Herz, woraus das Mitgefühl entfloh!
Seit Amors Hand mich schlug mit tausendfacher Pein,
Seitdem soll ich, sagt man, nicht weiter schrein.
Wie sollt' ich auch des Herzens schwere Beulen
Vergrößern durch Geschwätz? Wer davon frei mich spricht,
Stracks laß ichs Lautenspiel, stracks laß ichs Klinggedicht.
Wer mir den Klaggesang verbeut, der mag mich heilen!

7.

Wenn je mein Reim es wagt, dein Lob der Welt zu künden,
Fern daß mein schüchtern Lied den großen Namen nennt,
Suchts deinen flachsten Grund, Meer, das kein Ende kennt,
Und hält am Ufer sich, in dir nicht hinzuschwinden!
Du möchtest, lobt' ich schlecht, dich leicht entwürdigt finden.
Das Volk indes, dich so verehrt zu sehn, geblend't,
Das dich zu kennen, dich zu nennen brennt,
Denkt, wie die Hehre heißt, durch Raten zu ergründen.
Verblendet sieht es nicht, was heller als der Morgen.
Dem ungeschliffnen Blick bleibst ewig du verborgen.
Ein Mittel ist, nur eins; das eine sieht es nie.
Wird es das Vollkommne zum Vollkommenen addieren,
Und das Vollkommenste des Vollkommnen summieren,
Keck ruf' es alsdann, kann es rufen: Das ist sie!

8.

Wenn fliegt auf meinem Reim durch Galliens Revieren
Dein Name doch? Wie er aus meiner Brust sich drängt,
So viel und oft, und sich durch meine Finger zwängt!
Oft steht er da von selbst auf dem Papiere.

So schreib' ich ungern, was ich ungern dann radiere.
Wenn je, Asträa, dich die Welt zurück empfängt,
Dann würd' ein froher Schild ihr Name ausgehängt.
Jetzt nötigt ihn die Zeit, daß er sich still verliere.
Des ist, unsel'ge Zeit, des ist dein Ruhm nicht fein,
Doch du geliebteste Dourdogne bleibest mein.
Laß, laß es doch geschehn, wenn dich die Feder nennt.
Dich rühre diese Zeit, stell ich dich jetzt ans Licht.
Gibts eiue goldne Zeit, dann glaub mit Zuversicht,
Sie wird die goldne sein, sobald sie sich erkennt.

9.

An deiner Schöne wie ist deine Treu so schön!
Du hast der Tugenden so viel; doch ohne Schranken
Schätzt man dies treue Herz, so fest, so ohne Wanken.
Kann treue Freundschaft auch die Schönheit mehr erhöhn?
Besoren laß also! Sei deine Schwester schön!
Neid' ihren Leichtsinn nicht! Sieh nur unstet sie schwanken
In ihrem Unbestand, und mit sich selber zanken!
Der Winde Spiel, ein Blatt, gedreht in luftgen Höhn
Und halte, daß du die Beständigkeit erwählt,
Als Recht der Erstgeburt, die Wahl nicht für verfehlt?
Aus einem Stamm entsproß die Freundschaft jener zweene,
Wo eins halb im Olymp des andern Leben lebt,
Und halb im Schattenreich, verschlungen und verwebt;
Und die verrufene zu reizende Helene.

10.

Mein Liebchen schmiegt sich noch in seine Niedrigkeit.
„Soll die Gaskonierin sich schamrot Frankreich zeigen?"
Wenn Völker von dem Quell Blandusias nicht schweigen,

Auch klein und unbekannt war er wohl eine Zeit.
Der kleinen Liguris, sieh was ihr Flügel leiht
Heißt sie nicht, Fürstin schon, die andern sich verneigen?
Sieh, o wie königlich ins Meer hinab sie steigen,
Dem Mincius zur Seit'! Und ihm ist es kein Leid.
Ein Lorbeerzweig vom Arn' verpflanzt an ihr Gestad,
Macht kühner ihren Lauf, verherrlicht ihren Pfad.
O laß mich, laß mich nur, und dann soll es geschehen,
Daß man Dourdogne, dich, mein Liebchen besser kennt,
Dann sollen es von Neid, vielleicht von Scham ent-
brennt,
Rhon' und Garonn' und all die großen Götter sehen.

11.

Der du mich seufzen hörst, dich irr' es nicht, bitt ich,
Behalt' ich meine Art zu weinen und zu scherzen;
Tut meine Liebe nicht in ihren manchen Schmerzen,
Dem Florentiner gleich, hinsterbend, außer sich;
Noch auch Catullen gleich verliebt und zephirlich,
— Er kitzelt und durchbohrt zugleich der Mädchen
Herzen —
Noch gleich ihm, der gelehrt und nüchtern liebt,
Properzen.
Ich liebe nicht für sie, sie lieben nicht für mich.
Kann man's, und schränket man sein Leid auf andre ein,
Ich laß es ihnen gern, den andern nachzuschrei'n.
Ein jeder kennt sein Weh, und weiß, was ihn betrübt;
Und spricht von Liebe so, wie er's empfind't und faßt.
Was mir mein Herz, mein Schmerz nicht eingibt,
ist Bombast,
Und der liebt wenig nur, der nur nach Zollen liebt.

12.

Was wollt ihr? Wie? O Saus, o Braus, o Wetter-
flammen,

Die Stunde schlägt. Zu ihr will ich soeben gehn.
Und horch! Im Hohlweg brüllt's, durchreißet's Wald und Höhn.
Versteckt stürzt auf mich all' eure Wut zusammen.
Ihr stürzt umsonst, ihr könnt nur mehr mein Herz entflammen,
Geht, geht! Dem Kaufmann laßt, der Schätz' und Gold zu spähn,
Das Meer durchkreuzt, ihm laßt eure Schrecken sehn.
Zu schrecken glaubt ihr mich, wie Kinder Ammen?
Lärmt Windsbraut, flammt Gewölk, bricht Wettersturm herein,
Ha! ihres eitlen Zorns, ich lache sein!
Vergebens denken sie, ich soll mich drein ergeben.
Der Himmel falle ein, die Luft entzünde sich!
Ich will, ich will, und so erklär' ich mich,
Leanders Tod, kann ich nicht länger leben.

13.

Ihr, die ihr noch nicht recht zu lieben wißt,
Könnt ihr mich unbelehrt euch das erzählen hören,
Was mein Leander tat, so kann euch nichts belehren,
Ob je in eurer Brust noch etwas Gutes ist.
Seht ihn geschüttelt, wie sein Arm die Wogen mißt!
Doch mit der Liebe Wehr wagt er der Flut zu wehren.
Zum Lohne hofft er mit dem Mädchen heimzukehren,
Daß er des Schafs und Bruders Retter ist.
Einst, abends, als ihn schon die Wogen übermocht,
Herr über ihn, indes sein Heldenbusen kocht,
Der Sturm mit wilder Lust ihn wälzt im Meere:
Er sieht's, red't mit der Wog' und ruft dies letzte Wort:
Verschone mich nur jetzt bis hin an jenen Ort,
Und spare mir den Tod, bis daß ich wiederkehre!

14.

O Herz von Rohr! O Wankelmütigkeit!
O Huld, o Reize, die, um zu vergiften, rühren!
O Schlangenfreundlichkeit! O Herz, das Ottern führen!
Ich, denkst du wohl, ertrüge dich so weit?
Konnt ich vergessen, daß ihr beide Schwestern seid!
Und ich Einfältiger! An mir mußt ich's probieren?
An mir? Und den Betrug erst jetzt, nicht eher spüren!
Nicht deinen Lockgesang und Doppelzüngigkeit!
Was bleibt mir noch, das ich erwarten kann
Seit jener Zeit, als ich zu lieben dich begann,
Der Zeit, wo ich dem Meer und seinen Wellen pochte?
Wie kann ich, sage mir, kann ich mich deiner freun?
Wer ist, wer lehrt dein Herz, getreu zu sein,
Wenn dich's das meinige zu lehren nicht vermochte?

15.

Ich bin es nicht! Bin nicht, dein Ball zu sein, der Mann!
Nur Kinder gängle man an solchen Stricken,
Die, was man sagt, dazu sinn- und geschmacklos nicken!
Denk, daß ich lieben, denk, daß ich auch hassen kann!
Lang gnug verblendetest du mich, dir gnüge dran.
O Schande, länger noch die Augen zuzudrücken!
Zeit ist es, voll von Scham und müd in mich zu blicken,
Daß ich mit so viel Zeit und Sorge nichts gewann.
Und wagen wolltest du's, und reden doch,
Nachdem du so mit mir gespielt, von Treue noch?
Sterb' ich vor Schmerzen hin, das kitzelt dir die Sinne.
Und du verbeutst mir noch, zu fühlen meine Pein,
Willst, mit dem Leben soll die Liebe mich entzwein.
Wenn ich nicht fühlen darf, wie willst du, daß ich minne?

16.

So hätt' ich es gesagt? So hätt' ich es gedacht?
So ist es wahr, daß ich sie ach! gelästert hätte?
Wohlauf, die Rache dann, die ihre Ehre rette,
Werd' an mir selbst, von mir, durch mich vollbracht!
Mein Herz ist ja bei dir, Geliebte, Tag und Nacht.
Beleg' es denn mit einer neuen Kette!
Zerrädr' es, dehn' es auf dem Marterbrette!
Tu, tu ihm alles, nur — tu es nicht in die Acht!
Doch wirst du lange mich in meiner Pein
Zu sehn, das weiß ich, viel zu menschlich sein.
Doch ist nicht diese Tat zu groß, sie zu verzeihn?
Zum mindsten sag' ich mich von jenen Stanzen los,
Verleugne sie, und will für zweien bloß,
Die logen, dir fünfhundert wahre weihn.

17.

Hat die Vernunft nun wieder Platz genommen,
Find' ich mich wieder, bin ich wieder mein,
Fühl' ich mich wieder, bin ein Mensch von neu'n,
Gebenedeiter Brief, das kannst du mir zu frommen.
Wer hätte mich mir selbst gezeigt, als ich entglommen
Von Wut — mich drückte so des Grames Zentner-
stein —
Mich hoch erfrechte, sie zu lästern, ihr zu dräun?
Da sah ich schamrot dich, o Brief, von ferne kommen.
Da ging ich in mich selbst, geheiligtes Papier!
Und demutsvoll kam ich entgegen dir.
Für das, was du getan, gebührt dir ein Altar.
Von dieser Götterhand, o sähe man die Züge!
Doch ist kein Mensch, der sie zu sehen trüge,
Auch ich nicht, wenn ich nicht durch sie des würdig
war.

18.

Für immer wär' ich jetzt ein Spott, ein Ungeheuer.
Von Grimm entloderte mein Mut in lichtem Brand.
Die Zung', ein Donnerkeil in Zornes Hand,
Sie sprach den Göttern Hohn, Hohn der, die mir
so teuer,
Da warf sie ein Brevet von weitem in mein Feuer,
Und plötzlich fühlte ich, daß ich mich wiederfand;
Daß vor ihm stracks des Zornes Rasen schwand,
Die Seele wiederkehrt' an das entrißne Steuer.
Und nun die ihr von diesen Wundern hört,
Was sagt ihr mir von ihr? Sprecht, euch beschwört
Mein Mund, muß ich sie so verehren, als ich tu?
Wie denkt ihr, was an mir für Wunderdinge
Ein Allmachtlächeln, was ein Augenstrahl vollbringe,
Reicht schon allein ein Zug von ihrem Finger zu?

19.

Erwartend, zitternd stand ich vor ihr, außer mir.
Wird sie gemäß dem schreienden Verbrechen
Dem Sünder jetzt sein Endesurteil sprechen?
Da sagte sie: Geh, ich verzeihe dir.
Mein Lob verkündigen sollst du dort, da und hier
Dein Lebelang! Sollt mich mit meinem Namen rächen!
Mein Frankreich segne er in deinen Liederbächen!
So büße deine Schuld, so zahle mir dafür!
Auf dann, mein Kiel! Ich muß der Strafe gleich
genießen.
Zu ihrer Größe muß die Ader voller fließen.
Doch, sag' ich, laß nicht ab ihr Auge zu bewachen!
Denn ohn' ihr Auge stirbt Mut, Leben, alles hin.
Ihr Auge gibt uns Herz, gibt uns Gefühl und Sinn.
Sie muß uns leihn, um sich bezahlt zu machen.

20.

O die ihr euch erfrecht, verworfene Sonette,
Zu tasten Liebchen an. Weh über euch und Ach!
Der Musen Fluch, und meiner Reime Schmach!
Ich hätte euch erzeugt? Muß ich's gestehn? Ich hätte
Euch Rabenkinder, euch aus Melpomenens Bette?
So war für euch des goldnen Phöbus Bach
Vergiftet und sein Quell; die Muse war nicht wach!
Tisiphone vielmehr bar[1] euch an ihrer Stätte,
Wenn je ihr andern mir Unsterblichkeit erwerbt,
So seid ihr zwei hiemit verstoßen und enterbt!
Und wenn ich euch sogleich nicht mit dem Feuer lohne,
So ist's, um euch zu schmähn. Lebt niedrig, elend! Geht,
Lebt aller Welt ein Hohn, gebrandmarkt und geschmäht!
Nur euch zu strafen ist's, daß ich euch schone.

21.

Nicht lieben mehr soll ich? O Freunde, drängt
Nicht euren Freund! Laßt mich nach meinem Eigen-
sinne
So leben, sterben! Macht, daß Clotho anders spinne!
Lieb' ist der Faden nur, woran mein Leben hängt.
So sagte mir die Fee. Und so empfängt
Der Sohn Althäas dort den Ruf zur Minne.
Sie zündet an den Brand, mit seines Hauchs Beginne,
Spricht: Ende mit dem Brand, wie er mit dir anfängt!
So sagte sie, und des Erfolgs Verlauf
Drückt' ihrem Spruch des Schicksals Pitschier auf.
Den Brand, erzählt man, verzehreten die Flammen.
Und — o der Wundertat, in gleichem Augenblick!
Sah man in einem Nu, o trauriges Geschick!
Verlöschen stracks ihn und den Brand zusammen.

[1] Gebar.

22.

In deinem Siegeraug', wenn sich mein Auge spiegelt,
Seh' ich mit goldner Schrift all meine Hoffnung drin,
Seh' Amorn drin, der mir, ein Lächeln um sein Kinn,
Mit süßer Zärtlichkeit mein ganzes Glück entsiegelt.
Wenn dann erweckter Mut die Lippen mir entriegelt,
Vertrocknend welkt alsdann all meine Hoffnung hin,
Weil, Grausame, den Blick, in dem ich web' und bin,
Auch nicht ein Wort der Gunst aus deinem Mund
versiegelt.
Doch weißt du, was ich tu? Mich halt' ich, sind
Mir deine Augen hold, an sie geschwind.
Gott! Warum müssen sie sich bei dir selbst verklagen
Die Augen und der Mund? Warum verleugnen sich?
Du, meine süße Pein; zu trennen sie rat' ich.
Dann halte ich beim Wort, was deine Augen sagen.

23.

Die Sonne deines Aug's, Mut gibt sie meinem Herzen.
Drin seh ich Heiterkeit und Unbefangenheit.
Mein kleiner Bogenschütz, am Arm die Munterkeit,
Sitzt auch darin, und scherzet mit den Scherzen.
Doch bald kann mir ein Wort den schönen Himmel
schwärzen,
Zeigt mir in deiner Brust die stolze Ehrsamkeit:
Die Keuschheit, die verdammt, die Tugend, die bedräut,
Sitzt unzulänglich da bei ernsten Klosterkerzen.
So hebt sich jetzt mein Herz, wenn es jetzt sinkt und zagt.
Jetzt ruft ihr Auge den, den jetzt ihr Mund verjagt.
Ach diesen harten Kampf, wie lang' muß ich ihn tragen
Und denkt man denn, man hat Versicherung,
So nag' ich Tag und Nacht an Vergewisserung,
Und kann von meinem Weh doch nichts Gewisses
sagen.

24.

Nun ist's gewiß. Ich seh die letzte Hoffnung scheiden.
Hin ist mein Glück. Hin ist zufriedner Mut.
Gebrochen ist der Stab. Ich sehe nur zu gut,
Daß ich nichts tu, als mich an meinem Kummer
weiden.
Mich feindet alles an, und alles will mich meiden.
Nichts tröstet mich. Indes auch sie für mich nichts tut.
Nur dann und wann ein Blick zur Linderung meiner
Glut.
Auch der facht meinen Schmerz und schüret meine
Leiden.
Was mich noch tröstet, ist, daß in der Afterwelt
Von manchem mein Geschick gewiß manch Ach! erhält.
Ausrufen wird er dann voll Sympathie:
Er, und die er geliebt, von dem Geschick hienieden
Zu gleichem Eigensinn bestimmt, verschieden
An purer Strenge er, an purer Freundschaft sie.

25.

Zu lang hab' ich gelebt in Seufzern und in Zähren,
Daß ich — und überlebe diese Zeit —
Der Hoffnung letzten Rest von meinen Augen weit
Verschlagen stranden seh an ihrer Strenge Scheren.
Was hilft es, daß so lang all' diese Leiden währen?
Sie ist noch nicht gesättigt durch mein Leid.
Sie lacht im Herzen des, und ist bereit
Die Wunden meiner Brust noch immerfort zu nähren,
So werd' ich stets dann unglückselig sein?
In immer neuem Harm, in immer neuer Pein?
Entkräftet fühl' ich mich in tiefster Herzenskammer.
Ich bin der schweren Last zu unterliegen nah.
Was ich tu, tätet ihr wohl anders da?

Vom Schmerz gereizt verstock' ich mich in meinem
Jammer.

26.

Weil mich das Schicksal dann mit solchen Wunden
schlägt,
So will ich sättigen, kann ich, mein Leid.
Hab' ich auch Schmerz; sie ist's, die so gebeut.
Vollenden will ich das, was sie mir auferlegt.
O ihr Dryaden, die so großes Leid bewegt,
Ihr habt mit mir gewiß, ihr habt Mitleidenheit.
O denket ihr, daß es mein Herz, wird keine Zeit
Des Stillestands gegeben, länger trägt?
Wenn mir mein Schmerz den Weg zu eurem Ohr
gebahnt,
Hört bei den Göttern, hört, was meinem Geiste schwant.
Die Stunde kommt. Ich fühl' in mir die Kraft ver-
siegen,
Und jede Nahrung fehlt für meinen Harm.
Dies eine tröstet mich, ich sterbe liebewarm.
So werd' ich dann dem Schmerz doch endlich unter-
liegen.

27.

Dann einmal wieder stärkt mich Amor, wenn beklommen
Mein Herz im Tode bricht, mich zu ermüden matt
Der Schmerz ist. Und das tut der wunden Brust so glatt!
Doch nährt's mein Weh, und läßt's zu frischem Atem
kommen.
Sobald von Hoffnung nur ein Fünkchen aufgeglommen,
Läßt der Tyrann, merkt er, daß mehr noch als ein Blatt
Der Hoffnung dürrer Zweig getrieben hat,
Sie zu ersticken, stracks noch tausend Henker kommen.
Und dann, dann bin ich selber mir so gram,

Daß gegen meinen Schmerz ich noch die Waffen nahm.
Der Schmerz, ihr Götter, o! der mich verzehrt, soll
leben!
Er lebe, wie er will, der grenzenlose Schmerz!
O dreimal, dreimal glücklich ist ein Herz,
Das Unglück stets bestürmt, und ohne nachzugeben.

28.

Kann ich denn Amorn nichts, sonst nichts entgegen-
halten,
So klag' ich, und mein Reim flucht seiner Tyrannei,
Und dreifach wiederhallt's die Felseneinsiedlei.
Mein probefestes Herz so grausam zu zerspalten!
Ist er es, der nicht ruht, also mit mir zu schalten,
So sag' es wenigstens mein Reim so laut und frei,
Daß einst die Enkel noch, hört man mein Klaggeschrei,
Sich keiner Schmähung, die mich rächen kann, ent-
halten.
Hab' ich verloren Mut und Ruhe schon,
Ein kleines ist's, verlier' ich auch den Ton.
Man weiß die Last von meinen herben Leiden,
Und wär' es der, der mir die Wunden schlug,
Gewiß er könnte — und sein Herz ist hart genug —
Er könnte nicht umhin, ein wenig mitzuleiden.

29.

Da an dem Pol herauf der schöne Morgen rückte,
Wo Schuldnerin Natur der Welt dich dargebracht,
Und zu den Schätzen all, womit sie dich bedacht,
Den großen Schlüssel dir in deine Hände drückte,
Da nahmst du ihn, nur dir bestimmt. Ihr Füllhorn
schmückte
Dich aus. Du plündertest all ihrer Reize Macht,
Daß selber die Natur, da sie dich jetzt betracht't,

Dein Zauberreiz verblendet' und entzückte.
Doch endlich gnügete, zu nehmen, deiner Hand,
Als die Natur noch dieses Erdenland
Dir zum Geschenke bot, das wir bewohnen.
Du schlugst es aus. Doch bei dir lachtest du.
Du fühltest, was du hättest, reichte zu,
In jeder Menschenbrust als Königin zu thronen.

Neunundzwanzigstes Kapitel

Von der Mäßigung

Gleichsam als ob unsere Berührung etwas Ansteckendes hätte, verderben wir durch unser Behandeln solche Dinge, die an und für sich selbst schön und gut sind. Wir können die Tugend auf eine Art ergreifen, daß sie dadurch fehlerhaft wird; wenn wir solche mit zu großer Hitze und zu heftiger Gier umarmen. Diejenigen, welche sagen, in der Tugend könne niemals ein Übermaß stattfinden, spielen mit Worten, und erwägen nicht, daß da keine Tugend mehr ist, wo sich Übermaß befindet.

Insani sapiens nomen ferat, aequus iniqui,
Ultra quam satis est, virtutem si petat ipsam [1]

ist eine feine Bemerkung der Philosophie. Man kann sowohl die Tugend übermäßig lieben als sich ausschweifend bei einer gerechten Handlung benehmen. Auf diese Behutsamkeit zielt die Schrift,[2] wenn sie

[1] Insani sapiens nomen. Horaz, Episteln I, 6, 15. B., Zitate: Ja, selbst den Weisen heißt man toll, den frommen Schalk, ders mit der Tugend weiter treibt, als seine Pflicht erheischt.

[2] Die Schrift. Brief an die Römer XII, 3.

sagt: „Seid nicht weiser als sich gebührt, sondern seid weise mit Zucht!" Ich habe an einem Großen[1] erlebt, daß er die Ehre seiner Religion dadurch verkleinerte, daß er, über alle Beispiele von Personen seines Standes hinaus, sich religiös bezeigte. Ich liebe die gemäßigten Naturen, welche die Mittelstraße halten. Wenn mich auch die Unmäßigkeit, selbst im Guten, nicht in Harnisch bringt, so setzt sie mich doch in Erstaunen und macht mich irre über den Namen, den ich ihr geben soll. Weder die Mutter des Pausanias,[2] welche den ersten Wink gab und den ersten Stein zum Tode ihres Sohnes herbeibrachte, noch der Diktator Posthumius[3], welcher den seinigen hinrichten ließ, den die Hitze der Jugend so glücklich hingerissen hatte, ein wenig aus seinem Gliede hervorzutreten, scheinen mir so gerecht als auffallend. Und ich möchte eine so wilde und eine so teuer erkaufte Tugend weder anraten noch nachahmen. Der Schütze, welcher über die Scheibe hinschießt, fehlt ebensowohl als der, welcher zu kurz schießt. Und die Augen werden mir ebensowohl geblendet, wenn ich plötzlich in ein helles Licht sehe als in eine große Dunkelheit. Callicles sagt beim Plato,[4] die äußerste Grenze der Philosophie sei nachteilig und rät an, sich nicht tiefer hinein zu wagen, als sofern sie Nutzen gewährt; mäßig getrieben sei sie angenehm und gefällig; am Ende aber mache sie den Menschen wild und unbändig, zum Verächter der Religion und der bürgerlichen Gesetze; zum Feinde

---

[1] An einem Großen. Wohl Heinrich III.

[2] Die Mutter des Pausanias. Nach Diodor von Sizilien u. a.

[3] Posthumius. Nach Valerius Maximus u. a.

[4] Beim Plato. Im Gorgias.

des geselligen Umgangs; zum Feinde der menschlichen Freuden; mache unfähig zur Verwaltung öffentlicher Geschäfte, oder dem Nebenmenschen beizustehn, oder sich selbst zu helfen: mache bloß geschickt, sich umsonst nasenstübern zu lassen. Er hat recht! Denn sobald sie übertrieben ist, legt sie unsre natürliche Freiheit in Sklavenketten und verleitet uns durch ihre lästige Spitzfindigkeit, den schönen, ebenen Weg zu verlassen, den die Natur uns anweist. Es ist nach allen Gesetzen erlaubt und recht, unsre Gattin zu lieben: gleichwohl hat die Theologie nötig erachtet, dieser Liebe einen Zaum anzulegen und sie in gewissen Schranken zu halten. Wo ich nicht irre, so las ich einst beim Sankt Thomas,[1] in einer Stelle, wo er die Ehen im verbotenen Grade verdammt, unter andern angeführten Gründen auch diesen: Es stehe zu befahren, die Neigung zu einer solchen Gattin möchte unmäßig werden. Denn befände sich dabei die eheliche Liebe ganz und völlig, wie sich zieme, und man überlade sie noch dazu mit jener Liebe, die man der Blutsfreundin schuldig, so sei kein Zweifel, dies Übergewicht müsse einen solchen Ehemann über den Schlagbaum der Vernunft hinaustreiben.

Die Wissenschaften, welche die menschlichen Sitten anordnen, als z. B. die Theologie und Philosophie, befassen sich mit allen Dingen. Keine Handlung, sie sei noch so verborgen oder geheim, kann sich ihren Urteilen und ihrer Gerichtsbarkeit entziehen. Wahre Lehrlinge sind es, die ihre Freiheit verfechten. Die Weiblein lassen nach Lust und Belieben den Buhlen ihre Heimlichkeiten erfahren; den Arzt aber? Ja, das verbietet die Schamhaftigkeit. Ich will also, in

[1] Beim Sankt Thomas. Secunda Secundae, quaest. 154.

ihrem Namen, die Männer folgendes lehren, wenn es noch welche geben sollte, die die Sache zu hitzig betreiben: nämlich, das Vergnügen selbst, das sie in Erkenntnis ihrer Frauen genießen, ist verwerflich, wenn nicht Mäßigung dabei beobachtet wird; und können sie in dieser Sache ebensowohl als in einer unerlaubten durch Übermaß und Ausschweifung in Fehler verfallen. Diese unehrbaren Liebesbeweise, zu denen uns die erste Hitze in diesem Spiele treibt, werden nicht bloß nur unanständiger- sondern sehr schädlicherweise gegen unsre Weiber verwendet. Laß sie doch wenigstens von andrer Hand lernen, unverschämt sein! Sie sind immerdar willig genug zu unseren Bedürfnissen. Ich habe mich dabei immer an die natürliche und einfache Anweisung gehalten.

Der Ehestand ist eine fromme heilige Verbindung. Das ist der Grund, warum das Vergnügen, welches man daraus zieht, ein bedächtliches, ernsthaftes und mit einiger Strenge vermischtes Vergnügen sein muß. Es muß eine gewissermaßen kluge und gewissenhafte Wollust sein. Und, weil ihr Hauptzweck Erhaltung und Fortpflanzung ist, so gibt es einige, die es in Zweifel ziehen, ob, wann die Beschaffung dieses Endzwecks nicht zu hoffen ist, als z. B. wenn schon die Frau über die Jahre hinaus ist oder bereits ihre Bürde trägt, es erlaubt sei, dann noch diesen Beweis der Liebe zu begehren. Nach dem Plato[1] wäre es ein Menschenmord. Gewisse Nationen (unter andern die muhamedanische) verabscheuen die Vereinigung mit einer Frau, während daß sie hohen Leibes ist. Verschiedene andre berühren keine Frau, so lange ihr

[1] Nach dem Plato. In den Gesetzen.

Rosenstock blüht.[1] Zenobia[2] erlaubte ihrem Ehgemahl nur eine Umarmung, hernach enthielt sie sich von ihm entfernt, die ganze Zeit, bis sie entbunden worden; da sie ihm dann erst wieder gestattete, den Zweck der Fortpflanzung zu bezielen. Ein herrliches, großmütiges Beispiel eines Ehebündnisses!

Plato[3] hat von einem Dichter, der auf diesen Handel sehr gierig und heißhungrig gewesen sein mag, folgende Erzählung entlehnt: Jupiter erkannte einst seine Juno mit solcher Glut, daß er nicht Geduld genug hatte, sie zu ihrem Liebeslager zu führen; sondern den harten Fußboden zum Thalamo erhob, und über der Freude alle die großen und wichtigen Entschlüsse vergaß, die er mit den übrigen auf dem Olymp versammelten Göttern genommen hatte. Er rühmte dabei, er habe sie diesmal ebenso entzückend befunden, als da er ihr, ihren Eltern unbewußt, das erstemal den Gürtel gelöst.

Die Könige von Persien[4] nahmen ihre Gemahlinnen mit in die Gesellschaft, bei ihren Hoffesten: wenn sie aber fühlten, daß der Wein anfing sie zu erhitzen und daß sie die Wollust gar nicht mehr im Zügel halten könnten, so schickten sie solche zurück nach ihren Wohnungen im Innern des Palastes; um sie an ihren unmäßigen Begierden keinen Teil nehmen zu lassen, und ließen dann statt ihrer solche Weibsbilder herbeiführen, denen sie nicht schuldig waren, mit Achtung zu begegnen. Alle Ergötzungen und alle Befriedi-

---

[1] Solange die Menstruation währt.

[2] Zenobia. Nach Trebellius Pollio.

[3] Plato. Republik. Der Dichter ist Homer.

[4] Die Könige von Persien. Nach Plutarch, Ehevorschriften.

gungen herbergen nicht wohl zusammen bei aller Art Menschen. Epaminondas[1] hatte einen liederlichen Burschen ins Gefängnis werfen lassen. Pelopidas bat ihn, solchen, ihm zu Gefallen, auf freien Fuß setzen zu lassen. Er schlug es ihm ab, verwilligte es aber einer seiner Dirnen, die ihn gleichfalls darum bat und sagte dabei: es sei eine Gefälligkeit, die man wohl einer Freundin gewährte, sie sei aber unter der Würde eines Generals. Als Sophokles[2] mit Perikles das Amt der Prätur verwaltete und eben zufälligerweise einen schönen Knaben vorbeigehen sah, sagte er zum Perikles: Ei! sieh einmal den schönen Knaben! — Das wäre so etwas, antwortete Perikles, für einen, der nicht Prätor wäre; denn ein Prätor muß nicht nur reine Hände, sondern auch reine Augen haben.

Der Kaiser Älius Verus[3] antwortete seiner Gemahlin, als sie sich darüber beschwerte, daß er andern Weibern nachginge: das täte er aus Gewissensdrang; denn der Ehestand sei eine Benennung von Ehre und Würde, und hätte mit Tändeleien und sinnlichen Begierden nichts zu tun: und unsere Kirchengeschichte hat uns das Andenken jener Frau in allen Ehren aufbewahrt, die sich von ihrem Ehemann scheiden ließ, weil sie seine unverschämten und häufigen Betastungen weder begünstigen noch dulden wollte. Kurz, es gibt keine, noch so erlaubte Wollust, deren unmäßiger Genuß uns nicht zum Vergehen angerechnet werden müßte.

---

[1] Epaminondas. Nach Plutarch. Anweisungen für Staatsmänner.

[2] Sophokles. Nach Cicero, de off.

[3] Älius Verus. Nach Spartian, Verus.

Ganz aufrichtig gesprochen aber, ist der Mensch nicht ein armseliges Tier? Kaum steht es, in seinem natürlichen Zustande, in seiner Macht, ein einziges Vergnügen ganz und rein zu genießen! Und dabei gibt er sich noch Mühe, ihrer aus Überlegung zu entbehren! Als ob er noch nicht elend genug wäre, wenn er sein Elend nicht noch durch Kunst und Nachsinnen vermehrte?

Fortunae miseras auximus arte vias.[1]

Die menschliche Weisheit gibt sich die dumme Mühe, die Wollust nach Zahl und Süßigkeit zu vermindern, die unser Erbteil ist; eben wie sie sich mit aller Vorliebe beschäftigt, ihre ganze Kunst daran zu verschwenden, die Übel zuzuputzen, zu kämmen und zu schminken, um sie uns weniger scheußlich zu machen. Wäre ich Haupt einer Sekte gewesen, ich hätte einen natürlicheren Weg eingeschlagen, ich will sagen, einen wahreren, bequemeren und heiligeren, und hätte mich vielleicht mächtig genug gemacht, um ihn vorzuschreiben. Obgleich unsre geistlichen und leiblichen Ärzte, nach einem unter sich gemachten Komplotte, keinen Weg zur Genesung finden, noch Mittel gegen die Krankheiten der Seele oder des Leibes, als durch Qualen, Schmerzen und Leiden. Wachen, Fasten, härne Kleidung, Verbannung in Wüsten und Einsiedeleien, ewige Gefängnisse, Geißeln und andre Büßungen sind des Endes eingeführt; aber unter solchen Umständen, daß es wahre Leiden sein und herbe Bitterkeit bewirken sollen. Wie einem Gallio,[2]

[1] Fortunae miseras. Properz III, 7, 44. B., Zitate:
Ein Unbill aus des Schicksals Hand
Erhöhen wir durch Kunst zum Jammer.

[2] Gallio. Römischer, von Tiberius verbannter Senator. Nach Tacitus, Annalen.

von dem man, als er auf die Insel Lesbos ins Elend verwiesen worden, in Rom Nachricht erhielt, daß er sichs dort ganz wohl sein ließe und daß, was man ihm als Strafe auferlegt hätte, zu seiner Bequemlichkeit gedeihe; weswegen man denn einen andern Entschluß faßte und ihm heimzukommen befohlen und bei seiner Frau in seinem Hause zu wohnen, mit dem Beifügen, sich da ruhig zu halten, um ja die Strafe so einzurichten, daß ihn solche schmerzte. Denn für denjenigen, dem das Fasten die Gesundheit stärkte und Heiterkeit gäbe, dem das Gift besser schmeckte und besser bekäme als Fleisch, für den wäre es keine heilsame Arznei; so wenig, als in der andern Arzneikunde solche Medizin Wirkung tut, die er mit Vergnügen und Wohlgefallen einnimmt. Bitterkeit und Widerwille sind Umstände, die zur Wirkung behilflich sind. Die Natur, welche die Rhabarber als ein gewöhnliches Nahrungsmittel annähme, würde ihre medizinische Kraft stören. Es muß etwas sein, das unsern Magen angreift, um ihn zu heilen; und hier hinkt die gemeine Regel, daß die Sachen nur durch entgegenstehende Dinge geheilt werden. Denn ein Übel heilt hier das andre.

Dieser Eindruck bezieht sich auch gewissermaßen auf jene sehr alte Meinung, da man dem Himmel und der Natur sich durch Mord und Totschlag angenehm zu machen dachte; welche Meinung in allen Religionen aufgenommen war. Noch zur Zeit unsrer Väter würgte Amurath, als er den Isthmus eroberte, der Seele seines Vaters sechszehnhundert junge Griechen, damit dies Blut als Reinigungsbad bei der Aussöhnung der Sünden des Verblichenen dienen möchte. Und in diesen neuen Ländern, die man zu

unsrer Zeit entdeckt hat, die, in Vergleichung mit den unsrigen, noch rein, unschuldig und jungfräulich sind, ist der Gebrauch so ziemlich allgemein. Alle ihre Götzen schlürfen Menschenblut, und es gibt dort manche Beispiele von Grausamkeit. Man verbrennt die Menschenopfer lebendig, und halb gebraten nimmt man sie vom Kohlenhaufen weg, um ihnen Herz und Eingeweide aus dem Leibe zu reißen. Andre, besonders Weiber, schindet man lebendig und mit ihrer blutigen Haut bekleidet oder verlarvt man andre. Auch sieht man nicht weniger Beispiele von Standhaftigkeit und Entschlossenheit. Denn diese armen, zum Opfer erkiesten Menschen, Greise, Weiber, Kinder, gehen einige Tage vorher selbst herum und betteln die Almosen zusammen, wovon die Kosten bei ihrer Opferung bestritten werden, und beim Schlachtaltare stellen sie sich ein, singend und tanzend mit den übrigen Anwesenden.

Als die Abgesandten des Königs von Mexiko dem Ferdinand Cortez die Größe ihres Herrn begreiflich machen wollten und ihm bereits erzählt hatten, er habe dreißig Fürsten unter sich, deren jeder hunderttausend Krieger auf die Beine bringen könnte, und daß er in der schönsten und festesten Stadt unterm Himmel seine Wohnung habe, so fügten sie noch hinzu: er habe jährlich fünfzigtausend Menschen den Göttern zu opfern. Man sagt wirklich, dieser König habe mit verschiedenen großen benachbarten Völkerschaften Krieg unterhalten, nicht bloß, um die Jugend des Landes zu üben, sondern vornehmlich deswegen, damit er jene Opfer mit Kriegsgefangenen beschicken könne. Anderwärts, in einem gewissen Marktflecken, opferte man, um Cortez zu bewillkommen, fünfzig Menschen

auf einmal. Laß mich noch diese Erzählung anführen: Nachdem einige von diesen Völkern vom Cortez geschlagen worden, schickten sie Abgeordnete an ihn, um zu kundschaften und ihn um seine Freundschaft zu bitten. Diese Botschafter überbrachten dreierlei Gattungen von Geschenken auf folgende Weise: Herr, sagten sie, hier sind fünf Sklaven! Bist du ein strenger Gott und nährest du dich von Menschenfleisch und Blut, verzehre sie und wir wollen dir mehr herbringen; bist du ein Gott von sanftmütigem Sinn, so sind hier Federn und Räucherwerk, zum Geschenk für dich; bist du ein Mensch, so nimm dies Geflügel und diese Früchte, die wir dir überbringen.

Dreißigstes Kapitel

Von den Menschenfressern

Als der König Pyrrhus[1] in Italien einbrach, und er die Ordnung des Heeres, welches ihm die Römer entgegenschickten, verkundschaftet hatte, sagte er: Ich weiß nicht, was das für Barbaren sein mögen (die Griechen nannten alle fremde Nationen Barbaren), denn die Stellung dieses Heers, das ich da sehe, ist nichts weniger als barbarisch. Eben dasselbe sagten[2] die Griechen von dem Heere, das Flaminius in ihr Land führte; und Philippus[3] als er das römische Feld-

[1] Als der König Pyrrhus. Nach Plutarch, Leben des Pyrrhus.

[2] Eben dasselbe sagten. Nach Plutarch, Leben des Flaminius.

[3] Und Philippus. Nach Livius.

lager von einer Anhöhe übersah, das unter Publius Sulpitius Galba in seinem Königreiche stand, sagte: Ich merke wohl, man muß auf seiner Hut sein, um sich nicht von der gemeinen Sage verführen zu lassen, sondern nach Anleitung der Vernunft und nicht nach Volksmeinungen zu urteilen.

Ich habe lange Zeit her einen Menschen bei mir gehabt, der sich zehn bis zwölf Jahre in der andern Welt aufgehalten hat, welche zu unsrer Zeit entdeckt worden ist; an dem Orte, wo Villegaignon landete[1] und dem er den Namen Südlands-Frankreich gab. Diese Entdeckung eines sehr großen Strich Landes scheint von äußerster Wichtigkeit zu sein. Ich weiß nicht, ob ich dafür stehen möchte, daß man in der Zukunft nicht noch andre machen werde, weil sich in diesem Stück so viele größre Männer als wir geirrt haben. Ich fürchte fast, daß wir größre Augen haben als Magen; und daß unsre Neugierde weiter gehen möchte als unsre Kräfte: Wir haschen nach allem, ergreifen aber nur Wind.

Plato[2] führt den Solon erzählend ein, wie er von den Priestern der Stadt Sais in Ägypten vernommen habe, daß ehedem, und zwar noch vor der Sündflut, eine große Insel namens Atlantis vorhanden gewesen, gerade gegenüber der Mündung von der Meerenge von Gibraltar, welche von größerm Umfange gewesen als Asien und Afrika zusammengenommen, und daß die Könige dieses Landes, die nicht nur diese Insel besessen, sondern sich auch so weit hin über das feste Land ausgedehnt, daß sie in der Breite von Afrika

---

[1] An dem Orte, wo Villegaignon landete. Brasilien, wohin er 1557 kam und das er das antarktische Frankreich nannte.

[2] Plato. Im Timäus.

bis in Ägypten, und in der Länge von Europa bis in Toskana geherrscht hätten, es unternommen, bis über Asien zu reichen und alle Nationen zu unterjochen, von den Ufern des mittelländischen Meeres an bis hin zum Schwarzen Meere und zu diesem Ende durch Spanien, Gallien, Italien bis nach Griechenland zogen, wo die Griechen sie aufhielten. Nach einiger Zeit wären aber die Athenienser und sie, samt ihrer Insel, von der Sündflut verschlungen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß diese außerordentliche Verheerung des Wassers ganz sonderbare Veränderung unter den Wohnorten auf dieser Erde angerichtet habe: wie man denn der Meinung ist, daß das Meer Sizilien von Italien,

Haec loca vi quondam, et vasta convulsa ruina,
— — — — — — — — — —
Dissiluisse ferunt; cum protinus utraque tellus
Una foret[1]

Cypern von Syrien und die Insel Negropont vom festen Lande Böotiens abgerissen und anderwärts wieder Länder zusammengefügt haben soll, die getrennt waren, indem es die Vertiefungen zwischen beiden mit Schlamm und Sand ausfüllte.

Sterilisque diu palus aptaque remis
Vicinas urbes alit, et grave sentit aratrum.[2]

---

[1] **Haec loca.** Vergil, Äen. III, 414. V. Zitate:
Hier war vor alters festes Land!
Des Wassers Allgewalt
Schuf plötzlich diesen großen Riß,
Hub einen Teil als Insel nach der fernen Welt.

[2] **Sterilisque diu.** Horaz, ars poet. 65. V., Zitate: Da, wo ehmals Ruder die hohen Wellen teilten, da lockert jetzt der Pflug das Land, das nahe Städte nährt.

Dennoch hat es keinen großen Anschein, daß diese Insel die neue Welt sei, welche wir kürzlich entdeckt haben; denn sie berührte[1] gleichsam das spanische Land, und es wäre eine unglaubliche Wirkung der Überschwemmung, diese beiden Länder, wie es der Fall doch wirklich ist, auf so viele hundert Seemeilen von einander entfernt zu haben; überdem noch, da unsre neueren Seereisenden beinahe sicher entdeckt haben, daß es keine Insel, sondern vielmehr festes Land sei, das von einer Seite mit Ostindien und von der andern Seite mit den Ländern unter beiden Polen zusammenhängt; oder, wenn sie davon getrennt ist, solches nur durch eine so kleine Meerenge geschieht, daß sie deswegen nicht verdient, eine Insel zu heißen. Es scheint, daß es in diesem großen Körper, sowohl wie in dem unsrigen, Bewegungen gibt, die teils natürlich, teils fieberhaft sind. Wenn ich auf die Wirkung achte, die mein Fluß, die Dordogne, unter meinen Augen gegen das rechte Ufer seines Laufs tut und daß er innerhalb zwanzig Jahren so viel Land weggenommen und von vielen Gebäuden den Grund weggespült hat, so sehe ich wohl, daß dabei eine ungewöhnliche Gewalt tätig sein muß. Denn wäre das immer ebenso gegangen, oder sollte es künftig immer so fortgehen, so müßte es die ganze Gestalt der Erde übern Haufen werfen. Aber die Wasser nehmen Veränderungen an; zuweilen drängen sie nach einer Seite, zuweilen nach einer andern, und zuweilen fließen sie in ihrem Bette ruhig fort. Ich spreche nicht von plötzlichen Überschwemmungen, deren

[1] Denn sie berührte. Plato sagt nichts dergleichen. Die falschen Angaben über den Zusammenhang Amerikas mit Ostindien und den Polen rühren jedenfalls von zeitgenössischen Berichten her.

Ursachen uns unter den Augen liegen. In Medoc, längs der See, verliert mein Bruder, Herr d'Arsac, ein Landgut, welches von dem Sande vergraben wird, den das Meer nach demselben hin auswirft. Noch ragen einige Dachspitzen von Häusern hervor. Seine Ländereien sind in magere Triften verwandelt: die Bewohner des Orts sagen, das Meer dränge seit einiger Zeit sich dergestalt nach einer Seite zu, daß sie schon ein paar Meilen Erdreich darüber verloren haben; der Flugsand ist davon der Vorbote. Dieser Flug- oder Triebsand wälzt sich in großen Haufen eine Viertelmeile vor dem Meere her und gewinnt Land.

Das andre Zeugnis aus dem Altertum, welches man auf die Entdeckung der neuen Welt anwenden will, findet man beim Aristoteles; wenn anders das Büchlein von den unerhörten Wunderbegebenheiten wirklich von ihm ist. Er erzählt darin: gewisse Carthagineser, die sich aus der Meerenge von Gibraltar mitten über das atlantische Meer hingewagt, hätten, nachdem sie lange die See gehalten, endlich eine große fruchtbare Insel entdeckt, die ganz mit Waldungen bewachsen, von großen tiefen Flüssen durchschnitten und sehr weit von allem festen Lande entfernt gewesen, und daß diese und in der Folge noch andre, angelockt von der Güte und Fruchtbarkeit des Bodens, mit Weibern und Kindern hingezogen wären und angefangen hätten, sich anzubauen. Als die Herren von Carthago gesehen, daß ihre Republik sich nach und nach entvölkere, haben sie ausdrücklich bei Lebensstrafe verboten, daß irgend jemand mehr dahin auswandern sollte. Sie hätten auch die vorigen Kolonisten von der Insel verjagt, aus Furcht, wie man sagt, sie möchten sich sonst mit der Zeit dergestalt vermehren,

daß sie selbst von ihnen vertrieben und ihr Staat verheert werden könnte. Diese aristotelische Erzählung paßt ebensowenig auf unsre neue Welt. Jener Mann, den ich bei mir hatte, war ein schlichter Mensch und ohne Ausbildung, welches eine geschickte Eigenschaft ist, ein glaubwürdiges Zeugnis abzulegen. Denn feine Leute beobachten wohl genauer und merken auf mehr Dinge, aber sie räsonieren nach ihrer Weise, und um ihren Auslegungen Gewicht zu geben, können sie sich nicht entbrechen, ihre Erzählung ein wenig zu drehen und zu wenden. Niemals stellen sie die Sachen so rein dar wie sie sind; sie beugen und verschleiern sie nach der Gestalt, die sie ihnen angesehen haben, und um ihrem Urteil ein Ansehen zu verschaffen und uns demselben beifällig zu machen, leihen sie gerne von dieser Seite ihrer Materie ein wenig, vergrößern und verschönern sie. Es erfordert entweder einen sehr zuverlässigen Mann, oder einen so einfältigen, der nicht imstande ist eine falsche Angabe zu schmieden oder ihr Wahrscheinlichkeit zu geben, auch von keiner Sache vorhin eingenommen sei. Mein Mann war von dieser Beschaffenheit. Überdem hat er mir auch zu verschiedenen Malen mehr als einen Seefahrer und Kaufmann gezeigt, die er auf seiner Reise gekannt hatte. Also begnüg' ich mich mit seiner Nachricht, ohne mich darum zu bekümmern, was die Kosmographen dazu sagen. Wir hätten Topographen nötig, die uns eine genaue Beschreibung von den Örtern gäben, die sie gesehen haben. Aber kaum haben sie soviel vor uns voraus, daß sie Palästina gesehen haben, so wollen sie auch das Privilegium geltend machen, uns von allen übrigen Gegenden der Welt etwas Neues erzählen zu dürfen. Ich wollte, ein jeder

schriebe was er wüßte und zwar nur soviel als er davon wüßte; nicht nur allein in bezug auf Länderkunde, sondern in bezug auf alles überhaupt. Denn dieser oder jener kann eine besondere Kenntnis oder Erfahrung haben, von einem Flusse, oder von einem Brunnen, der übrigens nichts mehr weiß als was jedermann weiß. Gleichwohl wird er, um seinen Brocken an Mann zu bringen, über die ganze Naturlehre schreiben. Aus diesem Unwesen entspringen manche und große Unbequemlichkeiten.

Nun finde ich aber, um wieder auf meine Materie einzulenken, daß nach dem, was mir berichtet ist, man bei der Nation nichts wildes oder barbarisches antrifft und weiter nichts daran ist, als daß jedermann dasjenige barbarisch nennt, was nicht Sitte in seiner eigenen Heimat ist; wie wir dann wirklich auch keinen andern Maßstab für Wahrheit und Vernunft haben als Beispiele und Ideen von den Meinungen und Gewohnheiten, die wir täglich um uns herum hören und sehen: da ist beständig die vollkommne Religion, die beste Staatsverfassung, der vernünftigste und höchst edle Sittenzustand aller Dinge. Die Menschen in der neuen Welt sind wild, in eben dem Verhältnisse, wie wir die Früchte wild nennen, welche die Natur von selbst und nach ihrem eignen Fortschritte hervorgebracht hat, unterdessen es im Grunde diejenigen eigentlich sind, die wir durch unsre Künstelei verstellt und aus der gewöhnlichen Ordnung herausgerissen haben, welche wir so nennen sollten. In jenen sind die wahren und natürlichen Kräfte und Eigenschaften lebendiger und wirksamer als in denen, welche wir herabgesetzt haben, um sie dem Vergnügen unsres verweichelten Geschmacks genießbarer zu machen.

Und gleichwohl findet sich in vielen ungekünstelten Früchten jenes Landes ein sehr feiner Geschmack, selbst für unsern Gaumen, trotz den Früchten, die wir mit vieler Sorgfalt erzielen. Es ist nicht billig, daß die Kunst die Ehre über unsre große und mächtige Mutter Natur davontrage. Wir haben durch unsre Erfindungen die Schönheit und den Reichtum ihrer Werke dergestalt überladen, daß sie ganz unter der Last erliegt. Wir sehen aber dagegen auch, daß allenthalben, wo sie in ihrer Reinheit glänzt, unsre eiteln und törichten Pfuschereien gar mächtig von ihr beschämt werden.[1]

Et veniunt hederae sponte sua melius,
Surgit et in solis formosior arbutus antris;
— — — — — — — — — —
Et volucres nulla dulcius arte canunt.[2]

Alle unsre Kräfte reichen nicht einmal hin, das Nest eines kleinen Vögeleins nachzumachen, weder in Ansehung seines Baues, noch seiner Schönheit, noch der Eigentümlichkeit seines Gebrauchs. Nicht einmal das Gewebe einer verächtlichen Spinne können wir nachmachen! Alle Dinge, sagt Plato,[3] werden entweder durch die Natur oder das Glück oder die Kunst hervorgebracht. Die größten und schönsten durch eins von den beiden ersten, die geringeren und unvollkommneren durch die letzte. Diese Völker scheinen mir also nur

[1] Vgl. den Anfang von Rousseaus Emile: „Alles ist schön, wenn es die Hand des Schöpfers aller Dinge verläßt, alles entartet unter den Händen des Menschen."

[2] **Et veniunt hederae.** Properz I, 2 10. V., Zitate: Lustiger wächst der Efeu ohne Zwang, wild der Hagedorn besser als im Garten gezogen und Vögel singen nicht so lieblich durch Kunst.

[3] **Sagt Plato.** Gesetze.

insofern barbarisch, als sie noch sehr wenig Bildung von menschlichem Witze empfangen haben und noch sehr nahe an die Unbefangenheit des rohen Urstandes der Natur grenzen. Sie befolgen noch die natürlichen Gesetze und sind durch die unsrigen noch wenig verderbt; sondern in solcher Reinheit, daß mich es zuweilen unwillig macht, daß ihre Kenntnis nicht früher zu uns gelangt sei, zu einer Zeit, da noch Menschen lebten, die besser darüber zu urteilen gewußt hätten als wir.

Es tut mir leid, daß Lycurg und Plato keine Kenntnis davon hatten; denn mich deucht, daß dasjenige, was wir durch die Erfahrung von jenen Völkern wissen, nicht nur alle Malereien übertreffe, womit die Dichtkunst das goldne Zeitalter ausgeschmückt hat, nebst allen den Erfindungen, um einen glücklichen Zustand der Menschheit zu erdichten; sondern selbst die spekulativen Begriffe der Philosophie und sogar ihre Wünsche. Die Philosophen haben sich keinen so reinen und so einfachen Natursinn vorstellen können als wir aus der Erfahrung ersehen, und haben nicht glauben können, daß unsre Gesellschaft mit so wenig menschlicher Kunst und Flickwerk bestehen könne. Es ist eine Nation, würde ich zu Plato sagen, unter der es keine Hoffnung zum Handelsgewinn gibt, keine Bekanntschaft mit der Gelehrsamkeit; keine Lehre von den Zahlen; keinen Namen für bürgerliche Obrigkeit oder für Häupter des Staats; keine eingeführte Knechtschaft; keinen Reichtum und keine Armut; keine Kontrakte; keine Erbfolge; keine Teilung; keine andere Beschäftigung als der Muße; kein Verhältnis der Verwandtschaft als der allgemeinen; keine Kleider; keinen Ackerbau; kein Metall;

keinen Gebrauch des Weins oder des Korns. Selbst solche Worte, welche Lügen andeuten, oder Verrat, Falschheit, Geiz, Mißgunst, Verleumdung, Verzeihung, sind bei ihnen unerhört. Wie weit entfernt von dieser Vollkommenheit würde er die Republik finden, welche er, nach seiner Einbildung, entwarf. Viri a diis recentes.[1]

Hos natura modos primum dedit.[2]

Übrigens leben sie in einer sehr angenehmen Gegend des Landes unter einem sehr gemäßigten Himmelsstriche, so daß, wie mir meine Zeugen gesagt haben, es sehr selten ist, bei ihnen einen kranken Menschen zu sehen; und haben sie mich versichert, keinen vor Alter zitternden, triefäugigen, zahnlosen oder gebückt gehenden Menschen gesehen zu haben. Sie haben ihre Wohnungen längs der Küste des Meeres und sind auf der Seite des Landes von sehr großen und hohen Gebirgen gedeckt: so, daß zwischen beiden eine Strecke von ungefähr fünfzig Meilen Breite liegt. Sie haben großen Überfluß an Fischen und Gewilde, die gar keine Ähnlichkeit mit den unsrigen haben; und essen solche ohne andre Künstelei, als sie gar zu machen. Der erste, der ein Pferd hinbrachte, ob er gleich bei vielen andern Reisen Umgang mit ihnen gehabt hatte, erregte bei ihnen, durch seine Reiterfigur, einen solchen Abscheu, daß sie ihn mit

---

[1] Viri a diis. Dies Zitat, das bei B. fehlt, steht nur in dem Exemplar, das Naigeon (1802) benutzt hat. Es findet sich bei Seneca, Ep. 90: Männer, frisch aus der Hand der Gottheit hervorgegangen.

[2] Hos natura modos. Vergil, Georg, II, 20. B., Zitate: Uns zeigte diese Weise in ihren Werken die Natur allein.

Pfeilen erschossen, bevor sie ihn noch hatten erkennen können.

Ihre Gebäude sind sehr lang und können zwei- bis dreihundert Seelen fassen; sie sind mit Rinde von großen Bäumen ausgefüttert, reichen an einer Seite bis auf die Erde und stützen und halten sich vermittelst der Forsten an einander, so etwa, wie einige unsrer alten Scheuern, deren Dachung bis auf die Erde herabgeht und einen Schirm abgibt. Sie haben ein so hartes Holz, daß sie daraus ihre Degen und die Roste, ihr Fleisch zu braten, verfertigen.

Ihre Betten machen sie aus einem Gewebe von Baumwolle, und sind solche unterm Dache aufgehängt, wie die Hängematten auf unsern Schiffen, und jeder hat sein eignes; denn die Weiber schlafen von ihren Männern abgesondert. Sie stehen mit Sonnenaufgang auf und essen, gleich nachdem sie aufgestanden sind, ihre Mahlzeit für den ganzen Tag, und hernach den Tag nicht wieder. Sie trinken dabei nicht, wie Suidas von einigen andern orientalischen Völkern sagt, welche außer der Mahlzeit tranken. Sie trinken verschiedene Male des Tages und reichlich. Ihr Getränk wird aus gewissen Wurzeln zubereitet und gleicht an Farbe unserm hellroten Weine. Sie trinken es nicht anders als lauwarm. Dieses Getränk hält sich nicht länger als zwei oder drei Tage. Es fällt ein wenig auf die Zunge, berauscht gar nicht, ist dem Magen diensam, und öffnet denen den Leib, die nicht daran gewöhnt sind. Wer aber daran gewöhnt ist, für den ist es ein angenehmes Getränk.

Statt des Brotes essen sie ein gewisses weißes Gewächs, ungefähr dem mit Zucker eingemachten Koriander

ähnlich. Ich habe davon versucht: sein Geschmack ist zwar süß, aber ein wenig libberhaft[1].

Der ganze Tag wird mit Tanzen zugebracht. Die Jüngsten gehen mit Pfeil und Bogen auf die Jagd. Ein Teil der Weiber macht sich damit zu schaffen, das Getränk zu erwärmen, worin ihre Hauptpflicht besteht. Unter den ältesten Männern ist immer einer, der des Morgens, vor dem Essen, der ganzen Gemeinde in der Scheuer vorpredigt, indem er von einem Ende bis zum andern umhergeht und eine und dieselbe Sache oft wiederholt, so lange, bis er ganz herum ist (denn es sind Gebäude, welche wohl hundert Fuß in der Länge haben). Er legt ihnen nur zwei Pflichten vor: die Tapferkeit gegen die Feinde und die Freundschaft gegen ihre Weiber. Er unterläßt niemals den Hauptsatz oft zu wiederholen, daß man den Weibern diese Liebe schuldig sei, weil solche ihnen ihren Trank schmackhaft zubereiten und lauwarm erhalten. Man sieht an manchen Orten, und unter andern auch bei mir, die Formen ihrer Betten, ihrer Schwerter, ihrer hölzernen Armbänder, womit sie im Gefecht die Faust decken, und große, an einem Ende ausgehöhlte Rohrstäbe, durch deren Ton sie bei ihren Tänzen Takt halten. Sie sind durchaus glatt geschoren, und nehmen sich den Bart viel reiner ab als wir, obgleich ihre Schermesser nur von Holz oder Stein gemacht sind. Sie halten die Seele für unsterblich, und daß diejenigen, welche die Gunst der Götter erworben haben, in die Gegend des Himmels versetzt werden, wo die Sonne aufgeht, die Verfluchten aber in die Gegend des Niedergangs.

---

[1] Libberhaft. Fade.

Sie haben, ich weiß nicht was für eine Art von Priestern und Propheten, die sich dem Volke sehr selten zeigen und ihren Aufenthalt in den Gebirgen haben. Bei ihrer Ankunft stellt man große Feste und Versammlungen von verschiedenen Dörfern an. (Ich habe schon gesagt, daß jede Scheuer ein Dorf ausmacht. Sie liegen ungefähr eine halbe Meile weit von einander entfernt.) Dieser Prophet redet zu ihnen in öffentlicher Versammlung, indem er sie zur Tugend und zu ihren Pflichten vermahnt. Allein ihre ganze Wissenschaft der Moral enthält nur die beiden Artikel: Entschlossenheit im Kriege und Liebe zu ihren Weibern. Er prophezeiet ihnen auch zukünftige Dinge und den Ausgang, den sie von ihren Unternehmungen hoffen sollen; rät zum Kriege, oder rät davon ab. Hierbei muß er aber wohl auf seiner Hut sein; denn, wofern die Sachen anders ausfallen als er geweissagt hat und man wird seiner habhaft, so läuft er Gefahr, als ein falscher Prophet verdammt und in Stücke zerhauen zu werden. Aus dieser Ursache läßt sich auch keiner, dem es einmal mißglückt ist, wieder sehen.

Der Geist der Weissagung ist eine Gabe Gottes; daher ihr Mißbrauch eine öffentliche Betrügerei ist, die bestraft zu werden verdient. Bei den Scythen[1] schmiedete man die Wahrsager, wenn sie falsche Dinge verkündigt hatten, an Händen und Füßen auf einen Wagen, den man mit Reisholz belud, Ochsen davor spannte, und also verbrennen ließ. Solche Personen, welche Dinge behandeln, die vom menschlichen Verstande und Kräften abhängen, sind zu entschuldigen, wenn sie nur tun, was sie vermögen. Jene andern

[1] Bei den Scythen. Nach Herodot.

aber, die uns mit unverschämter Dreistigkeit von Wundergaben vorschwatzen, die über unserem Verstande liegen, sollte man die nicht strafen wegen der Nichterfüllung ihres Versprechens und wegen der Verwegenheit ihres Betrugs?

Jene Völker haben ihre Kriege mit den Nationen, die hinter den Gebirgen, tiefer hin im festen Lande, wohnen; gegen diese ziehen sie aus, ganz nackt, und ohne alle andre Waffen als Bogen und Pfeile oder Schwerter von Holz, die an einem Ende zugespitzt sind wie das Eisen an unsern Spießen.

Man erstaunt über die Hartnäckigkeit in ihren Gefechten, die sich niemals ohne Blut und Mord endigen. Denn von Furcht und Flucht haben sie keinen Begriff. Ein jeder trägt zum Siegeszeichen den Kopf des Feindes, den er getötet hat, und befestigt solchen am Eingange seiner Wohnung. Nachdem sie eine ziemliche Zeit lang ihren Gefangenen sehr gut behandelt und ihm alle Bequemlichkeit verschafft haben, die sie nur ersinnen können, beruft derjenige, in dessen Gewalt er ist, eine große Versammlung von seinen Bekannten zusammen. Er bindet an den einen Arm des Gefangenen einen Strick, an dessen anderm Ende er ihn festhält, aber so weit von sich entfernt, daß er von ihm nichts befürchten dürfe und gibt dem liebsten unter seinen Freunden den andern Arm auf dieselbige Art zu halten: und diese beiden richten ihn in Gegenwart der ganzen Versammlung mit ihren Schwertern hin. Ist das geschehen, so rösten sie ihn und essen ihn in Gemeinschaft und schicken ihren abwesenden Freunden davon ihre Portionen. Dies tun sie nicht, wie man denkt, aus Hunger, wie wohl ehedem die Scythen, sondern es geschieht, um eine

heftige Rache anzudeuten. Daß dem also sei, erhellet aus folgendem: Als sie wahrgenommen hatten, daß die Portugiesen, die sich mit ihren Gegnern verbündet hatten, sich gegen sie einer andern Todesart an ihnen bedienten, wenn sie von ihnen gefangen wurden, die darin bestand, daß sie die armen Wichte bis an die Hüften in die Erde gruben und auf den Oberleib eine Menge Pfeile schossen und danach sie aufhängten, so dachten sie, daß diese Leute aus unsrer andern Welt, welche bei ihren Nachbarn den Samen so mancher Untat ausgestreut hätten, und welche viel größre Meister in allen Arten von Bosheiten wären als sie, nicht ohne ihre guten Ursachen diese Art von Rache übten, und daß solche viel bittrer sein müßte als die ihrige; daher sie dann anfingen, ihre alte Art fahren zu lassen, um dieser neuen portugiesischen Weise zu folgen. Es tut mir nicht leid, daß wir die barbarischen Greuel bemerken, die bei einem solchen Verfahren verübt werden, wohl aber ärgert es mich, daß, da wir so richtig über ihre Fehler urteilen, wir über die unsrigen so blind sind. Ich denke, es sei weit ärgere Barbarei dabei, einen Menschen lebendig zu fressen als tot zu fressen; einen Körper durch Qualen und Martern zu zerfleischen, der noch alle seine Gefühle hat, ihn bei langsamem Feuer zu braten, durch Hunde und Schweine zerreißen lassen (wie wir dergleichen nicht etwa bloß gelesen, sondern noch erst kürzlich gesehen haben, und das dazu nicht etwa unter alten Erbfeinden, sondern unter Nachbarn und Bürgern eines und desselben Staates; und was das ärgste ist, unter dem Vorwande der Religion und der Rechtgläubigkeit!) als ihn zu braten und zu verzehren, wenn er des Lebens beraubt ist.

Chrysippus und Zenon,[1] Stifter der stoischen Sekte, haben allerdings gemeint, es sei nichts Böses dabei, wenn man sich des Fleisches toter Menschen zu allerlei Notdurft bediene und auch zur Nahrung gebrauche, wie unsre Vorfahren in der Stadt Alexia taten als sie von Cäsar belagert war, da sie sich entschlossen, die Hungersnot während der Belagerung durch die Leiber der Alten, der Weiber und andrer Personen auszuhalten, die zur Wehr nicht zu gebrauchen waren.

Vascones (fama est) alimentis talibus usi
Produxere animas.[2]

Und die Ärzte scheuen sich nicht, solches für unsre Gesundheit zu allerlei Gebrauch anzuwenden, und verordnen davon innerlich und äußerlich: aber eine so verruchte Meinung ist doch noch niemals erhört, welche Verräterei, Meineid, Tyrannei und Grausamkeit rechtfertige, welches unsere gemeinsten Fehler sind. Wir mögen also jene Völker wohl, in Rücksicht auf die Vorschriften der Vernunft, Barbaren nennen, aber keineswegs in Rücksicht auf uns selbst, da wir sie in allen Arten von Barbarei übertreffen.

Ihr Krieg ist edel und großmütig, ist ebensosehr zu entschuldigen und enthält ebensoviel Schönes als diese Krankheit des Menschengeschlechts nur zulassen kann. Er entsteht bei ihnen aus keiner anderen Ursache, als aus Begierde tapfer zu sein. Sie führen keine Kriege, um neue Länder zu erobern, denn sie genießen noch der natürlichen Fruchtbarkeit des Landes, welche ihnen, ohne Arbeit, alles in solchem Überfluß dar-

[1] Chrysippus und Zenon. Nach Diogenes Laertius.
[2] Vascones. Juvenal, Satiren XV, 93. B., Zitate: Mit solcher Nahrung (sagt man) hielt Biskaiens Volk sein Leben hin.

reicht, daß ihnen an Erweiterung ihrer Grenzen gar nichts gelegen ist. Sie stehen auf dem glücklichen Punkte, wo sie nichts weiter begehren als was die Natur unumgänglich erfordert; alles, was darüber hinausgeht, halten sie für unnütz. Unter sich nennen sich alle, die ungefähr von gleichem Alter sind, Brüder. Kinder heißt man die jüngern, und die ältesten sind Väter aller übrigen. Diese hinterlassen ihre freien Besitzungen der ganzen Gemeinde zur Erbschaft, ohne andern Rechtsanspruch als den, welchen die Natur ihren Geschöpfen erteilt, indem sie solche zur Welt bringt. Wenn ihre Nachbarn über die Gebirge kommen, um sie anzufallen, und sie über solche den Sieg davontragen, so ist der Überwinderpreis der Ruhm und der Vorzug, daß sie an Kraft und Tapferkeit Meister geblieben sind. Denn mit den Gütern der Besiegten haben sie weiter nichts zu schaffen, die Überwundenen kehren heim in ihr Land, wo sie keinen Mangel an den Dingen haben, deren sie bedürfen, auch keinen Mangel an der großen Glückseligkeit, ihrer gemächlichen Lage mit Zufriedenheit zu genießen. Die Sieger machen es ebenso. Von ihren Gefangenen fordern sie kein andres Lösegeld als das Geständnis, daß sie überwunden sind: aber in einem ganzen Jahrhundert findet man nicht einen, der nicht lieber den Tod erlitte[1] als durch Mienen oder Worte der Größe seines unüberwindlichen Mutes das geringste zu vergeben. Man hat welche darunter gesehen, welche sich lieber haben töten und fressen lassen wollen als nur die kleinste Bitte um Verschonung zu tun. Man behandelt sie sehr wohl, damit

[1] B.: Unterginge.

ihnen das Leben um so lieber werde, und man unterhält sie gewöhnlich mit den Drohungen ihres bevorstehenden Todes, mit den Qualen, die sie dabei ausstehen werden, mit den Zurüstungen, die dazu gemacht werden, mit dem Abhauen ihrer Gliedmaßen und mit dem Schmause, den man auf ihre Kosten geben werde. Alles das tut man bloß in der Absicht, um ihnen nur ein zahmes Wort oder ein Flehen zu entreißen, oder ihnen Lust zu machen zu entfliehen, um sich in den Vorteil zu setzen, daß man ihnen Furcht eingejagt und ihre Standhaftigkeit überwältigt habe. Denn, wenn man es recht genau nimmt, so ist dies der wahre Punkt, worin der wahre Sieg besteht.

Victoria nulla est,
Quam quae confessos animo, quoque subjugat hostes.[1]

Die Ungarn, eine sehr kriegerische Nation, verfolgten ehemals ihre Feinde nie weiter als bis zum Entwaffnen. Denn, wenn sie ihnen das Geständnis abgenötigt hatten, sie hielten sich für überwunden, so ließen sie solche, ohne ihnen weiter Leids zu tun und ohne Lösegeld frei abziehen, ausgenommen, daß sie ihnen höchstens das Versprechen abnahmen, hinfort nicht mehr die Waffen gegen sie zu führen. Wir gewinnen manchen Vorteil über unsre Feinde, die nur erborgte Vorteile sind und uns nicht zugehören. Es ist eine Eigenschaft eines Lastträgers, und nicht der Tapferkeit, kräftige Arme und Beine zu haben. Es ist mit der Beschaffenheit der Leibeskräfte wie mit jeder toten Kraft eines Körpers: Es ist ein

[1] Victoria nulla est. Claudianus, de sexto consulatu Honorii 248. B., Zitate: Das ist kein Sieg, den nicht der Feind gesteht, der seinen Mut gedämpft fühlt.

Glücksstreich, unsern Gegner stolpern zu machen und ihm durch die Strahlen der Sonne die Augen zu blenden; es ist eine Anwendung der Kunst und Wissenschaft, die ein feiger und unnützer Kerl lernen und ein kundiger Fechtmeister werden kann.

Der eigentliche Wert eines Mannes beruht auf seinem Herzen und seinem Willen; darin liegt seine wahre Ehre. Tapferkeit besteht in Festigkeit, nicht der Schenkel oder der Fäuste, sondern der Entschlüsse der Seele; sie besteht weder im Mute unsers Streithengstes, noch in der Güte unsrer Waffen, sondern in uns selbst. Derjenige, welcher fällt, ohne daß sein Mut gedämpft ist,

Si succiderit, de genu pugnat;[1]

wer wegen naher Todesgefahr nichts von seiner Fassung verliert; wer noch, wenn er die Seele von sich haucht, seinen Feinden mit mutigen, verächtlichen Blicken ins Angesicht sieht, der ist gefällt, nicht durch uns, sondern durchs Glück; er ist getötet, nicht überwunden. Die Tapfersten sind zuweilen die Unglücklichsten. Auch gibt es Niederlagen, die des Triumphs so würdig sind als der Sieg immer sein kann. Selbst die vier Brüdersiege, die schönsten, die jemals die Sonne mit angesehen haben mag, die bei Salamis, bei Platää, bei Mycale und in Sizilien, wagten es nicht einmal, alle ihre Glorie zusammengenommen der Glorie der[2] Niederlage des Königs Leonidas und der Seinigen beim Passe der Thermopylen entgegenzusetzen.

---

[1] Si succiderit. Seneca, de providentia c. 2. B., Zitate: Der, wenn der Fuß ihm wankt, noch auf den Knieen kämpft.

[2] B.: Der Glorie wegen der.

Wer eilte jemals mit mehr rühmlicher Begierde zum Siege als der Feldherr Ischolas[1] zur Niederlage? Wer ist mit mehr Überlegung und erfindrischer Klugheit auf seine Sicherheit bedacht gewesen als er auf seinen Verlust? Ihm war aufgetragen, einen gewissen Paß im Peloponnesischen gegen die Arkadier zu verteidigen. Als dies zu tun, wegen der Natur der Lage des Orts und der Ungleichheit der Anzahl, ihm völlig unmöglich war und er wohl einsah, daß alles, was sich gegen den Feind stellte, notwendigerweise bleiben müßte, auf der andern Seite aber es unter seiner eigenen Würde und Größe und unter des lazedämonischen Namens hielt, seinen Auftrag nicht zu befolgen, so wählte er zwischen diesen beiden äußersten Übeln folgenden Mittelweg: die Jüngsten und Stärksten unter seinem Haufen sonderte er aus und schickte sie zurück, um ihr Vaterland zu schirmen. Mit den übrigen, deren Abgang minder wichtig war, beratschlagte er, diesen Paß zu behaupten und durch ihren Tod den Feinden den Durchzug so teuer zu verkaufen als nur immer möglich, wie es denn auch geschah. Denn, nachdem er bald darauf von den Arkadiern auf allen Seiten umringt worden, fielen er und alle die Seinigen, nachdem sie erst unter den Feinden ein großes Blutbad angerichtet hatten, durch die Schärfe des Schwertes. Wäre nicht das schönste Siegeszeichen, das nur jemals Überwindern bestimmt war, mit mehr Recht diesen Überwundenen zuzusprechen? Der wahre Sieg entsteht aus dem Kampfe, nicht aus gewonnenen Vorteilen. Und die Ehre der Tapferkeit ruht auf dem Fechten, nicht auf dem Erfochtenen.

---

[1] Ischolas. Nach Diodor von Sizilien.

Um auf unsre Geschichte zurückzukommen: Es fehlt so viel daran, daß sich diese Gefangenen durch alles das, was man mit ihnen vornimmt, weichherzig machen lassen sollten, daß sie vielmehr während der zwei oder drei Monate, da man sie aufzubewahren pflegt, ganz munteren Gesichts umhergehen und ihre Herren antreiben, sie doch bald auf diese Probe zu stellen; sie höhnen sie aus; tun ihnen allen Schimpf an; werfen ihnen Feigheit vor, und wie manche Schlacht solche gegen die Ihrigen verloren hätten.

Ich besitze einen Gesang, den ein Gefangener gemacht, worin sich folgende Züge befinden:

Kommt herbei mit hellem Haufen,
Kommt, gelüstet euch mein Fleisch!
Wollt ihr eure Väter fressen?
Kommt, schmeckt deren Väter auch!
Ha! ihr aller Fleisch nährt mich schon lange!
Muskeln, Adern, Zasern und Gebein
Sind aus ihrem Saft und Mark erzeuget.
Danach lüstet's euch, ihr dummen Hunde?
Nun so nagt und freßt eur eignes Mark.
Nehmt mir wieder, was ich euren Vätern nahm!

Diese Züge riechen nach nichts wenigerm als nach Barbarei.

Diejenigen, welche sie in ihrem Sterben schildern und zwar in dem Moment, wo man sie abschlachtet, schildern den Gefangenen, wie er denen, die ihn töten, ins Angesicht speit und ihnen Gesichter schneidet. Immer ist so viel wahr, daß sie bis an ihren letzten Atemzug nicht aufhören, ihren Peinigern zu trotzen und ihnen mit Mienen und Worten Hohn zu bieten. Man kann, ohne zu lügen, sagen: das heiße ich doch

recht wilde Menschen, in Vergleichung unsrer! Denn, entweder sind diese es, von einem Ende zum andern, oder wir sinds selbst. Denn zwischen ihrer Bildung und der unsrigen ist eine himmelweite Kluft.

Bei ihnen haben die Männer mehr als eine Frau, und zwar mehr oder weniger nach dem Maße ihres Ruhmes von Kriegstapferkeit. Es ist bei ihren Ehen eine vorzüglich schöne Sitte, daß eben die Eifersucht, die unsre Weiber treibt, uns an dem freundschaftlichen Umgange mit andern Personen ihres Geschlechts zu hindern, die ihrigen dahin bringt, ihnen dergleichen zu verschaffen. Da sie vor allen Dingen für die Ehre ihrer Männer besorgt sind, so geht ihre ganze Sorge darauf aus und wenden sie alles daran, so viele Gespielinnen zu bekommen als nur immer möglich ist, um so mehr, da darin ein Beweis von der Tugend ihres Ehemannes liegt. Unsre Weiber werden schreien: Wunder über Wunder! Das ists aber nicht! Es ist nur eine besondere Ehestandstugend; aber freilich aus dem höchsten Altertume. Und in der Bibel legten Lea, Rahel, Sara und die Weiber Jakobs ihren Männern ihre schönen Mägde zu, und Livia[1] beförderte die Lüsternheit und die Wünsche Augusts nach fremden Weibern; und die Gemahlin des Königs Dejotarus, Stratonica,[2] gab nicht nur ihrem Eheherrn eine von ihren schönsten Putzjungfern zu seinem Willen her, sondern erzog ihre Kinder mit der größten Sorgfalt und war ihnen mit Nachdruck behilflich, ihres Vaters Reich zu erben. Und damit man nicht meine, dies alles sei nur so eine einfältige Sitte, aus Sklavensinn, und nur ein Überbleibsel des alten Ansehns

[1] Livia. Nach Sueton.
[2] Stratonica. Nach Plutarch.

der Gewohnheit, ohne daß man darüber nachgedacht habe, und weil ihre Seelen so klotzig wären, daß sie sich daraus nicht loszuwinden vermöchten, so muß ich wohl einige Züge von ihren Fähigkeiten anführen.

Außer dem Gesange eines zum Tode geführten Gefangenen, aus dem ich einige Züge angeführt habe, besitze ich auch noch ein Lied der Zärtlichkeit, welches ungefähr so beginnt:

Fleuch nicht, Schlange, schöne bunte Schlange,
Bleib! Daß meine Schwester eine Zeichnung
Nach der Schönheit deiner Haut mir mache,
Und nach der ein schönes Band für Cora,
Meine Jugendfreundin, die ich liebe!
So nennt jeder dich die schöne Schlange.
Preiset auch dich mehr als andre Schlangen!
Fleuch nicht, schöne Schlange; schöne Schlange weile!

Nun bin ich doch aber wohl so oft den Dichtern durchs Haus gelaufen, daß ich noch so viel behalten habe, in diesem Liede webe eben kein Gedanke eines Barbaren, sondern, daß es ganz anacreontisch klinge.

Ihre Sprache ist übrigens sanft und von angenehmem Klange und hat Ähnlichkeiten mit den griechischen Endungen. Drei ehrliche Menschen unter ihnen (welchen es wohl nicht ahnen mag, wie teuer eines Tags ihrer Ruhe und ihrer Glückseligkeit die Kenntnis unsrer verderbten Sitten zu stehen kommen und die Bekanntschaft mit uns ihren Untergang nach sich ziehen werde, wie ich leider voraussetze, daß das so weit nicht mehr hin sei), die unglücklich genug waren, sich ins Netz der Neugier verlocken zu lassen und der Anmut ihres Landes zu entsagen, um das unsere zu besehen, kamen zu der Zeit nach Rouen,

als der König Karl IX.[1] sich dort aufhielt. Der König sprach lange mit ihnen. Man zeigte ihnen unsre Art zu leben, unsre Pracht, die Einrichtung einer schönen Stadt! Nachher befragte sie jemand, um zu wissen, was sie für das Merkwürdigste befunden hätten. Sie antworteten: dreierlei Dinge; wovon ich das dritte, zu meinem Leidwesen, vergessen habe. Zwei davon aber sind mir noch im Gedächtnis geblieben. Erstens, sagten sie, käme es ihnen sehr wunderbar vor, daß so viele große Männer, mit Haar auf dem Kinne, dabei stark und bewaffnet, die den König umgaben (wahrscheinlicherweise meinten sie die Schweizer- und die Leibwache), sich dazu bequemten, einem Kinde zu gehorsamen, und daß man nicht lieber einen von ihnen wählte zum Befehlen; zweitens (sie haben in ihrer Sprache den Gebrauch, daß sie die Menschen Hälften des einen von dem andern nennen) hätten sie bemerkt, daß es bei uns Menschen gebe, welche alle Dinge zur Bequemlichkeit im höchsten Überfluß hätten und daß ihre Hälften als arme, magre und verhungerte Geschöpfe vor ihren Türen bettelten und könnten sie nicht begreifen, warum diese so armen Hälften eine solche Ungerechtigkeit geduldig trügen und warum sie die andern nicht bei der Kehle faßten, oder ihre Häuser in Brand steckten!

Ich habe eine ganze Weile mit einem gesprochen; zum Unglück aber hatte ich einen Dolmetscher, der mich nur wenig verstand, und dessen Dummheit nicht imstande war, meine Gedanken zu fassen, so daß aus der Unterredung nicht viel herauskam. Auf die Frage, was für Vorteil er von der Oberstelle habe, die er

[1] Karl IX., 1560—74.

unter den Seinigen bekleidete (denn es war ein Kriegsoberster und unsre Matrosen nannten ihn König), antwortete er mir: der Vorteil bestände darin, daß er im Kriege voranginge. Wie viel Mann ihm im Kriege folgten? Da bezeichnete er mir einen gewissen Raum, um anzudeuten, es wären ungefähr so viel als darauf Platz hätten, welches wohl zwischen vier- und fünftausend sein mochten. Ob nach geendigtem Kriege sein ganzes Ansehen erloschen sei? versetzte er: so viel bliebe ihm davon, daß, wenn er die Dörfer visitierte, die unter ihm stünden, man ihm die Wege durch ihre Waldungen bahnte, damit er bequem hindurch kommen könne. Alles das ist so übel eben nicht, sagt man; aber, was tuts? Sie tragen doch keine Beinkleider!

Einunddreißigstes Kapitel

Man muß nicht verwegen und dreist über göttliche Anstalten urteilen

Der wahre Tummelplatz der Betrüger und ihre Krammärkte sind die unbekannten oder geheimen Wissenschaften. Um so mehr, weil erstlich das Geheime dabei die Neugierde reizt, und zweitens, weil solche als unseren gewöhnlichen Vernunftbegriffen nicht unterworfen uns die Mittel benehmen, sie zu bestreiten. Aus dieser Ursach, sagt Plato,[1] ist es viel leichter, über die Natur der Götter als über die Natur der Menschen etwas Befriedigendes zu sagen; denn die Unwissenheit des Zuhörers gewährt völlige Freiheit

[1] Sagt Plato. Im Critias.

und die uneingeschränkteste Bequemlichkeit, eine verborgene Materie zu handhaben. Daher kommt es, daß nichts so zuversichtlich geglaubt wird als das, wovon man am wenigsten weiß, und daß keine Leute zuversichtlicher auftreten als diejenigen, welche uns Märchen erzählen, wie die Alchimisten, Astrologen, Wahrsager, Handgucker, Wunderdoktoren, Geisterseher und id genus omne.[1] An welche ich, wenn ich nur dürfte, einen Haufen Menschen anreihen möchte, welche die Absichten Gottes als bestallte Aufseher erklären und auslegen und ihr Geschäft daraus machen, von jeder Begebenheit die Ursache anzugeben und in den Geheimnissen seines göttlichen Willens die unerforschlichen Ursachen seiner Werke zu durchschauen. Und ungeachtet die stete Verschiedenheit und das Unvereinbare in den täglichen Begebenheiten sie aus einer Ecke in die andre, und vom Mittag bis gen Mitternacht schleudert, sie sich doch nicht irre machen lassen, sondern auf ihren fünf Augen bestehn und aus einem Topfe Weiß und Schwarz malen. Bei einer indischen Nation herrscht der löbliche Brauch: Wenn es ihnen in einem Scharmützel oder einer Schlacht unglücklich geht, so bitten sie die Sonne, ihre Gottheit, öffentlich um Verzeihung, gleichsam als für eine ungerechte Handlung, und schreiben ihr Glück und Unglück der Beurteilung ihrer Gottheit zu und unterwerfen derselben ihre eignen Meinungen und Urteile.

Für einen Christen ist es hinlänglich, zu glauben, Gott schicke ihm alles zu, und alles mit Danksagung gegen seine göttliche unerforschliche Weisheit anzunehmen; aber auch als Zeichen der Liebe anzunehmen,

---

[1] Id genus omne. Und dergleichen. Horaz, Satiren I, 2, 2.

unter was für Gestalt sie ihm auch zugeschickt werden. Ich kann aber keineswegs billigen, was ich so im Schwange gehen sehe, daß man unsre Religion durch den glücklichen Fortgang unsrer Unternehmungen zu bestätigen und zu unterstützen sucht. Unser Glaube beruht an sich schon auf sicheren Gründen, ohne der Begebenheiten zur Bekräftigung zu bedürfen. Denn wird das Volk an solche Beweisarten gewöhnt, denen es ohnehin sehr geneigt ist, so ist Gefahr, daß es auch in seinem Glauben wankend werde, wenn nun die Begebenheiten wieder widerwärtig und nachteilig ausfallen; wie in den Kriegen, worin wir jetzt der Religion wegen verwickelt sind, wenn da diejenigen, welche in dem Treffen bei Roche l'Abeille[1] die Oberhand behielten, darüber große Freudenfeste anstellen und dies gute Glück für eine zuverlässige Erklärung des Himmels für ihre Partei ausgeben; und dann wieder ihr widriges Schicksal bei Montcontour und bei Jarnac[2] damit entschuldigen, daß sie es für väterliche Zuchtruten annehmen: so müßten sie den Verstand des Volks ganz und gar in ihrer Gewalt haben, oder es wird es bald genug gewahr werden, daß das aus einem Sacke zweierlei Mehl nehmen und kalt und warm aus einem Munde blasen heißt. Es wäre besser, man sagte ihm die reinen Gründe der Wahrheit.

Es ist eine schöne Seeschlacht, welche vor einigen Monaten[3] Don Juan d'Austria über die Türken er-

[1] In dem Treffen bei Roche l'Abeille. Im Mai 1569 fand dies Treffen zwischen dem Admiral Coligny und dem Herzog von Anjou statt.

[2] Montcontour und Jarnac. Der Herzog von Anjou gewann die Schlacht bei Jarnac im März 1569, die bei Montcontour im Oktober d. J.

[3] Bei Lepanto im Oktober 1571.

fochten hat. Aber es ist auch der gnädige Wille Gottes gewesen, uns wohl ehemals ähnliche, auf unsere Kosten, erleben zu lassen. Kurz, es ist schwer, göttliche Schickungen auf unsre Wagschale zu bringen, und solche richtig zu pfünden. Und wer davon die Gründe angäbe, daß Arius und sein Papst Leo, die ansehnlichsten Häupter jener Ketzerei, zu verschiedenen Zeiten auf eine gleiche und sonderbare Art starben (denn da sie wegen Bauchgrimmen, aus der Disputation weg, zum Leibstuhle gingen, gaben sie auf demselben plötzlich ihre Seelen auf) und dabei es als eine schwere Rache Gottes vorstellen wollte, daß sie an einem solchen Orte den Tod fanden, der könnte auch noch den Tod des Heliogabalus hinzufügen, der an einem ähnlichen Orte ermordet ward. Aber wie, der fromme Irenäus hatte eben dasselbe Schicksal? Ja, Gott wollte uns lehren, daß die guten Menschen etwas anderes zu hoffen und die Bösen etwas anderes zu fürchten haben als Glück oder Unglück auf dieser Welt; er ordnet und verteilt beides nach seinem verborgenen Rate und nimmt uns die Mittel, darüber nach unsrer Dummheit zu schalten; und treiben diejenigen nur ihren Spott, welche göttliche Schickungen nach der menschlichen Vernunft erklären und mit glücklichen Zufällen sich brüsten wollen. Sie teilen niemals einen Streich aus, ohne dafür zwei wieder zu bekommen. Der heilige Augustinus führt daraus einen schönen Beweis wider seine Gegner. Es ist ein Zwist, der mehr durch die Waffen der Vernunft entschieden wird. Man muß sich mit dem Lichte begnügen, das die Sonne uns durch ihre Strahlen zuzusenden beliebt, und wer seine Augen erhebt, um ein noch größeres in ihrem Körper zu haschen, den

muß es nicht wundernehmen, wenn er für die Mühe seiner zu großen Lichtgier mit Blindheit gelohnt wird. Denn welcher Mensch weiß Gottes Rat? Oder wer kann denken, was Gott will? (Buch der Weish. K. 9. V. 13.)[1]

Zweiunddreißigstes Kapitel

Wollüste soll man, mit Gefahr des Lebens, fliehen

Ich hatte wohl so viel gesehen, daß die Meinungen der meisten Alten darin übereinstimmten, es sei Zeit zum Sterben, wenn das Leben mehr Böses als Gutes erwarten läßt, und das Leben zu unsrer Qual und unserm Kummer erhalten, heiße geradezu die Regeln der Natur selbst umstoßen, wie diese alten Lehren besagen.

Ἢ ζῆν ἀλύπως, ἢ θανεῖν εὐδαιμόνως.
Καλὸν τό θνήσκειν οἷς ὕβριν τό ζῆν φέρει.
Κρεῖσσον τὸ μὴ ζῆν ἐστι, ἢ ζῆν ἀθλίως.[2]

Die Verachtung des Todes aber bis auf den Grad zu treiben, daß man den Tod ergreife, um sich der Ehren, der Reichtümer, des hohen Standes und andrer solcher Vorzüge zu entziehen, die wir Glücks-güter zu nennen pflegen, und das so gleichsam, als ob die Vernunft nicht schon genug daran zu tun hätte,

[1] Bode übersetzt hier das lateinische Zitat im Text.

[2] Ἢ ζῆν ἀλύπως. Vgl. Stobäus, serm. 20. B., Zitate: Heil ist Sterben dem, der im Elend lebt. Wer des Lebens Schande fühlt, der suche Ehr' im Tode. Nicht sein ist viel besser als immer elend sein.

uns zu überreden, ihrer müßig zu gehen, ohne ihr noch diese neue Last aufzubürden: davon hätte ich nicht gewußt, ob es jemand befohlen oder ausgeübt hätte, bis mir die Stelle beim Seneca[1] in die Hände fiel, wo er dem Lucilius, einem Manne von großem Ansehen und Gewicht beim Kaiser, den Rat gibt, er solle diese prächtige wollüstige Lebensart aufgeben, den Ehren der Welt entsagen und ein einsames, ruhiges und philosophisches Leben ergreifen! und da Lucilius dagegen einige Schwierigkeiten anführt, zu ihm sagt: Ich bin der Meinung, du müssest diese Lebensart verlassen, oder das Leben ganz und gar. Ich rate dir noch immer zum leichtesten, und lieber zum Auflösen als zum Zerreißen des Knotens, den du übel geschürzt hast; nur mit dem Bedinge, daß du ihn zerreißest, wenn du ihn nicht anders lösen kannst. Es ist kein Mensch so feige, der nicht lieber einmal für allemal einen Sprung wagen sollte, als in ewiger Angst schweben, zu fallen; und ich hätte diesen Rat der stoischen Härte sehr angemessen gefunden; aber, es ist noch wundersamer, daß er von Epikur entlehnt ist, der über diesen Punkt an den Idomenäus eben dasselbe schreibt. So glaub' ich auch bei unsern heutigen Gelehrten ähnliche Züge vorgefunden zu haben, nur mit christlicher Mäßigung.

Sankt Hilarius, Bischof zu Poitiers, so berühmt wegen seines Eifers gegen die arrianische Ketzerei, erhielt, als er in Syrien sich aufhielt, die Nachricht, daß seine einzige Tochter, Abra, die er bei ihrer Mutter in Europa gelassen hatte, von den ansehnlichsten Herren des Landes zur Ehe begehrt würde, weil sie

[1] Die Stelle beim Seneca. Epist.

Erbin eines ansehnlichen Vermögens, dabei schön und in voller Blüte der Jahre war. Er schrieb ihr darüber (wie wir finden), sie möchte ihre Neigung an keines dieser Vergnügen und an keinen dieser Vorteile heften, die man ihr anböte: er habe ihr auf seiner Reise eine Partie ausgefunden, die ihrer weit würdiger sei, und einen Bräutigam von weit größerer Herrlichkeit und Pracht, der sie mit Kleidern und Geschmeide von unschätzbarem Wert beschenken würde. Seine Absicht war dabei, ihr allen Wohlgefallen an den Freuden dieser Welt zu benehmen und sie gänzlich an Gott zu gewöhnen. Hierzu aber schien ihm das kürzeste und sicherste Mittel der Tod seiner Tochter zu sein; daher unterließ ers nicht an Gelübden, Bitten und Flehen zu Gott, daß er solche aus der Welt und zu sich nehmen möchte; wie dann auch geschah. Denn bald nach seiner Heimkunft verstarb sie, worüber er eine sonderbare Freude bezeigte. Der gute Hilarius scheint es darin noch weiter getrieben zu haben, daß er sich zu diesem Mittel gleich anfangs auf der Stelle entschloß, welches sie sonst nur für einen Notbehelf halten; und weil es wirklich seine einzige Tochter betraf. Aber, ich will doch das Ende dieser Geschichte nicht auslassen, obgleich es nicht zu meinem eigentlichen Zwecke gehört.

Als die Ehegattin des Sankt Hilarius von ihm vernommen hatte, wie es mit dem Tode ihrer Tochter nach seinem Vorsatze und Willen zugegangen sei, und wie solche weit glücklicher daran wäre, dieser Welt entnommen als darin geblieben zu sein, so faßte sie ein so lebhaftes Verlangen nach der ewigen und der himmlischen Seligkeit, daß sie ihrem Ehemann aufs eifrigste anlag, das nämliche Schicksal für sie

zu erbeten; und als Gott ihr gemeinschaftliches Gebet erhörte und sie bald darauf zu sich nahm, so war es ein Tod, der mit außerordentlicher gemeinsamer Freude aufgenommen ward.

Dreiunddreißigstes Kapitel

Man findet oft das Glück[1] mit der Vernunft auf einerlei Wege

Die unaufhörliche Beweglichkeit des Glücks macht, daß es uns alle Arten von Gesichtern zukehren muß. Gibt es wohl eine strenger gerechte Handlung als folgende? Als der Duc de Valentinois[2] beschlossen hatte, Adrian Kardinal von Corneto durch Gift aus der Welt zu schaffen, bei welchem Papst Alexander der Sechste und er im Vatikan zum Abendessen gehen wollten, schickte er einige vergiftete Flaschen Wein voraus dahin, und ließ dem Kellermeister sagen, er solle solche ja gut verwahren! Der Papst, der eher angekommen war als sein Sohn, forderte zu trinken; der

---

[1] In seinem Reisetagebuch (vgl. das.) erzählt Montaigne im Abschnitt über seinen römischen Aufenthalt, daß die kirchlichen Zensoren das Wort „Glück“ in den „Essais“ beanstandeten. Es war allgemein verboten, von Schicksal statt von Vorsehung zu sprechen. Ein oft benutztes Mittel bestand darin, im Text, der der Zensur vorgelegt wurde, einen der Kirche angenehmen Ausdruck zu gebrauchen und dann in einem nachträglich hinzugefügten Druckfehlerverzeichnis ihn zurückzuziehen und den verpönten einzuschmuggeln. Etwa derart, daß statt **facta fata** zu lesen war oder daß der Papst statt Oberhaupt der Kirche als Oberhaupt der katholischen Kirche bezeichnet wurde.

[2] Als der Duc de Valentinois. Nach Guiccardini. Im Jahre 1503.

Kellermeister, in der Meinung, der Wein sei ihm bloß seiner vorzüglichen Güte wegen empfohlen, ließ dem Papste davon reichen, und der Duc selbst, der in dem Augenblick anlangte als man sich zu Tische setzen wollte, und sicher darauf rechnete, daß man seine Flaschen nicht angebrochen haben würde, bekam ebenfalls davon; solchergestalt, daß der Vater sehr bald davon starb, und der Sohn, nachdem er die Schmerzen einer langwierigen Krankheit ausgestanden hatte, einem anderen und schrecklicheren Ende vorbehalten ward.

Zuweilen scheint es, als ob das Glück sich, in einer ausdrücklich dazu ausgewählten Stunde, an uns reiben wolle. Herr d'Estree, Standartenjunker im Regiment Vendome, und Herr de Licques, Leutnant bei der Kompanie des Duc d'Ascot, bewarben sich beide um die Schwester des Herrn de Foungueselles[1], obgleich sie von entgegengesetzten Parteien waren, wie sich das wohl bei Grenznachbarn ereignet; und der Herr de Licques führte die Braut heim. Am Hochzeitstage aber, und was noch das Ärgste, noch vorm Zubettgehen, wandelte den Bräutigam die Lust an, zu Ehren seiner Braut eine Lanze zu brechen, und er zog hin, nahe bei Sankt Omer ein Scharmützel zu wagen, worin der Herr d' Estree ihm an Mannschaft überlegen war und ihn zum Gefangenen machte, und um seinen Vorteil recht hoch anzuschlagen, mußte ihn noch die Jungfer Braut,

Conjugis ante coacta novi dimittere collum,
Quam veniens una atque altera rursus hyems
Noctibus in longis avidum saturasset amorem.[2]

[1] Fouquerolles. Vgl. Martin du Bellay, Memoiren, Buch II.

[2] Conjugis ante coacta. Catull LXVIII, 81. B., Zitate: Noch ehe sie sich genötigt fühlt, nach herzigem Umarmen den

um die Gefälligkeit bitten, ihr seinen Gefangenen frei zu lassen; wie er dann tat, weil die französische Höflichkeit nie einer Dame etwas abschlägt. Scheint es nicht, daß dies ein recht künstlich ersonnener Streich des Schicksals war?

Constantin, Sohn der Helena, gründete das orientalische Kaisertum zu Constantinopel, und viele Jahrhunderte nachher machte Constantin, Sohn einer andern Helena, demselben ein Ende.

Zuweilen scheints dem Glücke zu gelüsten, mehr zu tun als unsre Wunder. Wir sind belehrt, daß, als der König Clovis[1] Angouleme belagerte, die Mauern, durch die Gnade des Himmels, von selbst umfielen; und Bouchet hat bei einigen Geschichtsschreibern gelesen, der König Robert habe eine Stadt belagert, und als er sich von der Belagerung weg begeben, um seinem Gelübde zufolge der Feier des Festes Sankt Aignan in Orleans beizuwohnen, seien bei einer gewissen Stelle der heiligen Messe die Mauern der belagerten Stadt von selbst übern Haufen gefallen, ohne daß man dabei etwas getan. Gerade das Gegenteil[2] tat es in unserm mailändischen Kriege; denn der Hauptmann Rense belagerte von unsrer Seite die Stadt Eronne,[3] und hatte eine Strecke von der Mauer unterminieren lassen. Diese Mauer ward auch von der Mine gewaltig aus der Erde gesprengt, fiel aber so im ganzen Stück und so senkrecht wieder

---

Hals des Goldmanns zu entlassen, und eh' noch lange Winternächte das glühendheiße Kußgefecht ein wenig abgekühlt.

[1] Chlodwig.

[2] Gerade das Gegenteil. Nach Martin du Bellays Memoiren.

[3] Eronne. Arona am Lago Maggiore.

in die Öffnung, daß die Belagerten sich ihrer vor wie nach bedienen konnten.

Zuweilen spielt es den Arzt. Jason,[1] der Pheräer, hatte ein Geschwür in der Brust, welches die Ärzte für unheilbar erklärten; er aber wünschte sich auf alle Fälle, wenigstens durch den Tod, davon befreit zu sehen, und stürzte sich daher in einer Schlacht in den dichtesten Haufen der Feinde. Hier ward er hart verwundet, aber solchergestalt auf den glücklichen Punkt, daß sein Geschwür davon aufging und er geheilt ward.

Übertraf es nicht den Maler Protogenes[2] in der Kenntnis seiner Kunst? Dieser hatte einen vor Müdigkeit liegenden Hund gemalt, und war beim letzten Überfahren mit allen übrigen Teilen des Gemäldes zufrieden, ausgenommen mit dem Geifer und Schaume am Maul, den er sich nicht zu Danke auszudrücken vermochte. Voll Verdruß über sein Werk nahm er einen Schwamm, mit dem er allerlei Farben abgewischt hatte, so wie er war, und warf ihn nach der Stelle, um alles auszuwischen. Das Glück leitete den Wurf gerade auf die Schnauze des Hundes, und brachte das heraus, was die Kunst nicht hatte ausdrücken können.

Berichtigt und verbessert es nicht zuweilen unsre Ratschläge?

Isabelle,[3] Königin von England, wollte von Zeland mit einem Kriegsheer zum Beistande ihres Sohnes gegen ihren Gemahl nach ihrem Reiche zurückkehren, und wäre verloren gewesen, wenn sie den Hafen er-

[1] Jason. Nach Plinius, nat. hist.
[2] Protogenes. Nach Plinius, nat. hist.
[3] Isabelle. Nach Froissart. Im Jahre 1326.

reicht hätte, wo sie zu landen sich vorgesetzt hatte, weil ihre Feinde sie daselbst erwarteten. Das Glück aber warf sie, wider ihren Willen, an einen andern Ort, woselbst sie mit aller Sicherheit landete. Und jener Alte, der mit einem Steine nach seinem Hunde warf und seine böse Stiefmutter erlegte, hätte der nicht mit Recht diesen Vers anführen können:

Ταυτόματον ἡμῶν καλλίω βουλεύεται.
Das Glück versteht's besser wie wir.[1]

Icetes[2] hatte zwei Soldaten erkauft, den Timoleon zu töten, der zu Adrane in Sizilien, wohnte. Sie verabredeten die Stunde, da er eben opfern würde. Und als sie sich unter den Haufen mischten und einander mit den Augen winkten, es sei Zeit zu ihrem Vorhaben, siehe, da kommt ein dritter, der mit dem Schwerte den einen über den Kopf haut, ihn tot zur Erde streckt und davonflieht. Des Erschlagenen Gesell, der sich für entdeckt und verloren hielt, floh zum Altare, als einer Freistatt, und versprach, die reine Wahrheit zu bekennen. Als er diesem nach das Bekenntnis der Verschwörung ablegte, ward der dritte, dem man als einem Mörder nachgejagt und ergriffen hatte, von dem Volke herbeigeschleppt und durch das Gedränge gegen Timoleon und die Vornehmsten in der Versammlung hingestoßen. Hier bittet er um Gnade und sagt, er habe ganz gerechterweise den Mörder seines Vaters getötet, und bewahrheitet auf der Stelle durch Zeugen, welche sein günstiges Geschick hier gleich bereit hielt, daß sein Vater, in der Stadt Leontium, wirklich von dem Kerl erschlagen

[1] Vers Menanders, der sprichwörtlich gebraucht wurde.
[2] Icetes. Nach Plutarch, Leben Timoleons.

worden, an dem er die Rache ausgeübt hatte. Man verordnete ihm zehn attische Minen dafür, daß er so glücklich gewesen, indem er den Tod seines Vaters rächen wollen, den Tod des gemeinsamen Vaters von Sizilien abzuwenden. Dieser Glücksstreich übertrifft in seinem Gange alle Regeln der menschlichen Klugheit. Um zu endigen! Bemerkt man nicht in dieser Begebenheit eine sehr deutliche Geschäftigkeit seiner Gunst, und einer ganz sonderbaren Güte und Treue der Blutsfreundschaft?

Ignatius,[1] Vater und Sohn, welche von den Triumviren[2] in Rom dem Tode bestimmt waren, entschlossen sich zu dem großmütigen Freundschaftsdienste, ihr Leben einer in des andern Hände zu übergeben, und es solchergestalt den blutdürstigen Klauen der Tyrannen zu entziehen. Sie gingen also mit dem Degen in der Faust auf einander ein: das Glück führte die Spitzen so, daß beide gleich tödliche Wunden machten, und gestattete der Ehre einer so edlen Freundschaft, daß sie noch eben Kräfte genug behielten, ihre Schwerter aus den Wunden zu ziehen und sich in diesem Zustande mit blutigen Armen so inniglich zu umfassen, daß die Henker beide Köpfe zugleich abhieben und die Körper in dieser schönen Stellung ließen, worin Wunde auf Wunde stieß und liebevoll Blut und Überreste des Lebens, eine aus der andern, in sich zu atmen schienen.

---

[1] Ignatius. Nach Appian, Bürgerkriege.
[2] B.: Triumvirs.

Vierunddreißigstes Kapitel

Von einem Mangel in unserer Polizei

Mein seliger Vater, der für einen Mann, der keinen andern Beistand hatte als Mutterwitz und seine eigene Erfahrung, sehr richtig urteilte, hat mir ehedem gesagt, daß er gewünscht hätte, die Einrichtung zustande zu bringen, vermöge welcher jede Stadt einen bestimmten Ort hätte, wohin jedermann, der irgend einer Sache benötigt, sich wenden und von einem dazu bestellten öffentlichen Beamten sein Bedürfnis zu Buche bringen lassen könnte. Wie z. B.: ich habe Perlen zu verkaufen; ich suche Perlen zu kaufen; jemand sucht einen Reisegesellschafter nach Paris; jemand sucht einen Bedienten von dieser oder jener Beschaffenheit; ein Bedienter sucht eine Herrschaft; der eine dies, der andre jenes; jeder nachdem, was ihm nötig ist. Und es scheint, daß diese Art von allerlei Fragen, Anzeigen und Nachrichten eine große Bequemlichkeit für die allgemeinen bürgerlichen Geschäfte erzeugen würde; denn alle Augenblicke entstehen Verhältnisse, die sich einander suchen, die aber, weil sie nicht bekannt werden, die Menschen in großer Verlegenheit lassen.

Zur großen Schande unseres Jahrhunderts erfahre ich, daß vor unsern Augen zwei sehr vortreffliche Männer an Gelehrsamkeit eigentlich in der bittersten Armut gestorben sind. Lilius Gregorius Giraldus[1] in Italien, und Sebastian Castalio[2] in Deutschland: und glaub'

[1] Lilius Gregorius Giraldus. Aus Ferrara, 1489—1552, Humanist, der hauptsächlich eine Geschichte der Götter schrieb.

[2] Sebastian Castalio. Chasteillon, aus der Dauphiné, 1515—1563. Er übersetzte die Bibel in ciceronianischem Latein.

ich, daß es tausend Menschen gibt, die solche mit sehr vorteilhaften Bedingungen zu ihrem Beistande berufen haben würden, wenn sie gewußt hätten, wo sie zu finden wären. Die Welt ist nicht so durchaus verderbt, daß ich nicht selbst jemand kennen sollte, der mit sehr warmem Herzen wünscht, daß er durch die Mittel, die ihm die Seinigen hinterlassen haben, so lange es dem Glücke gefällt, ihm solche genießen zu lassen, solche Männer vor Mangel und Not zu schützen, die sich auf irgend eine Art in den Wissenschaften und Künsten hervortun und auszeichnen, und welche das Unglück zuweilen mit äußerster Strenge verfolgt. Dieser Jemand würde sie wenigstens in einen solchen Zustand versetzen, daß es bloß an der Richtigkeit ihres Verstandes liegen müßte, wenn sie damit nicht zufrieden wären.

In Haushaltungsgeschäften hatte mein Vater folgende Ordnung, deren Güte ich einsehe, die ich aber nicht nachahmen kann. Nämlich außer dem Register über die Vorfallenheiten in der Haushaltung, worin die kleinen Rechnungen, Bezahlungen, Einkäufe, wobei kein Notarius erforderlich ist, eingetragen wurden und welches Register ein Einnehmer zu führen hatte, ließ er sich durch denjenigen von seinen Leuten, dessen er sich zum Schreiben bediente, ein Tagebuch verfertigen, worin alles zu Papier gebracht ward, was nur einigermaßen Merkwürdiges vorfiel, und dabei Tag für Tag den Geschichtsgang seines Hauses: worin sehr lustig zu blättern ist, wenn die Zeit das Andenken daran zu verlöschen beginnt, und sehr fähig auch zuweilen, uns aus verdrießlichen Händeln zu ziehen. Wann diese oder jene Sache angefangen, wann beendigt worden; was für Herrschaften durch die Gegend ge-

kommen, welche eingesprochen; unsre Reisen, unsre Abwesenheiten; vorgefallene Heiraten und Todesfälle in der Familie; Nachrichten von freudigen oder traurigen Begebenheiten; Tag des Antritts und Veränderung der hauptsächlichsten Bedienten; allerlei Materien. Diesen alten Brauch halte ich für jedermann für gut, in seinen vier Pfählen aufzufrischen und deswegen führe ich ihn hier an; mich aber für einen Dummbart, daß ich ihn nicht beibehalten habe.

Fünfunddreißigstes Kapitel

Über die Gewohnheit, in Kleidern zu gehen

Wohin ich auch zu gehen gedenke, muß ich doch immer erst einen Schlagbaum der Gewohnheit frei machen; so sorgfältig hat sie alle Zugänge zu uns verpfählt. Ich spintisierte bei dieser fröstelnden Jahreszeit darüber, ob die Mode, ganz nackt zu gehen, die wir bei den neulich entdeckten Völkern antreffen, eine Mode sei, wozu sie die heiße Witterung ihrer Gegend zwingt, wie wir von den Indianern und Mohren sagen, oder ob sie den Menschen ursprünglich angeboren ist. Verständige Menschen sind in Fällen, die sich auf diese Betrachtung beziehen, wo man unter den Gesetzen der Natur und den Gesetzen der Konvention unterscheiden muß, um so mehr bereit, auf die Einrichtung der Welt im allgemeinen Rücksicht zu nehmen, weil dabei nichts Willkürliches stattfindet; denn die Schrift sagt: Alle Dinge, die unter dem Himmel sind, stehen unter einerlei Gesetzen. Weil nun aber alles übrige genau mit dem benötigten

Gespinst und Gewebe versehen worden, um sein Dasein zu erhalten, so steht es nicht zu glauben, daß wir Menschen allein sollten in einem elenden, unbehilflichen Zustande auf die Welt gesetzt sein; in welchem Zustande wir nicht ohne fremde Hilfe fortdauern könnten. Also bin ich der Meinung, daß, sowie Pflanzen, Bäume, Tiere und überhaupt alles was Leben hat, sich von der Natur mit einer hinlänglichen Decke begabt befindet, um sich gegen das Ungemach der rauhen Witterung zu schützen:

Propterea que fere res omnes, aut corio sunt,
Aut seta, aut conchis, aut callo, aut corrice tecta[1]

es ebenso mit uns beschaffen sei, aber gleich wie jene, welche durch künstliches Licht den Tag verdunkeln, haben wir unsre eigentümlichen Mittel aufgegeben, um fremde und erborgte. Es ist auch leicht einzusehen, daß es die Gewohnheit sei, die uns etwas unmöglich macht, was es an sich nicht ist. Denn unter den Nationen, welche gar nichts von Kleidern wissen, gibt es welche, die unter einerlei Himmelsstrich mit uns wohnen, und andre noch unter viel kältern; und zudem noch sind es gerade die zartesten Teile unsres Körpers, die wir beständig unbedeckt tragen, Augen, Mund, Nase und Ohren. Bei unserm Landmanne wie bei unsern Voreltern noch dazu Brust und Bauch. Hätte uns die Natur hosen- und unterrocksbedürftig auf die Welt gesetzt, so ist kein Zweifel, sie würde die Teile, die sie dem Angriffe der Jahreszeiten aus-

---

[1] Propterea que fere res. Lucrez IV, 936. B., Zitate: Dagegen ist ein jedes Ding geschützt und verwahrt mit dicken Fellen oder weicher Wolle, auch mit Schwielen, harten Schalen oder lockrer Rinde.

gesetzt ließ, mit einer dickern Haut bewaffnet haben, wie sie es mit den Fingerspitzen und den Fußsohlen gemacht hat. Warum schiene dies schwer zu glauben? Zwischen der Art, wie ich gekleidet bin und wie der Bauer in meinem Lande es ist, finde ich einen größern Unterschied, als zwischen der Kleidungsart dieses Bauern und eines Menschen, der in seiner bloßen Haut einhergeht.

Wie viele Menschen, besonders in der Türkei, gehen nackt aus Andacht. Ich weiß nicht mehr, wer es war, der einen unsrer Bettler, den er im harten Winter im bloßen Hemde und doch mit geröteten Wangen umhergehen sah, als etwa jemand, der sich bis über die Ohren in Pelzwerk gehüllt hätte, fragte: wie er das aushalten könne? Nun, hochedler Herr, antwortete der Bettler, Sie haben ja auch nichts über Ihrem Gesicht; und, sehn Sie nur, ich bin über und über Gesicht.

Die Italiener erzählten von einem Hofnarren (ich glaube des Herzogs von Florenz), sein Herr habe ihn gefragt, wie er so schlecht gekleidet die Kälte ertragen könne, da er sich selbst kaum davor bergen könnte? Hierauf habe der Spaßmacher versetzt: Machen Sie's nur wie ich, Herr! Ziehen Sie nur Ihren ganzen Kleidervorrat an, wie ich getan habe, so soll Ihnen das Frieren so gut vergehn wie mir.

Den König Masinissa[1] konnte man bis in sein höchstes Alter nicht dahin bringen, daß er sein Haupt bedeckt hätte; es mochte stürmen, regnen oder schneien. Eben das sagt man auch vom Kaiser Severus. Herodot schreibt, er sowohl als andre hätten die Bemerkung

[1] Masinissa. Nach Cicero, de senect.

gemacht, daß auf den Schlachtfeldern, wo zwischen den Ägyptern und Persern Treffen vorgefallen wären, die Schädel der erstern ungleich härter befunden worden als der letztern, und führt davon zur Ursach an, die Perser tragen als Kinder gleich Mützen und hernach Turbane: die Ägypter aber gehen von Kindesbeinen an mit bloßem und geschornem Kopfe. Und der König Agesilaus[1] blieb bis zum schwächsten Alter dabei, sich im Winter nicht wärmer zu kleiden als im Sommer. Cäsar, so erzählt Suetonius, marschierte allemal an der Spitze seines Heeres und die meiste Zeit zu Fuß, den Kopf immer unbedeckt, die Sonne mochte brennen oder es mochte regnen; und eben das sagte man auch vom Hannibal.

Tum vertice nudo
Exipere insanos imbres, coelique ruinam.[2]

Ein Venezianer, der sich lange im Königreich Pegu aufgehalten hat und erst neulich wieder zurückgekommen ist, schreibt, daß dort Männer und Weiber zwar übrigens gekleidet, aber beständig mit nackten Füßen gehen und selbst reiten. Und Plato rät als außerordentlich gesund für den Körper an, dem Haupte und den Füßen keine andre Bekleidung zu geben als diejenige, welche ihnen die Natur gab. Derjenige, den die Polen zu ihrem Könige[3] erwählt haben und welcher nächst unserm Monarchen einer der größten Fürsten unsrer Zeit ist, zieht niemals Handschuh an und trägt immer einerlei Mütze, mags Winter und

[1] Agesilaus. Nach Plutarch, Leben des Agesilaus.
[2] Tum vertice nudo. Silius Italicus I, 250. B. Zitate: Der mit entblößtem Haupt des Himmels dicksten Regen auffing.
[3] Stephan Bathory.

Sommer, Wetter sein wies will; in freier Luft wie zu Hause. Ich für mein Teil kann es nicht vertragen, aufgeknöpft und in weiteren Kleidern zu gehen; aber die Landleute in meiner Nachbarschaft würden sich wie von Schnürleibern gedrückt fühlen, wenn sie so gehen sollten wie ich.

Varro[1] hält dafür, man habe bei der Einrichtung, in Gegenwart der Götter und obrigkeitlicher Personen mit bloßem Haupte zu erscheinen, mehr auf unsre Gesundheit Rücksicht genommen als auf die Ehrerbietung. Und weil wir einmal bei der Kälte und bei den Franzosen sind, die, nach der Mode, das Bunte lieben (nicht ich! Denn ich trage selten Kleider von andern Farben als schwarz oder weiß, und folge darin meinem Vater), so laß uns ein ander Stückchen anfügen, welches der Hauptmann Martin du Bellay erzählt: Auf seiner Reise nach Luxemburg habe er so heftigen Frost erlebt, daß man den Kommißwein für die Soldaten mit Äxten und Beilen in Stücken hieb und der Manschaft nach dem Gewichte austeilte, und diese Portionen trugen sie in Körben ins Quartier. Und Ovid:

Nudaque consistunt formam seruantia testa
Vina, rec hausta meri, sed dara frusta bibunt.[2]

Die Winter sind in der Gegend des Ausflusses des Palus Mäotides so strenge, daß an eben der Stelle wo Mithridates' Statthalter[3] den Feinden trocknen

[1] Varro. Nach Plinius, nat. hist.

[2] Nudaque consistunt. Ovid, Trist. III, 10, 23. V., Zitate: Der Wein hält wie ein Stein zusammen und läuft nicht aus, springt gleich das Faß. Sie trinken ihn, gezapft nicht, sondern zerschlagen zu Brocken.

[3] Mithridates' Statthalter. Nach Strabo.

Fußes ein Treffen geliefert und sie geschlagen hatte, er ihnen, da der Sommer eingetreten war, auch eine Seeschlacht abgewann.

Die Römer[1] litten großen Nachteil in der Schlacht bei Piazenza gegen die Carthaginenser, weil sie mit starrem Blut und von Frost steifen Gliedern ins Treffen gingen, unterdessen daß Hannibal durch sein ganzes Heer hatte Feuerhaufen anzünden lassen, um seine Soldaten zu erwärmen, und dabei Öl unter sie austeilen ließ, damit sie ihre Sehnen biegsam und rege erhalten und auch die Schweißlöcher der Haut gegen den Angriff der Luft und die herben Frostwinde stopfen könnten, welche damals walteten.

Der Rückzug der Griechen[2] von Babylon nach ihrer Heimat ist mit berühmt wegen der Drangsale, die sie auf ihrem Marsche überwinden mußten. Folgendes war eins davon: In den armenischen Gebirgen wurden sie von einem so entsetzlichen Schneeschauer eingeholt, daß sie darüber alle Kunde des Landes und der Wege verloren, und da sie solchermaßen auf einmal sich eingeschneit befanden, brachten sie einen ganzen Tag und eine Nacht hin, ohne zu essen oder zu trinken: der größte Teil des Viehes krepierte; viele von ihnen selbst starben; viele von ihnen erblindeten von dem feinen Hagelgestöber und von dem Glanze des Schnees; viele erlahmten an Händen und Füßen; viele erstarrten und verklammten bei übrigens vollem Bewußtsein, vor Frost.

Alexander[3] sah eine Nation, bei der man im Winter die Obstbäume in die Erde grub, um sie vor Kälte

[1] Die Römer. Nach Livius.
[2] Der Rückzug der Griechen. Nach Xenophon.
[3] Alexander. Nach Quintus Curtius.

zu schützen. Wir brauchen nicht weit danach zu gehen, um etwas Ähnliches zu sehen. Wieder auf die Kleidung zu kommen! Der König von Mexiko wechselte viermal des Tages seinen ganzen Anzug und legte keinen davon zum zweiten Male an; sondern bestimmte diesen Aufwand zu fleißigen Geschenken und Belohnungen; so durften auch weder seine Becher, noch Schüsseln, noch sonst einiges Küchen- oder Tischgerät zweimal gebraucht werden.

Sechsunddreißigstes Kapitel

Über Cato den Jüngeren

Ich stehe nicht in dem gewöhnlichen Wahne, andere Menschen nach mir selbst zu beurteilen. Ich lasse jedem seine Weise; und wenn ich auch meine eigne für mich habe, so möchte ich doch andre Menschen nicht dazu nötigen und glaub und begreife es, daß tausend andre von der meinigen ganz abweichende Gebräuche und Formen recht gut sein können, und, was wohl nicht so durchgängig der Fall sein mag, ich finde mich leichter in unsre Verschiedenheiten als in unsre Ähnlichkeiten. Ich erlasse, soviel man verlangt, jedem Wesen meine eignen Meinungen und Grundsätze und beurteile jedermann ohne alle andere Beziehung bloßerdings nach sich selbst und kleide ihn von seinem eignen Stoffe.

Darum, daß ich nicht enthaltsam bin, kann ich doch die Enthaltsamkeit der Barfüßer und Kapuziner ganz aufrichtig bewundern und die Art, wie sie daher gehen, mir gefallen lassen. Ich kann mich in Gedanken sehr leicht an ihre Stelle setzen und liebe und

ehre sie um so mehr, je weiter sie von mir verschieden sind. Ich wünsche gar herzlich, daß man jeden von uns für sich allein richte und mich nicht übern Kamm gemeiner Exempel scheren möge. Meine Schwachheit mindert die Meinung auf keine Weise, die ich von der Stärke und Kraft derer hegen muß, die es verdienen. Sunt, qui nihil suadent, quam quod se imitari posse confidunt.[1] So wie ich auch gleich einem Wurme auf der Erde krieche, so bemerke ich gleichwohl bis hoch in den Wolken die unnachahmliche Höhe des Fluges einiger heroischen Seelen. Mir ist es sehr viel, daß ich mich in meinem Urteile nicht übereile, wenn ich es auch im Handeln nicht vermeiden kann, und es ist meine Freude, daß ich wenigstens diesen vornehmsten Teil unverdorben erhalten kann. Es ist schon etwas, wenn man nur guten Willen hat, wenn auch die Füße zuweilen straucheln. Die Zeiten, worin wir leben, in unserer Gegend wenigstens, sind so bleiern, daß sie, ich will nicht bloß sagen auf die Vollbringung, sondern auf die Vorstellung, die man sich von der Tugend macht, sehr drückend liegen, und es scheint, als ob man sie bloß für ein Schulgeschwätz achte.

Virtutem verba putant, ut lucum ligna.[2]

Quam vereri deberent, etiam si percipere non possent.[3]

---

[1] Sunt qui nihil. Frei nach Cicero, orat. 7 oder tusk. Disp. II. 1. B., Zitate: Es gibt Leute, die nur dem Beifall geben, von dem sie meinen, das könnt' ich auch.

[2] Virtutem verba. Horaz, Epist. I, 6, 31. B., Zitate: Die Tugend halten sie für bloße Worte, sowie den Götterhain für bloße Waldung.

[3] Quam vereri deberent. Cicero, tusk. Disp. V, 1. B., Zitate: Die sie verehren sollten, wenn sie solche auch nicht predigen könnten. — Cicero selbst spricht von der Philosophie.

Es ist eine Flitter, die man ins Kabinett hängt oder an die Zungenspitze, wie ein Zierat im Ohrläppchen. Man nimmt keine tugendhafte Tat mehr wahr. Was noch davon die äußere Gestalt zeigt, hat gleichwohl nichts von ihrem innern Wesen. Denn Vorteil, Gewinn, Ruhm, Furcht, Gewohnheit und andre dergleichen Nebenursachen vermögen uns dahin, sie hervorzubringen. Gerechtigkeit, Tapferkeit und Menschenliebe, die wir in der Hinsicht üben, mögen zwar in bezug auf andre mit ihren Namen belegt werden und wegen der Mienen, die sie öffentlich zur Schau tragen, aber für den Ausüber ist es nichts weniger als Tugend. Es ist dabei ein andrer Zweck, eine andre Bewegursache. Die Tugend aber erkennt nichts für das Ihrige, was nicht für und durch sie allein getan wird.

Als nach jener großen Feldschlacht bei Potidäa,[1] welche die Griechen unterm Pausanias über den Mardonius und die Perser gewannen, die Sieger nach ihrer Sitte dazu schritten, die Ehre der Taten unter sich auszuteilen, schrieben sie dem spartanischen Volke den Vorzug der Tapferkeit in diesem Treffen zu. Als nun die Spartaner, welche vortreffliche Richter der Kriegstugend waren, zu der Entscheidung kamen, welchem einzelnen Manne ihrer Nation die Ehre verbleiben müsse, an diesem Tage sich am besten verhalten zu haben, so befanden sie, daß Aristodem sein Leben am mutigsten gewagt habe. Dem ungeachtet aber erkannten sie ihm doch nicht den Preis zu, weil sein Mut durch die Begierde angefeuert worden, sich von dem Vorwurfe zu reinigen, den er sich bei dem Vorfalle bei Thermopylä zugezogen hatte und von dem

[1] Irrtümlich statt Platää. Nach Herodot.

Verlangen als ein Held zu sterben, um seine vorige Schande zu tilgen.

Unsre Urteile sind ebenfalls krank und folgen dem Verderben unsrer Sitten. Ich bemerke, daß die meisten unsrer Witzlinge sehr sinnreich tun, um den Ruhm schöner und großmütiger Taten der Alten zu verdunkeln, indem sie solche auf eine schändliche Weise erklären und ihnen falsche Ursachen und Anlässe unterschieben. O des Scharfsinns! Man lege mir die vortrefflichste und reinste Handlung vor; und ich getraue mir dafür fünfzig tadelnswürdige Absichten ausfindig zu machen, die alle Wahrscheinlichkeit haben sollen. Gott weiß, in wie verschiedenen Gestalten nach ihren Behauptungen unser innerer Wille dargestellt werden kann. Ihr Scharfsinn ist nicht sowohl fein und boshaft, als grob und plump im Verleumden. Ebensoviel Mühe und Freiheit als man sich gibt, diese großen Namen herunterzureißen, ebensoviele möchte ich gerne anwenden und ihnen meine Schultern leihen, um sie emporzuheben. Diesen seltenen Bildern, welche der Welt mit Zustimmung der Weisen zum Exempel aufgestellt sind, würde ich mit allen meinen günstigsten Auslegungen der Umstände und Veranlassungen, soweit meine Sinneskraft nur immer reichen wollte, nicht Ehre genug erzeigen zu können meinen. Und man muß glauben, daß das Bestreben unsrer Fassungskraft das ganze Verdienst jener großen Männer noch lange nicht erreiche. Es ist die Pflicht redlicher Menschen, die Tugend so schön zu malen als nur immer möglich! Und das Übel wäre so groß eben nicht, wenn uns die Leidenschaft für solche heilige Gestalten entflammte. Was unsre Witzlinge im Gegenteil tun, das tun sie entweder aus Bosheit oder aus der Schwachheit,

wovon ich bereits Erwähnung getan habe, alles Gute ihrer Glaubensfähigkeit zu unterwerfen. Oder, wie ich noch eher glaube, weil ihr Auge nicht stark und ungetrübt, auch nicht gewohnt genug ist, den Glanz der Tugend in seiner ursprünglichen Reinheit aufzufassen.

Plutarch sagt, zu seiner Zeit hätten einige Menschen die Ursach vom Tode des jüngern Cato seiner Furcht vorm Cäsar zugeschrieben; worüber er sich mit Recht ärgere. Und daraus kann man schließen, um wie viel sein Ärger über diejenigen noch heftiger gewesen sein würde, die ihn auf Rechnung seines Ehrgeizes setzen. Die Dummköpfe! Er hätte eine edle, großmütige und gerechte Handlung viel lieber aus einer andern Ursache begangen, wenn sie ihm auch Schimpf gebracht, als aus Ehrgeiz. Dieser große Mann war ein wahres Muster, welches die Natur auswählte, um daran zu zeigen, zu was für einer Höhe menschliche Tugend und Standhaftigkeit emporzusteigen vermag. — Doch es ist hier nicht mein Vorhaben, diesen ergiebigen Stoff förmlich zu behandeln; sondern ich will bloß Stellen aus fünf lateinischen Dichtern zum Wettkampfe vorführen, die zu Lob und Gunsten Catos und beiläufig zu ihrem eignen geschrieben wurden. Nun muß freilich ein Kind an voller Ammenbrust finden, daß, in Vergleich mit den übrigen, die zwei ersten lahm auftreten, daß die dritte kräftiger ist, aber durch den Mißbrauch ihrer Stärke stolpert. Es wird dafür halten, daß hier noch Platz für eine oder zwei Stufen der Inversion sei, um an die Werke zu reichen, über welche es vor Bewunderung die Hände zusammenschlagen wird. Der letztern wird es den ersten Platz einräumen,

aber die Kluft zwischen den übrigen und dieser wird es schwören, sei so groß, daß kein menschlicher Geist sie ausfüllen könne. Es wird erstaunen; es wird aufspringen.

Aber, wem ist es begreiflich! Wir haben weit mehr Dichter als Kenner und Ausleger der Poesie. Es ist leichter Gedichte machen als verstehen. Hält sie einen gewissen niedrigen Flug, so kann man sie nach den Regeln der Kunst beurteilen. Die gute aber, die erhabene, die göttliche ist über allen Regeln und über der Vernunft. Jeder, der ihre Schönheit mit festem, unverwandtem Blick wahrnimmt, sieht sie ebensowenig als den hellen Strahl des Blitzes.[1] Sie besticht nicht etwa unser Urteil; sie erpreßt es und reißt es hin: das Feuer, welches denjenigen durchglüht, der die Schönheit eines vortrefflichen Gedichts durchschaut, entflammt auch einen dritten, der es vorlesen oder zergliedern hört; ebenso wie der Magnet nicht bloß eine stählerne Nadel anzieht, sondern ihr auch zugleich seine Kraft mitteilt, andre anzuziehen: und am deutlichsten sieht man auf der Schaubühne wie die heilige Begeisterung der Musen, wenn sie zuerst den Poeten in Zorn, in Trauer und Betrübnis, in Haß und dahin außer sich versetzt hat, wo sie ihn haben will, durch den Dichter zuerst den Schauspieler ergreift und durch diesen nach und nach ein ganzes Volk. Das hängt aneinander wie eine Reihe magnetisierter Nähnadeln.

Von meiner frühen Kindheit an hat die Dichtkunst die Gewalt über mich gehabt, mich zu durchdringen, mich zu entzücken. Dieses lebhafte Gefühl

[1] Dieses und die folgenden Bilder sind dem Jon Platos entnommen.

aber, das nur von Haus aus natürlich ist, ward auf verschiedene Arten und durch verschiedene Formen in Bewegung gesetzt; nicht eben durch niedrigere oder höhere, denn es waren immer sowohl die in jeder Gattung als in Verschiedenheit des Kolorits vorzüglichsten. — Anfangs taten mir es eine ungesuchte, muntre Leichtigkeit des Witzes; dann hernach feine, scharfsinnige und hohe Gedanken; endlich reife Kraft und Festigkeit in Gedanken und Ausdruck. Ein Beispiel wird es deutlicher sagen: Ovid, Lucan, Vergil; aber da stehen ja schon meine Wettkämpfer ganz gerüstet.

Sit Cato dum vivit sane vel Caesare maior [1]

sagt der erste.

Et invictum devicta morte Catonem [2]

sagt der andre; und der dritte, da er von den bürgerlichen Kriegen zwischen Cäsar und Pompejus redet:

Victrix causa Diis placuit, sed victa Catoni. [3]

Und der vierte, in seinem Lobgedicht auf Cäsar:

Et cuncta terrarum subacta,
Praeter atrocem animum Catonis. [4]

---

[1] Sit Cato. Martial VI, 32. B., Zitate: Solang als Cato war, war Cäsar minder groß als er.

[2] Et invictum. Manilius, Astronom. IV, 87. B., Zitate: Selbst unbesiegt, hätt' er nur auch den Tod besiegen können.

[3] Victrix causa. Lucan I, 128. B., Zitate: Die Götter waren auf der Sieger Seite, mit den Überwundenen hielt es Cato.

[4] Et cuncta terrarum. Horaz, Oden II, 1, 23. B., Zitate: Den ganzen Erdkreis hatt' er besiegt, nur nicht des Catos Heldenmut.

Und der Meister der Sängerschar, nachdem er in seinem Gemälde die Namen der größten Römer aufgestellt hat, beschließt auf folgende Weise:

His dantem jura Catonem.[1]

Siebenunddreißigstes Kapitel

Wie wir über einerlei Gegenstände weinen und lachen

Wenn wir in den Geschichten finden, daß Antigonus[2] es seinem Sohne sehr übel nahm, daß er ihm den Kopf des Königs Pyrrhus, seines Feindes, überbracht, welcher soeben in einer Schlacht getötet worden; und daß er diesen Kopf kaum erblickt, als er bitterlich anfing zu weinen, und daß der Herzog Renatus von Lothringen den Tod des Herzogs Karl von Burgund, den er eben geschlagen,[3] beweinte und bei dessen Beerdigung die Trauer anlegte, und daß, als der Graf von Montfort, in der Schlacht bei Aurry,[4] die er seinem Nebenbuhler um das Herzogtum Bretagne abgewann, den Leichnam seines erschlagenen Feindes ansichtig ward, darüber in große Traurigkeit verfiel; so müssen wir nicht plötzlich ausrufen:

---

[1] **His dantem.** Vergil, Äneid. VIII, 670. B., Zitate: Cato, der hier Recht und Urteil sprach.

[2] Antigonus. Nach Plutarch, Leben des Antigonus.

[3] Den er eben geschlagen. Vor Nancy, 1477.

[4] Aurry. Auch Auray. Im Jahre 1364.

E cosi aven che l'animo ciascuna
Sua passion sotto il contrario manto
Ricopre, con la vista hor' chiara, hor' bruna![1]

Als man dem Cäsar[2] Pompejens Kopf überbrachte, so, sagen die Geschichtsschreiber, habe er das Gesicht davon hinweggewandt als von einem häßlichen, beleidigenden Anblick. Es hatte unter ihnen beiden eine so lange Vertraulichkeit und gemeinsamer Verkehr in öffentlichen Staatsämtern obgewaltet, sie hatten so manches Schicksal mit einander gemein gehabt, einer hatte dem andern so manchen Dienst erwiesen, daß man nicht Ursach hat zu glauben, daß dieser Widerwille gänzlich falsch und bloße Verstellung gewesen sei, wie Lucanus der Meinung ist, wenn er sagt:

Tutumque putavit
Iam bonus esse socer, lacrimas non sponte cadentes
Effudit, gemitusque expressit pectore laeto.[3]

Denn, ob freilich wohl die meisten unsrer Handlungen nichts anders sind als Larven und es zuweilen wahr sein mag:

Haeredis fletus sub persona risus est.[4]

---

[1] E cosi aven. Petrarca, B., Zitate: Und so geschiehts, daß jedermann das, was sein Herz erfüllt, mit einem falsch gefärbten Mantel deckt, und sein Gesicht in Trauer- oder Freudenfarben hüllt.

[2] Als man dem Cäsar. Nach Plutarch, Leben Cäsars.

[3] Tutumque putavit. Lucan IX, 1037. B., Zitate: Und weil ers sicherer hält, ein biedrer Schwäher sein, da weint er, weil er will; und seufzt darum, obgleich das Herz ihm hüpft.

[4] Haeredis fletus. Publius Syrus bei Aulus Gellius XVII, 14, B., Zitate:

Ein Erbe ist nicht toll,
Nicht Tor.
Ins Fäustchen lacht er wohl,
Nur hinterm Flor.

so muß man doch bei Beurteilung solcher Vorfälle in Erwägung ziehen, daß unsre Seelen oft von verschiedenen Leidenschaften bestürmt werden. Und gerade so, wie man sagt, daß sich in unserm Körper eine Sammlung von verschiedenen Feuchtigkeiten befinde, von denen diejenige, welche in größerer Menge vorhanden ist, in uns die Oberhand führt und uns nach unserm Temperamente beherrscht: ebenso gehts mit unsern Seelen, denn ob solche gleich von verschiedenen Bewegungen getrieben werden, so muß doch immer eine das Feld behalten. Doch geschieht dies nicht auf eine so entschiedene Weise, daß, wegen der Biegsamkeit und Geschmeidigkeit unsrer Seelen, die schwächste von diesen Regungen nicht zuweilen wieder empor kommen und von neuem einen kurzen Angriff tun sollte. Daher rührt es, wenn wir sehen, daß nicht nur Kinder, welche ganz unbefangen der Natur folgen, oft über eine und dieselbe Sache lachen und weinen, sondern daß auch niemand von uns sich rühmen kann, was für eine Miene er auch dabei annehmen mag, wenn er bei einer Abreise von Verwandten oder Freunden Abschied nimmt, daß er nicht eine gewisse Beklemmung des Herzens fühle; und wenn auch dabei ihm wirklich keine Tränen entfallen, so setzt er doch wenigstens mit trübem, traurigem Gesicht den Fuß in den Steigbügel. Und welche zarte Flamme auch das Herz eines empfindsamen Mädchens erwärmen mag, so muß man es doch mit Gewalt vom Halse seiner Mutter losreißen um es seinem Bräutigam in die Arme zu geben; was auch der schalkhafte Dichter sagen mag:

Estne novis nuptis odio Venus, anne parentum
Frustrantur falsis gaudia lacrimalis,

Ubertim Thalami quas intra limina fundunt?
Non, ita me Divi, vera gemunt, juverint.[1]

Also ist es so befremdlich eben nicht, jemanden als verstorben zu beklagen, den man nicht wieder unter die Lebenden zurückwünschen möchte. Wenn ich meinen Bedienten schelte, so schelte ich im vollen Ernste. Es ist wahrer, unverstellter Zorn. Ist aber der Sturm vorüber und er bedarf meines Beistandes, so leiste ich ihm gern Hilfe und ich schlage augenblicklich das Blatt um. Wenn ich ihm einen Schlingel, einen Esel an den Hals werfe, so ists damit nicht gemeint, daß ich ihm diese Ehrentitel auf zeitlebens anheften wolle; auch denke ich meine Worte damit nicht zurückzunehmen, wenn ich ihn bald darauf einen braven Kerl heiße. Wir haben keine einzige Eigenschaft an uns, die uns ganz allein und ohne Ausnahme beherrscht. Wenns nicht die Weise eines Narren wäre, allein zu reden, so möcht' ich sagen, es gehe kein Tag, ja, fast keine Stunde hin, da man mich nicht mit mir und über mich selbst schmälen hört: bist du nicht ein Geck! Und doch meine ich damit nicht, daß das mein Charakter sei. Wer deswegen, weil er mich bald eine kalte Miene, bald eine zärtliche gegen meine Frau machen sieht, glauben wollte, die eine oder die andre sei Verstellung, der wäre nicht gescheit.

---

[1] Estne novis nuptis. Catull LXVI, 15. B., Zitate:
Ists Ernst, wenn Mägdelein
Zu ihrer Mütter Pein
Und darum, weil sies küssen hassen,
Vorm Brautbett Tränen rinnen lassen?
Beim Zeus, ich glaube nein!

Als Nero[1] Abschied von seiner Mutter nahm, die er hinschickte um sie ersäufen zu lassen, fühlte er gleichwohl eine gewisse Rührung bei dem mütterlichen Lebewohl[2] und empfand Abscheu und Mitleiden. Man sagt, das Licht der Sonne bestehe aus keiner zusammenhängenden Materie, sondern sie schieße es in so großer Menge und in immer sich folgenden neuen Strahlen auf uns herab, so, daß wir keinen Zwischenraum wahrnehmen können.

Largus enim liquidi fons luminis aetherius sol
Irrigat assidue coelum candore recenti,
Suppeditatque novo confestim lumine lumen.[3]

Ebenso wirft unsre Seele ihre Spitzen, die ebenso unmerkbar verschieden sind.

Artabanus[4] überraschte seinen Neffen Xerxes über einer schnellen Veränderung des Gesichts, und machte ihm darüber Vorwürfe. Xerxes überlegte in seinen Gedanken die übermäßige Größe seines Kriegsheeres beim Übergange über den Hellespont nach Griechenland. Anfangs fühlte sein Herz darüber eine nicht geringe Freude, so viele Tausend Menschen in seinem Dienste zu haben, und diese Freude zeigte sich in seinen fröhlichen, heitern Mienen. Und in demselben Augenblick ergriff ihn plötzlich der Gedanke,

---

[1] Als Nero. Nach Tacitus, Annalen.
[2] B.: Bei der mütterlichen Letze.
[3] Largus enim liquidi. Lucrez V, 282. B., Zitate:
Der Sonnen ewig reicher Quelle
Entströmt ein unversiegbar Licht;
Sie macht den Himmel ewig helle.
Nur wo sich Well auf Welle bricht,
Das sieht man nicht.
[4] Artabanus. Nach Herodot.

wie die zahllosen Scharen aufs längste in hundert Jahren alle dahin sein würden. Das runzelte seine Stirn und machte ihn traurig bis zum Weinen. Wir haben die Rache für eine Beleidigung mit überlegtem Vorsatze ganz hinausgeführt und sind äußerst vergnügt über unsern Sieg; und dennoch weinen wir noch, aber nicht darüber, hierin ist nichts verändert; sondern unsre Seele betrachtet die Sache mit andern Augen und stellt sich solche unter einer andern Gestalt vor. Denn jedes Ding hat seine verschiedenen Seiten und mancherlei Schatten und Licht. Verwandtschaft, vieljährige Bekanntschaft und Freundschaft bemächtigen sich unsrer Imagination und erhitzen sie für den Augenblick nach ihrer Beschaffenheit. Allein ihr Umriß ist so flüchtig, daß er uns entschlüpft, bevor wir ihn festhalten können.

Nil adeo fieri celeri ratione videtur,
Quam si mens fieri proponit et inchoat ipsa.
Ocius ergo animus quam res se perciet ulla,
Ante oculos quarum in promtu natura videtur.[1]

Und daher betrügen wir uns, wenn wir aus all diesem ein zusammenhängendes Ganzes herausbringen wollen.

Wenn Timoleon[2] die Mordtat beweint, die er mit so kaltem Blute und so großmütiger Aufopferung begangen hatte, so beweint ers nicht, daß er seinem

---

[1] Nil adeo fieri. Lucrez III, 183. B., Zitate:
Nichts gleicht der Gedanken Schnelligkeit,
Nichts gleicht der Seelen reger Tätigkeit.
Der einen Flug hemmt weder Zeit noch Ort,
Der andern Wirken strömt, ohn' daß wirs merken, fort,
Von beiden sieht man die Bewegung nicht.

[2] Timoleon. Nach Cornelius Nepos.

Vaterlande die Freiheit wiedergeschafft hat. Es ist nicht der Tyrann, sondern es ist sein Bruder, den er beweint. Einen Teil seiner Pflicht hatte er erfüllt; nun laß ihn auch dem andern Genüge tun.

Achtunddreißigstes Kapitel

Über die Einsamkeit

Die weitläufige Vergleichung des einsamen mit dem tätigen oder geselligen Leben wollen wir linker Hand liegen lassen. Und was die glatten Worte anlangt, hinter welche sich die Ehrsucht und der Geldgeiz verbergen wollen, „daß wir nicht bloß unsertwegen, sondern für das allgemeine Beste auf dieser Welt sind“,[1] so wollen wir es denen, die eben am Tanze sind, ganz dreist ins Gewissen schieben und sie mögen die Hand aufs Herz legen und sagen: ob man nicht, gerade im Gegenteil, Stand und Ämter und den Wirrwarr der Welt nur deswegen sucht, um vom allgemeinen Wesen seinen eigenen und besondern Vorteil zu ziehen; die elenden Mittel, wodurch man sich zu unsern Zeiten hineindrängt, zeigen deutlich, daß der Zweck nicht viel taugt. Der Ehrsucht laß uns antworten: daß es gerade sie selbst sei, die uns Gefallen an der Einsamkeit einflößt; denn was flieht sie geflissentlicher als gesellschaftlichen Umgang, was sucht sie emsiger als weiten Spielraum für sich allein? Es läßt sich allenthalben Gutes tun und Böses; wenn indessen der Spruch des Bias wahr

[1] Rühmt Lucan (II, 383) dem Cato nach.

ist, daß der schlechteste Teil der größere ist, oder auch der Spruch des Predigers Salomon: Unter tausend ist auch nicht einer, der gut sei:

Rari quippe boni; numero vix sunt totidem quot Thebarum portae, vel divitis ostia Nili[1]

so ist die Ansteckung im Gedränge sehr gefährlich. Man muß die verderbten Menschen entweder nachahmen, oder sie hassen. Beides aber ist gefährlich, sowohl daß man sie nachahme, weil ihrer so viele; als so viele zu hassen, weil sie uns unähnlich sind. Und haben die Kaufleute recht, welche Seereisen tun, darauf zu sehen, daß keine liederlichen Menschen, Gotteslästerer oder andere Bösewichter mit ihnen ein Schiff besteigen, weil solche Gesellschaft Unglück bringt. Daher sagte Bias[2] gar treffend zu einigen Menschen von solchem Schlage, die in einem wackern Seesturm mit ihm auf einem Schiffe sich befanden und die Götter um Hilfe anflehten: Haltet doch 's Maul, sagte er, damit sie nicht merken, daß ich euch bei mir habe! Und ein noch bündigeres Beispiel gibt der portugiesische Vizekönig in Indien, Albuquerque: Als er sich auf dem Meere in großer Gefahr befand, nahm er einen jungen Knaben auf die Schultern, in der einzigen Absicht, ihm werde die Unschuld des Kindes in der gemeinschaftlichen Not zur Rettung und zur Empfehlung in die Gunst des Himmels dienen, um ihn an Land zu bringen.

Es ist nicht zu leugnen, der Weise kann allent-

---

[1] Rari quippe boni. Juvenal 13, 26. B., Zitate:
Nur selten sieht man der Guten so viel,
Als Pforten von Theben, als Arme vom Nil.

[2] Bias. Nach Diogenes Laertius, Leben des Bias.

halben zufrieden leben; ja selbst im Gedränge der Paläste einsam sein und sich selbst genießen: hat er aber die Wahl, so wird er, sagt die Schule, selbst ihren Anblick fliehen; er wird, wenn es nötig ist, das Erste ertragen; stehts aber bei ihm, so wird er das Letztere wählen. Ihn dünkt, er habe sich noch nicht hinlänglich der Fehler entschlagen, so lange er mit den Lastern andrer kämpfen soll. Charondas[1] belegte diejenigen mit Strafen, welche überzeugt wurden, daß sie sich in schlechten Gesellschaften befunden hätten. Nichts in der Welt ist so ungesellig und zugleich so gesellig als der Mensch; das eine durch seine Schuld, und das andre nach seiner Natur. Und deucht mich, Antisthenes[2] habe denjenigen nicht befriedigt, der ihm seinen Umgang mit schlechten Leuten vorrückte, wenn er darauf erwiderte: Halten doch die Ärzte mit den Siechen Umgang; denn wenn sie den Siechen zur Gesundheit dienen, so schwächen sie ihre eigene durch die Ansteckung, durch fortwährende Besuche und durch häufigen Umgang mit ihnen. Also ist, nach meiner Meinung, das Resultat einerlei, nämlich: mehr für sich und nach seiner eigenen Gemächlichkeit zu leben. Man sucht aber nicht immer ernsthaft den Weg dahin. Oft meint man den Geschäften entsagt zu haben, und man hat nur damit gewechselt. Es ist nicht viel weniger Last dabei, eine Haushaltung zu regieren als einen ganzen Staat. Womit die Seele einmal beschäftigt ist, daran hängt sie sich ganz; und wenn auch die häuslichen Angelegenheiten minder wichtig sind, so sind sie doch

---

[1] Charondas. Nach Diodor von Sizilien.

[2] Antisthenes. Nach Diogenes Laertius, Leben des Antisthenes.

nicht minder lästig. Noch mehr! Wenn wir auch dem Hofe und den öffentlichen Ämtern entsagt haben, so sind wir deswegen doch noch nicht von den vornehmsten Sorgen unsers Lebens entledigt.

Ratio et prudentia curas.
Non locus effusi late maris arbiter aufert.[1]

Ehrsucht, Geiz, Unentschlossenheit, Furcht und andre Leidenschaften und Begierden verlassen uns deswegen nicht, weil wir die Gegend verändern!

Et post equitem sedet atra cura.[2]

Sie folgen uns oft nach bis in die Klausen und in die Schulen der Philosophie. Weder Wüsten, noch Höhlen in Felsen, noch härenes Gewand, noch Fasten schützen uns dagegen:

Haeret lateri lethalis arundo.[3]

Man sagte dem Sokrates,[4] ein gewisser Mensch habe sich auf seinen Reisen um nichts gebessert. Das glaub ich wohl, sagte er, er hatte sich ja selbst mitgenommen.

---

[1] Ratio et prudentia. Horaz, Epist. I, 11, 25. B., Zitate:
Was Sorgen zerstreut, ist Weisheit und Ruhe,
Nicht schöne Aussicht nach Hügeln und Meeren.

[2] Et post equitem. Horaz, Oden III, 1, 40. B., Zitate:
Die Sorge schwingt zum Reiter sich im Sattel.

[3] Haeret lateri. Vergil, Äneid. IV, 75. B., Zitate:
Der tödliche Pfeil haftet tief im Fleische.

[4] Man sagte dem Sokrates. Nach Seneca, Epist.

Quid terras alio calentes
Sole mutamus? Patria quis exul
Se quoque fugit?[1]

Wer nicht zuvor seine Seele und sich selbst von der Last erleichtert, die ihn drückt, dem wird sie durchs Rütteln und Schütteln noch schwerer zu tragen werden: so wie ein Schiff leichter segelt, wenn die Ladung gut gestaut ist. Man tut dem Kranken mehr weh als wohl, wenn man ihn den Ort verändern läßt! Das Übel sackt sich wie Mehl, wenn man es stark rüttelt; und ein Pfahl geht tiefer in die Erde, wenn man ihn dreht und wendet. Deswegen ist es nicht genug, sich vom Volke entfernt zu haben, nicht genug, den Ort zu verändern, man muß sich von der Weise des Volks entfernen; man muß sich selbst zu lösen und zu binden verstehen.

Rupi jam vincula dicas,
Nam luctata canis nodum arripit, attamen illi
Cum fugit, a collo trahitur pars longa catenae.[2]

Wir nehmen unsre Ketten mit uns. Das ist keine völlige Freiheit. Wir sehen zurück nach den Sachen, die wir dahinten lassen; unser Dichten und Trachten ist darauf gerichtet.

---

[1] Quid terras alio. Horaz, Oden II, 16, 18. B., Zitate:
Warum entfliehst du deiner Wohnstadt?
Und ziehst in kältre oder wärmre Länder?
Ach, du entfliehst dir selber nie!

[2] Rupi iam vincula. Persius, Sat. V, 158. B., Zitate:
Du sprichst: Strick ist entzwei und ich bin frei?
Ach ja, so sprach der Hofhund auch und schleppte
Im Fliehen Kett' und Knüppel mit.

Nisi purgatum est pectus, quae proelia nobis
Atque pericula tunc ingratis insinuandum?
Quantae conscindunt hominem cupidinis acres
Sollicitum curae, quantique perinde timores?
Quidve superbia, spurcities ac petulantia, quantas
Efficiunt clades, quid luxus desidiesque?[1]

Unser Übel liegt in der Seele; die aber kann sich selbst nicht vermeiden:

In culpa est animus, qui se non effugit unquam.[2]

Also muß man sie bei uns zu Hause führen und ihr ihre Wohnung heimlich machen. Das ist die wahre Einsamkeit, deren man mitten in Städten und an den Höfen der Könige genießen kann; freilich aber genießt man ihrer für sich allein mit mehr Bequemlichkeit. Da es nun aber unser Vorsatz ist, allein zu leben und der Gesellschaft zu entsagen, so laß es uns auch so anfangen, daß unsre Zufriedenheit nur bei uns stehe. Laß uns auf alle Verbindungen Verzicht tun, welche uns an andre Menschen heften. Wir müssen soviel über uns gewinnen, daß

---

[1] Nisi purgatum est. Lucrez V, 44. B., Zitate:
Ist unsre Seele nicht geläutert,
Zieht sie uns großes Unheil zu.
Wie große Gier nach fremden Äckern
Zerreißt des Menschen Herz!
Wie quält der Fieberträume Ängsten
Alsdann, wenn ihr Verlust uns droht!
Wie manche Not erwecken uns
Nicht Hochmut, Stolz und Lüste,
Nebst Schwelgerei und faulem Müßiggang!

[2] In culpa est animus. Horaz, Epist. I, 14, 13. B., Zitate:
Nur unser Geist ist schuld daran,
Der nie sich selbst entflieht

wir mit vollem Wissen und Willen allein leben und daran Behagen finden können. Stilpon[1] war aus der allgemeinen Feuersbrunst seiner Stadt entflohen, worin er Frau, Kinder und Fahr und Habe verloren hatte. Demetrius Poliorcetes, der ihn nach dieser großen Verwüstung seiner Geburtsstadt mit unerschrockenem Gesicht einhergehen sah, fragte ihn, ob er keinen Schaden erlitten? Er antwortete, nein! und habe er, gottlob! nichts von dem Seinigen verloren. Ebenso angenehm hört sichs, was der Philosoph Antisthenes[2] sagte: der Mensch müsse sich mit solchem Vorrate versorgen, welcher auf dem Wasser schwimmen und solchergestalt mit ihm dem Schiffbruche entgehen könnte. Gewiß, der Mensch von Verstand hat nichts verloren, so lang er sich selbst besitzt. Als die Barbaren die Stadt Nola verwüsteten, hatte dabei Paulinus,[3] der daselbst Bischof war, alles das Seinige eingebüßt und war obendrein gefangen genommen. Dennoch betete er folgendermaßen: „Behüte mich, lieber Herr Gott, daß ich diesen Verlust nicht fühle, denn du weißt, daß sie noch nichts von dem berührt haben, was mein ist." — Die Reichtümer, die ihn reich, die Güter, die ihn gut machten, waren noch unangetastet.

Darin eben besteht die Richtigkeit der Wahl der Schätze, die weder Motten noch Rost fressen, und des Orts ihrer Niederlage, wozu niemand gelangen und den niemand verraten kann als wir selbst. Sorge derjenige, ders vermag, daß er Weib, Kinder, Vermögen und vor allen Dingen Gesundheit habe; aber

[1] Stilpon. Nach Seneca, Epist.
[2] Antisthenes. Nach Diogenes Laertius.
[3] Paulinus. Nach Augustin, de civ. Dei.

laß ihn seine Seele nicht so fest daran hängen, daß er sein ganzes Glück darauf baue. Man muß ein Hinterstübchen für sich absondern, in welchem man seinen wahren Freiheitssitz und seine Einsiedelei aufschlagen kann. Hier müssen wir vernünftigen Umgang mit uns selbst unterhalten; und zwar so abgesondert, daß darin keine andre Bekanntschaft oder Mitteilung fremder Dinge stattfinde. Hier mache man ernsthafte Überlegungen, und hier lache man, als ob man weder Frau, noch Kinder, noch Verwandte, noch Hausgesinde hätte: damit, wenn der Fall eintreten sollte, daß man sie verlöre, es einem nicht schwer sei, sich ohne sie zu behelfen. Unsre Seele ist, ihrer Natur nach, für alle Lagen geschickt. Sie ist fähig, sich selbst Gesellschaft zu sein; fähig anzugreifen; fähig sich zu verteidigen, zu empfangen und zu geben; in dieser Einsamkeit haben wir nicht zu besorgen, daß wir vor langweiligem Müßiggange verrosten werden.

In solis sis tibi turba locis.[1]

Die Tugend ist sich selbst genug; ohne Vorschrift, ohne Worte, ohne Wirkung nach außen. Unter unsern gewöhnlichen Handlungen ist nicht eine unter tausend, die uns selbst angehe. Jenen dort, den du, außer sich selbst vor Wut, die durchlöcherte Mauer hinanklimmen und so vielen Feuerschlünden bloßgestellt siehst, und diesen andern, den du bedeckt mit Narben, vor Hunger bleich und kraftlos erblickst, fest entschlossen gleichwohl eher zu sterben als jenem das Tor zu öffnen: meinst du, sie wären da für ihr eig-

[1] In solis sis. Tibull IV, 13, 12. B., Zitate:
Sei in der Einsamkeit dir selbst ein ganzer Klub.

nes Interesse? Es hat sich wohl! Für das Interesse einer Person vielleicht, die sie nie mit Augen gesehen haben und die sich um ihre Taten gar nicht bekümmert und während der Zeit im Müßiggang und Wohlleben ihr Leben verträumt. Diesen hier, den du mit keuchender Brust, triefenden Augen, ungewaschen und ungekämmt nach Mitternacht aus seiner Bücherkammer hervorschleichen siehst, von dem denkst du wohl, er forsche in den Büchern, wie er immer mehr und mehr ein rechtschaffener Mann, zufriedener und weiser werden könne? Nichts von alledem! Er will, und sollt's ihm auch das Leben kosten, die Nachwelt das Silbenmaß des plautinischen Verses lehren; und die wahre Lesart eines lateinischen Wortes herstellen. Wer gibt nicht gern Gesundheit, Ruhe und Leben hin, um Ehr und Ruhm, so unnütz, leicht und falsch die eingetauschte Münze auch sein mag? Unser Tod machte uns noch nicht Furcht genug, laß uns ja noch die Furcht für unsre Frauen, Kinder und Hausgenossen auf unsre Achseln laden! Unsre Geschäfte machten uns noch nicht genug Sorgen, so laß uns, das Maß voll zu machen und uns den Kopf zu zerbrechen, die Sorgen unsrer Nachbarn und Freunde noch dazu nehmen!

Vah, quemquamne hominem in animum instituere,
aut,
Parare, quod sit carius, quam ipse est sibi?[1]

Die Einsamkeit, deucht mich, habe mehr Anschein von vernünftigen Gründen für diejenigen Menschen,

---

[1] Vah, quemquamne. Terenz, Adelph. I, 1, 13. V., Zitate:
Ha! Des Toren, der für sein Herz nach Dingen sucht,
Die es mehr lieben soll als sein selbsteignes Ich!

welche nach dem Beispiele von Thales der Welt ihre tätigen wirksamen Jahre geweiht hatten. Wenn man genug für andre gelebt hat, so kann man das letzte Endchen des Lebens wenigstens auch für sich selbst leben, auf uns und unsre Ruhe laß uns unsere Gedanken und Vorsätze hinlenken. Es ist keine so leichte Sache, sich mit Sicherheit zurückzuziehen. Ein solcher Rückzug gibt uns alle Hände voll zu tun, ohne daß es noch andrer Unternehmungen bedürfe. Weil Gott uns Zeit und Muße gibt, für die Räumung unsrer Wohnung Einrichtung zu treffen; so laß uns beizeiten die Anstalten machen, unsre Sachen einpacken und von der Nachbarschaft Abschied nehmen, uns loswinden von den leidenschaftlichen Banden, die uns an andre fesseln, und uns von uns selbst entfremden.

Unsre so starken Verbindlichkeiten müssen wir auflösen; dann und wann dies lieben und jenes: aber kein ewiges Band als mit uns selbst knüpfen; das heißt, das übrige sei unser; nur nicht so mit uns verfugt und verleimt, daß es nicht anders von uns abgetrennt werden könne als daß unsre Haut dran klebe, oder ein Stück von uns selbst daran hängen bleibe. Es ist Zeit, uns von der Gesellschaft loszusagen, weil wir ihr nicht weiter frommen können. Denn wer nicht mehr leihen kann, der muß sich nicht erlauben, auf Borg zu nehmen. Unsre Kräfte schwinden: laß uns davon sparen und zusammenhalten, was noch übrig ist. Wer solch eine Menge Pflichten der Freundschaft und der Geselligkeit durcheinander mengen und in seinem Unvermögen verwechseln und auf sich selbst ziehen kann, der mag es tun. In diesem Unfalle aber, der ihn seinen Freunden unnütz, lästig und beschwerlich macht, mag er sich in acht nehmen, daß

er nicht ihm selbst unnütz werde und beschwerlich und lästig. Mag er sich streicheln und liebkosen, besonders aber den Zügel anhalten, damit er vor seiner Vernunft und seinem Gewissen die gehörige Ehrfurcht erhalte und sich scheue, in ihrer Gegenwart zu straucheln.

Rarum est enim, ut satis se quisque vereatur.[1]

Sokrates sagt: Jünglinge müssen sich belehren lassen, Männer sich üben, richtig zu handeln: die Alten sich aber von allen Kriegs- oder Staatsgeschäften abziehen, nach ihren eignen Einsichten leben, ohne zu gewissen Pflichten genötigt zu sein!

Unter den verschiedenen Temperamenten sind einige nach diesen Vorschriften für die Einsamkeit tauglicher als andre. Diejenigen, welche von langsamem, schlaffem Geiste sind, von so verweichelten Neigungen und verzärteltem Willen, daß sie sich nicht leicht an Steuer und Ruder stellen lassen, worunter ich mit gehöre, sowohl von Natur als aus Überlegung; die werden sich diesem Rate eher fügen als die wirksamen, tätigen Seelen, welche alles umfassen, sich in alles einlassen, an allem warmen Anteil nehmen; welche ihren Beistand anbieten, herbeieilen und bei jeder Gelegenheit sich hergeben. Man muß sich der zeitlichen Güter, so zufällig und unsicher sie an sich sein mögen, bedienen, so lange sie uns Vergnügen machen, aber niemals daraus unsre Hauptstütze machen; das verbieten Natur und Vernunft. Und warum wollten wir, gegen deren Gebot, unsre Zufriedenheit von einer fremden Gewalt abhängig machen? Gegen ihr Gebot schon

---

[1] **Rarum est.** Quintilian X, 7. B., Zitate:
Selten ist der Mann, der nicht vergißt,
Daß er sich Ehrerbietung schuldig ist.

im voraus die Schläge des Glücks fühlen? Uns der Gemächlichkeiten berauben, die wir in Händen haben, wie solches schon viele aus Andächtelei und einige Philosophen aus Vernünftelei getan haben? — Sich ohne alle Bedienung behelfen? Auf hartem Lager schlafen? Sich selbst die Augen ausstechen? Seine Reichtümer in den Fluß werfen? Sich mit Fleiß Schmerzen machen? — Wenn dies einige tun, um gegen Qualen dieses Lebens die Seligkeiten eines andern einzutauschen und andre wieder, um, wenn sie sich auf die niedrigste Stufe stellen, gegen einen neuen Sturz um so sicherer zu sein: so sind das Handlungen einer übermäßigen Tugend. Laß andre, die steifer und stärker sind, selbst ihre Abgeschiedenheit von der Welt zum glänzenden Beispiele erheben.

Tuta et parvula laudo,
Cum res deficiunt, satis inter vilia foris:
Verum, ubi quid melius contingit et unctius, idem
Hos sapere, et solus aio bene vivere, quorum
Conspicitur nitidis fundata pecunia villis.[1]

Mir wird es schon sauer genug, ohne so weit zu gehen. Mir genügt es schon, wenn ich mich während der Gunst des Glücks auf seine Ungnade vorbereiten

[1] **Tuta et parvula.** Horaz, Epist. I, 15, 42. B., Zitate:
Sichre, kleine Renten lieb ich freilich,
Und fehlten sie mir auch, so lebt' ich doch bei Mangel
Zufrieden und vergnügt:
Fiel aber mir ein größres Los,
An reichern Saaten, fettern Weiden,
So sagt ich auch: Nur der ist weise,
Versteht des Lebens Lehren besser,
Der sein Vermögen nützt
Und es auf Land- und Hausbau wendet.

kann und mir, solange mirs wohl ist, das künftige widrige Schicksal, soweit meine Einbildung reicht, vorstellen kann: so ungefähr, wie wir uns an Ringen und Fechten gewöhnen und mitten im tiefen Frieden Kriegsspiele treiben. Ich schätze den Philosophen Arcesilaus[1] deswegen nicht minder, weil ich weiß, daß er aus goldnen und silbernen Gefäßen aß und trank, da es ihm seine Glücksumstände verstatteten und halte ihn um so höher, weil er sich derselben mit Bescheidenheit und Freigebigkeit bediente, als wenn er seinen Reichtum im Kasten verschlossen hätte.

Ich kenne die Schranken der natürlichen Bedürfnisse, und wenn ich den armen Bettler vor meiner Türe betrachte, der oft froher und gesunder ist als ich: so versetz ich mich an seine Stelle und versuche, wie meine Seele in seinen Schuhen gehen würde; und indem ich die andern Beispiele durchlaufe, so gut ich auch denke, daß Tod, Armut, Verachtung und Krankheiten mir auf den Versen folgen, so wird mir doch der Vorsatz leicht, nicht vor Unfällen zu erschrecken, die ein Geringerer als ich so geduldig ertragen kann; und ich will und mag nicht glauben, daß ein eingeschränkter Verstand mehr vermöge als ein stärkerer, oder daß die Wirkung des Nachdenkens und der Überlegung nicht soweit reichen sollte als die Wirkung der Gewohnheit. Und da ich einsehe, an wie dünnen Faden die Nebengüter hängen, so ist mitten in meinem vollen Genusse meine vornehmste Bitte, die ich zu Gott schicke, er möge mich bei der Zufriedenheit mit mir selbst und mit den Gütern, die in mir selbst liegen, erhalten. Ich kenne junge, starke und frische

[1] Den Philosophen Arcesilaus. Nach Diogenes Laertius.

Leute, welche gleichwohl einen Teig zu Pillen in ihren Koffern bei sich führen, um sich derselben zu bedienen, wenn sie ein Schnupfen befallen sollte; welchen sie dann um so weniger fürchten, weil sie in ihren Gedanken das Mittel dagegen bei der Hand haben. So muß mans machen und noch dazu, wenn man sich einer schlimmern Krankheit unterworfen fühlt und sich mit solchen Mitteln versorgen, welche das kranke Glied betäuben und einschläfern.

Die Beschäftigung, die man für ein einsames Leben wählt, muß weder ermüdend noch langweilig sein; sonst haben wir vergebens darauf gerechnet, darin zu verweilen. Das hängt aber ab von dem besondern Geschmacke eines jeden. Der meinige verträgt sich gar nicht mit der Landwirtschaft. Wer sie liebt, muß sich mit großer Mäßigung darauf legen.

Conentur sibi res, non se submittere rebus.[1]

Sonst ists, wie Sallust es nennt,[2] Knechtswerk. Sie hat Teile, die angenehmer sind; wie z. B. die Gartenpflege, wie solche Xenophon dem Cyrus zuschreibt und es läßt sich ein Mittelweg denken zwischen dieser niedrigen, angestrengten und immerwährenden Sorge, die man an den Menschen wahrnimmt, welche sich ganz hineinwerfen, und zwischen der tiefen und äußersten Nachlässigkeit, die man an andern bemerkt, welche alles zugrunde und zu Boden gehen lassen:

---

[1] Conentur sibi res. Horaz, Epist. I, 1, 19. B., Zitate: Sei du der Dinge Herr und nie der Dinge Sklave.

[2] Wie Sallust es nennt. Catilina.

Democriti pecus edit agellos
Cultaque, dum peregre est animus sine corpore velox.[1]

Aber laß uns den Rat vernehmen, welchen der jüngere Plinius seinem Freunde Cornelius Rufus[2] in Ansehung dieser Art von Einsamkeit erteilt: „Ich rate dir, in dieser fruchtbaren und fetten Einsiedelei, worin du bist, deinen Leuten die niedrige und verächtliche Aufsicht über die Landwirtschaft zu überlassen und dich aufs Studium der Wissenschaften zu legen, um von diesen etwas zu ernten, welches ganz dir eigen gehöre." Er versteht darunter den Ruhm im Sinne des Cicero, welcher sagt, er wolle seine Einsamkeit und Ruhe von öffentlichen Geschäften dazu anwenden, um sich durch seine Schriften die Unsterblichkeit zu erwerben.

Usque adeone
Scire tuum nihil est, nisi te scire hoc sciat alter.[3]

Soviel scheint billig zu sein, da man doch einmal davon spricht, sich der Welt zu entziehen, sie zu betrachten als ob sie uns nichts weiter angehe. Diese Herren tun das aber nur halb; sie werben schon um einen Anhang, auf die Zeit, da sie nicht mehr auf der Welt sein werden. Die Früchte ihrer Bemühungen

---

[1] Democriti pecus. Horaz, Epist. I, 12,12. B., Zitate:
Dem Democrit fraß seine Herde
Das Kornfeld und den Weinberg kahl,
Indessen daß sein Geist
In höhern Regionen wandelte.

[2] Cornelius Rufus. Plinius, Epist. I, 3 spricht nicht von Cornelius, sondern von Caninius Rufus.

[3] Usque adeone. Persius, Sat. I, 23. B., Zitate:
Die Wissenschaft ist also nichts für dich,
Wenn andre nicht dich weise preisen?

wollen sie gleichwohl noch dann von der Welt ziehen, wenn sie nicht mehr da sind. Das ist eine lächerliche Ungereimtheit.

Die Imagination, welche die Herzen derer, die aus frommer Andacht die Einsamkeit suchen, mit der Gewißheit der göttlichen Verheißungen des zukünftigen Lebens erfüllt, ist viel heiliger gestimmt. Ihr Verlangen ist auf Gott als auf das unendlich gütige und allmächtige Wesen gerichtet. Die Seele findet hier reichliche und freie Nahrung für ihre Wünsche. Die Leiden und Schmerzen gedeihen zu ihrem Vorteil, indem sie dafür ewige Gesundheit und unvergängliche Freuden erlangen, und die fleischlichen Begierden sind bald durch Enthaltung gedämpft und eingeschläfert; denn nichts unterhält sie stärker als die Befriedigung. Dieser einzige Zweck eines zukünftigen seligen und ewigen Lebens verdient mit Recht, daß wir den Ergötzlichkeiten und Gemächlichkeiten dieses unseres gegenwärtigen Lebens entsagen. Und wer seine Seele wirklich und anhaltend von diesem lebendigen Glauben und dieser festen Hoffnung erwärmen kann, der baut sich in der Einsamkeit ein so herrliches Freudenleben, daß kein andres damit zu vergleichen ist. Vom Rate des Plinius gefallen mir hingegen weder der Zweck noch die Mittel. Wir fallen dabei aus der Traufe in den Schlagregen.

Diese Beschäftigung mit den Büchern ist ebenso beschwerlich als eine jede andre; und der Gesundheit ebenso zuwider, auf welche doch hauptsächlich Rücksicht zu nehmen ist. Und muß man sich auch von dem Vergnügen nicht einschläfern lassen, das man daran findet. Gerade das Vergnügen ist es, das dem Landwirte, dem Geizhalse, dem Wollüstling, dem Ehr-

süchtigen so schädlich wird. Die Weisen lehren uns genug, uns vor der Verräterei unsrer Begierden hüten, und die wahren, unverfälschten Freuden von den gemischten und mit allerlei Mühseligkeit aufgefärbten Vergnügen unterscheiden. Denn die meisten Vergnügungen, sagen sie, kitzeln uns und umarmen uns nur, um uns zu ersticken, wie die Räuber taten, welche die Ägypter Phileten[1] nannten; und wenn uns die Kopfschmerzen vor dem Rausche überfielen: so würden wir uns hüten, zuviel zu trinken; da geht aber die Wollust vorauf und verbirgt uns ihr Gefolge. Die Bücher sind angenehm allerdings; wenn aber der Umgang mit denselben uns zuletzt um unsre Munterkeit und Gesundheit bringt, welche das Beste sind, was wir haben: so laß uns sie weglegen! Ich gehöre zu denen, welche meinen: ihr Nutzen könne diesen Verlust nicht aufwägen. So, wie Menschen, welche sich lange Zeit her von kränklichen Umständen geschwächt fühlen, sich endlich der Kunst des Arztes überlassen und sich Gesundheitsregeln vorschreiben lassen, um solche genau zu befolgen: so muß auch derjenige, der sich, weil er der Dinge satt und müde ist, dem gemeinen Leben entziehen will, die Einsamkeit den Vorschriften der Vernunft unterwerfen; und solche im voraus nach reiflicher Überlegung einrichten. Er muß von aller Art Arbeit Abschied genommen haben, unter welcher Gestalt sie sich auch darbiete; und ganz vorzüglich alle Leidenschaften fliehen, welche die Ruhe des Leibes und der Seele stören und dem Wege folgen, der seiner Sinnesart am besten behagt:

---

[1] Phileten. Nach Seneca, Epist. Montaigne selbst setzt irrtümlich Philistas statt Philetas.

Unus quisque sua noverit ire via.[1]

In der Wirtschaft, beim Studieren, auf der Jagd und bei allen andern Übungen muß er sich innerhalb der äußersten Grenzen des Vergnügens halten und sich hüten, so weit hinauszugehen, wo sich der Verdruß darunter mischt.

Man muß sich soviel leichte Arbeit und Beschäftigung ausspüren als nötig ist, um sich in Atem zu erhalten und sich vor der Unlust zu schützen, welche das andre Übermaß vom trägen, schläfrigen Müßiggang nach sich zieht. Es gibt trockne und heiklige Wissenschaften, die meistens nur Büchermacherwerk für Druckerpressen sind, die muß man denen überlassen, die im Dienste der Welt stehen. Ich, meinesteils, liebe nur die angenehmen, leichten Bücher, welche mich aufmuntern, oder solche, die mich trösten und mir Rat erteilen, wie ich es mit meinem Leben und mit meinem Tode halten soll.

Tacitum silvas inter reptare salubres,
Curantem quidquid dignum sapiente bonoque est.[2]

Weisere Leute, die eine starke rüstige Seele haben, mögen sich eine ganz geistige Ruhe zuschneiden: bei meiner gemeinen Seele muß ich, um mich aufrecht zu erhalten, die körperlichen Bequemlichkeiten zu Hilfe

---

[1] Unus quisque. Properz II, 25, 38. B., Zitate:
Laß jedem seine eigne Laune;
Laß jedem seinen eignen Weg.

[2] Tacitum silvas. Horaz, Epist. I, 4, 4. B., Zitate:
Wann im balsamischen Haine
Ich still' und ruhig wandle,
Und auf die Dinge sinne,
Die würdig sind des Weisen und des Guten.

nehmen und da das Alter mir fast alle geraubt hat, die mehr nach meinem Gefallen waren, so richte und schärfe ich meinen Appetit auf solche, welche mehr mit meinen Jahren bestehen. Mit Zähnen und Fäusten muß man den Genuß der Vergnügungen des Lebens festhalten, welche uns unsre Jahre, eins nach dem andern, mit starken Klauen wegreißen:

Carpamus dulcia: nostrum est
Quod vivis; cinis et manes et fabula fies.[1]

Was nun aber den Zweck des Ruhms anlangt, den Cicero und Plinius uns vorhalten: so ist solcher weit entfernt von meiner Rechnung. Die allerunverträglichste Gemütsart mit der Einsamkeit ist der Ehrgeiz. Ruhm und Ruhe sind Gäste, die nicht unter einem Dache herbergen können. Nach dem, was ich sehe, bleiben Seele und Absicht solcher Menschen, die nur Arme und Beine befreit haben, ärger in den Banden verstrickt als jemals.

Tun' vetule auriculis alienis colligis escas?[2]

Sie sind nur deswegen zurückgegangen, um einen stärkern Anlauf zu nehmen und durch einen kräftigern Sprung eine größere Lücke in dem Haufen zu tun. Hat man Lust zu sehen, wie sie um ein Gran zu leicht

[1] Carpamus dulcia. Persius, Sat. V. 151. B., Zitate:
Laßt Blumen uns pflücken
Am Wege des Lebens!
Nur Frohsinn heißt Leben.
Bald werden wir Schatten,
Asche und eine bloße Mär.

[2] Tun' vetule. Persius, Sat I, 22. B., Zitate: So, schwacher Graubart, sammelst du Köder für fremde Ohren?

sind? Laß uns die Meinung zweier Philosophen[1] auf die andre Schale legen. Sie waren von zwei sehr verschiedenen Sekten und schrieben, der eine an den Idomenäus, der andre an den Lucilius, ihre Freunde, um solche von der Verwaltung der Staatsgeschäfte abzumahnen, vor Standeshöhe zu warnen und ihnen zur Einsamkeit zu raten. Ihr habt, sagen sie, bisher auf Wellen treibend und schwimmend gelebt, kommt und beschließt euer Leben im Hafen. Euer voriges Leben lebtet ihr in der Sonnenhitze, lebt das folgende im lieblichen Schatten. Es ist unmöglich den Geschäften zu entsagen, wenn ihr nicht ihren Früchten entsagt; zu diesem Ende entschlagt euch aller Sorgen für einen berühmten Namen. Es ist zu befürchten, daß der Glanz eurer vollbrachten Taten euch nur zu stark umglänze und euch bis in eure Landhütte folge. Mit den übrigen Wollüsten legt auch diejenige ab, welche aus dem Beifall andrer entspringt. Und was eure Gelehrsamkeit und Wissenschaft betrifft, so laßt die euch nicht so tief zu Herzen gehen; sie werden ihre Wirkung nicht verlieren, wenn ihr dadurch bessere Menschen werdet. Erinnert euch jenes Menschen, den man fragte, warum er sichs in einer Kunst so sauer werden lasse, für die es so wenige Kenner gebe? Ich habe an einigen wenigen genug, antwortete er, ich habe genug an einem; ich habe genug an gar keinem. Er sagte sehr wahr. Ihr und ein Genoß seid euch einander oder euch selbst ein hinlänglicher Schauplatz; das Volk sei euch einer, und einer sei euch ein ganzes Volk. Es ist doch eine ärmliche Ruhmsucht, aus seiner Geschäftslosigkeit und Abgeschiedenheit sich eine Ehre

[1] Zweier Philosophen. Seneca und Epicur. Vgl. Seneca, Epist. 21.

machen wollen. Man sollte es machen wie die Tiere, die vor dem Eingange ihrer Höhle die Spur auskratzen. Darauf kommt es nicht mehr an, daß die Welt von euch spreche, sondern darauf, was ihr mit euch selbst zu sprechen habt. Kehrt in euch selbst zurück! Vorher aber bereitet euch darauf, euch da aufzunehmen: es wäre Torheit euch selbst zu trauen, wenn ihr euch nicht zu beherrschen versteht.

So lange ihr euch nicht selbst dahin gebracht habt, daß ihr es nicht mehr wagt, ohne Zeugen zu straucheln, und bis ihr Ehrfurcht und Scheu vor euch selbst habt, so lange könnt ihr so gut in der Einsamkeit unnütze Dinge tun als in voller Gesellschaft.

Obversentur species honestae animo.[1]

Stellt euch beständig in eurer Einbildung den Cato vor, und den Phocion, und den Aristides, in deren Gegenwart selbst die Narren ihre Fehler verbargen, und bestellt sie zu Aufsehern aller eurer innern Gedanken. Sollten sie auf Nebenwege geraten, so wird die Ehrfurcht vor solchen Männern sie wieder auf die rechte Bahn leiten. Sie werden euch auf derselben erhalten und euch mit euch selbst zufrieden machen, damit ihr von niemand etwas borgt als von euch selbst, und so werden sich eure Seelen in gewissen gemäßigten Grenzen des Denkens erhalten und befestigen, worin sie sich wohl befinden werden; und wenn sie die wahren Güter richtig kennen gelernt haben, deren man nur in dem Maße genießt, wie man sich darauf versteht, so werden sie sich damit be-

[1] Obversentur species. Cicero, tusk. Disp. II, 22. B. Zitate: Was schön und bieder ist, das schwebe stets vor unsrer Seele.

gnügen, ohne der Verlängerung des Lebens oder der Vergrößerung des Ruhms zu begehren. So klingt der Rat der wahren und ungeschmückten Philosophie; nicht einer prahlerischen und geschwätzigen, wie die Philosophie der andern beiden Ratgeber.[1]

Neununddreißigstes Kapitel

Bemerkungen über Cicero

Noch einen Zug mehr, um diese Paare zu vergleichen! Man kann aus den Schriften des Cicero und des Plinius, der nach meiner Meinung keinen großen Abstich mit der Gemütsart seines Oheims macht, unendlich viele Zeugnisse von einer ungemessenen ehrgeizigen Natur aufstellen; unter andern, daß sie vor den Augen der ganzen Welt die Geschichtsschreiber ihrer Zeit auffordern, sie ja in ihren Tagebüchern nicht zu vergessen. Und das Schicksal hat, gleichsam aus Verdruß, die Eitelkeit dieser Bitten bis auf uns gelangen lassen und jere Tagebücher schon längst in die Vergessenheit begraben. Das Folgende aber übertrifft jede Niederträchtigkeit des Herzens, bei Personen von dem Range, daß sie einen vorzüglichen Ruhm in redseligen Schwätzereien suchten, und zu dem Ende die vertraulichen Briefe, die sie an ihre Freunde geschrieben hatten, dienen lassen wollten. Und das ging so weit, daß, da einige davon zu lange liegen geblieben waren, um sie an ihre Bestimmung zu befördern, sie solche dennoch bekannt machten, unter dem

[1] Plinius d. J. und Cicero.

ehrsamen Vorwande: sie hätten ihre Arbeit und ihren Fleiß nicht umsonst verwendet haben wollen. Ist es nicht sehr anständig für zwei römische oberste Magistratspersonen einer die Welt beherrschenden Republik, ihre Muße darauf zu verwenden, ein niedliches Briefchen zu drechseln und zu feilen, um daraus den hohen Ruhm zu ziehen, die Sprache ihrer Säugamme richtig verstanden zu haben? Was könnte ein bloßer Schulmeister Schlimmeres tun, welcher damit sein Brot erwürbe? Wenn die Taten Xenophons und Cäsars nicht ihre Beredsamkeit sehr weit überstiegen hätten, so würden sie solche, wie ich glaube, niemals aufgezeichnet haben. Sie haben gesucht, nicht als Schönschreiber, sondern als Kriegsobristen der Nachwelt bekannt zu werden.

Und wenn die Vollkommenheit und Richtigkeit der Sprache einigen, für einen großen Mann schicklichen Ruhm gewähren könnte, so hätten gewiß Scipio und Lälius der Ehre nicht entsagt, ihre Lustspiele verfertigt zu haben und sie hätten wohl nicht einem afrikanischen Sklaven den Ruhm der Kunst überlassen, so zierliches und geschmackvolles Latein zu schreiben. Denn, daß es wirklich ihr Werk sei, erhellt klar genug aus seiner Schönheit und Vortrefflichkeit; und Terenz gesteht es selbst ein;[1] und mir würde man einen schlimmen Dienst tun, wenn man mir diesen Glauben benehmen wollte. Es ist eine Art von beleidigender Hohnneckerei, einen Mann wegen solcher Eigenschaften, die sich mit seinem Stande nicht reimen, so löblich solche an und für sich sein mögen, anpreisen zu wollen, oder auch

[1] Terenz gesteht es (Prolog der Adelph.), nicht ein, sondern wehrt sich schwach dagegen.

nur wegen solcher Eigenschaften, die nicht seine vorzüglichsten sein müssen; so wie wenn jemand zum Lobe eines Königs sagte: er sei ein guter Maler, oder guter Baumeister, oder auch noch ein guter Schütze, oder geschickter Ringelstecher. Dergleichen Lobsprüche machen keine Ehre, wenn sie nicht in einer Reihe von vielen andern angebracht sind und im Gefolge solcher, die sich für ihn geziemen; nämlich der Gerechtigkeit und der Wissenschaft, im Krieg und Frieden sein Volk wohl zu regieren. In diesem Verstande, macht dem Cyrus seine Landwirtschaftskunde und Karl dem Großen seine Beredsamkeit und seine Bekanntschaft mit der Literatur Ehre. Ich habe zu meiner Zeit Personen gekannt, die, im buchstäblichen Verstande, durch Schreiben sich Amt und Würden erworben hatten und nachher sich ihrer Lehrjahre schämten, ihre Feder stumpften und sich so unwissend stellten, gerade wie der große Haufen des Adels, von dem der Bauer glaubt, für den schicke sich das Studieren nicht; doch waren sie dabei besorgt, sich durch bessere Eigenschaften zu empfehlen.

Die Gesellschafter des Demosthenes[1] bei der Gesandtschaft an den König Philippus lobten diesen Fürsten als schön, beredsam und als einen guten Trinker: Demosthenes sagte, das wären Lobsprüche, die besser einer Frau, einem Sachwalter und einem Schwamme gebührten als einem Könige.

> Imperet bellante prior, jacentem
> Lenis in hostem.[2]

[1] Demosthenes. Nach Plutarch, Leben des Demosthenes.

[2] Imperet bellante prior. Horaz, carm. saec. 51. B., Zitate: Er herrsche gerecht, sei der Tapferste im Kriege; dem überwundenen Feinde sei er mild.

Seine Profession ist nicht, ein weidgerechter Jäger sein, oder ein behender Tänzer.

> Orabunt causas alii, coelique meatus
> Describent radio, et fulgentia sidera dicent,
> Hic regere imperio populus sciat.[1]

Plutarch geht noch weiter; anstatt rühmlich zu sein, wenn jemand in solchen Nebendingen als vortrefflich erscheine, stelle er gegen sich selbst Zeugnisse auf, welche beweisen, daß er seine Muße und seinen Fleiß übel verwendet habe, die er hätte auf nötigere und nützlichere Sachen richten sollen. So wie Philippus,[2] König von Mazedonien, als er seinen Sohn, Alexander den Großen, bei einem Gastmahle mitten unter andern Musikern singen hörte, zu ihm sagte: Schämst du dich nicht, so schön zu singen! Und wie eben diesem Philippus ein andrer Musiker, mit dem er über seine Kunst stritt, sagte: Verhüt' es der Himmel, mein Herr und König, daß dir jemals das Unglück begegne, diese Sachen besser zu verstehen als ich! Ein König muß antworten können wie Iphicrates dem Redner, der ihm in seiner Beschuldigung folgendergestalt zu Leibe ging: Sag' an, was bist du, daß du dich so weidlich brüstest? Bist du ein großer Fechter? Ein Bogenschütze? Kämpfest du mit Lanz' oder Spieß? „Ich bin von alledem nichts. Aber ich bin derjenige, der allen diesen Leuten zu befehlen versteht." Und

---

[1] Orabunt causas alii. Nach Vergil, Än. VI, 849. B., Zitate: Die Rednerkunst verstehen andere, und andere verstehen es, den Himmel zu teilen in Kreise, die funkelnden Sterne zu nennen und ihre Laufbahn zu beschreiben; er aber wisse, wie man ein Volk zu seinem Glück beherrschen müsse.

[2] Philippus. Nach Plutarch, Leben des Pericles. Auch die folgenden Züge stammen aus verschiedenen Schriften Plutarchs.

Antisthenes meinte, mit der Tapferkeit des Ismenias müßte es wohl nicht weit her sein, weil man ihn als einen vortrefflichen Flötenspieler rühmte.

Ich weiß wohl, daß ich, wenn ich höre, wie sich jemand beim Stile dieser meiner Aufsätze verweilt, lieber wollte, er schwiege. Es heißt nicht sowohl die Worte erheben als vielmehr den Sinn herabsetzen, und das ist um so unleidlicher als unvermerkterweise es geschieht. Dennoch müßte ich mich sehr irren, wenn viele Schriftsteller mehr Sachen in ihre Werke legten und, hier unausgemacht, ob gute oder schlechte, wenn irgend einer meiner Mitbrüder bessern Samen oder wenigstens so dicht auf sein Papier ausgestreut hätte. Um Raum zu gewinnen, häufe ich nur die Köpfe der Sachen aufeinander. Wollte ich das übrige des Körpers noch daran hängen, so müßte ich ein weit dickeres Buch machen. Und wie viele Geschichten habe ich nicht angebracht, die kein Wort sagen und welche demjenigen, der sie ein wenig sorgfältiger kehren und wenden wollte, zu manchem Aufsatze Stoff und Gedanken an die Hand geben würden? Weder diese Geschichtszüge noch meine Allegaten dienen eben nicht allemal bloß als Beispiele, Bestätigungen oder Zieraten. Ich lege nicht einmal einen großen Wert auf den Nutzen, den ich daraus ziehe. Sie enthalten oft, ohne meinen Vorsatz, den Samen zu einer kühnern und ergiebigern Materie: und oft noch nebenher einen feinern Ton, sowohl für mich, wenn ich an der Stelle nichts weiter ausdrücken will, als für diejenigen, welche im meinen Gesang einstimmen können. Wieder auf die Tugend der Wohlredenheit zu kommen, so wüßte ich keine große Wahl unter dem: nicht anders als unzierlich und unter dem: nicht anders als zierlich sprechen.

Non est ornamentum virile concinnitas.[1]

Die Weisen sagen: In Hinsicht auf Wissen sei nichts als Philosophie, und in Hinsicht auf Tun sei nichts als die Tugend durchgängig und für alle Stände und Klassen nützlich und schicklich. Etwas ähnliches haben auch die beiden andern angeführten Philosophen. Denn sie versprachen den Briefen, die sie an ihre Freunde schrieben, gleichfalls die Unsterblichkeit; aber auf eine andre Manier, und indem sie sich, aus guten Ursachen, an die Eitelkeit andrer anschmiegen; denn sie schrieben ihnen: wofern die Sorge, sich den künftigen Jahrhunderten bekannt und sich einen unsterblichen Namen zu machen, sie noch an die Staatsbedienungen feßle und sie die Einsamkeit, wohin sie sie berufen wollen, aus dieser Ursache fürchteten: so möchten sie nur ruhig sein; denn sie (die Briefschreiber) hätten Ansehen genug bei der Nachwelt, um ihnen dafür einzustehen, wenns auch bloß nur durch die Briefe wäre, die sie ihnen schrieben, daß ihr Name ebenso bekannt und berühmt werden solle als ihn nur immer öffentliche Geschäfte machen könnten. Aber auch diesen Unterschied beiseite gesetzt, sind es denn doch auch keine leeren und hageren Briefe, die sich bloß durch eine feine Wahl der Worte empfehlen, die nach einem richtigen Wohlklange gestellt und gehäuft sind: sie sind vielmehr angefüllt mit herrlichen Sprüchen der Weisheit, durch welche man eben nicht beredsamer, wohl aber weiser werden kann und welche lehren nicht sowohl schön reden als brav handeln. Pfui der Rednerei, die uns Lust macht zu

---

[1] Non est ornamentum. Seneca. Epist. 115. B., Zitate: Gesichterschmuck ziert Männer nicht.

hören, wie sie spricht, nicht was sie sagt! Es sei denn, daß man sage, die Beredsamkeit Ciceros, da sie auf einem so hohen Grade der Vollkommenheit stünde, habe sich ihren eigenen Bestand gegeben.

Ich will noch eine Erzählung[1] anführen, die man über diese Materie von ihm liest, um uns seinen Charakter unverkennbar zu machen. Er sollte eine öffentliche Rede halten und hatte nur sehr wenig Zeit, sich darauf gehörig vorzubereiten: Eros, einer seiner Knechte, trat zu ihm, um ihm zu melden, die Versammlung sei bis auf den folgenden Tag verschoben. Cicero ward hierüber so froh, daß er seinem Knechte für diese freudige Botschaft die Freiheit schenkte.

Bei Gelegenheit, da die Rede von Briefen ist, will ich doch noch dieses sagen: Briefschreiben ist ein Geschäft, zu dem ich, nach der Meinung meiner Freunde, einige Fähigkeiten habe; und ich hätte auch gern die Briefform gewählt, um darin meine Gedanken vorzutragen, wenn ich jemand gewußt, an den ich meine Briefe hätte richten können. Ich hätte dazu, wie mirs wohl ehedem so gut ward, eine sichere Korrespondenz haben müssen, die mich angezogen, ermuntert und unterstützt hätte. Denn so in die Luft hinein zu schwatzen, wie wohl einige tun, das könnte ich höchstens nur im Traume tun und ebenso wärs mir mit erdichteten Korrespondenten bei ernsthaften Sachen; denn ich bin ein geschworner Feind von allem, was nur falsch heißen kann. Ich wäre aufmerksamer und zutraulicher gewesen, hätte ich eine freundschaftliche Adresse gehabt als so die unendlich verschiedenen Gesichter des Publikums vor Augen zu haben; und

[1] Noch eine Erzählung. Nach Plutarch, Apopht.

ich müßte mich wenig kennen oder mein Werk wäre mir besser gelungen. Ich habe von Haus aus einen eigenen, komischen Stil; aber er ist weder gesucht, noch geborgt; für öffentliche Geschäfte nicht tauglich; wie überhaupt meine Sprache zu kurz, zu gedrängt, zu wenig gefeilt, zu abgebrochen und zu individuell ist. Dabei versteh ich mich auch nicht auf Komplimentenbriefe, die keinen bessern Inhalt haben als eine aufgereihte Schnur von geschliffenen Worten. Ich habe weder das Vermögen noch den Willen zu langen Freundschafts- und Dienstversicherungen. Ich habe keinen sonderlichen Glauben daran und es ist mir zuwider, mehr darüber zu sagen als mirs eben ums Herz ist; und da komme ich dann gegen die jetzige Mode bei weitem zu kurz. Denn da ist der kriechenden, knechtischen Dienstbeteurungen, an Leib, Leben, Seele, Untertänigkeiten, höchsten Verehrungen, der Diener, Knechte und Sklaven so ein unendliches Gedränge, und dergleichen Worte sitzen dergestalt leicht auf jeder gewöhnlichen Federspitze, daß wenn die Menschen einmal eine bestimmtere und ehrerbietigere Anhänglichkeit an den Tag legen möchten, sie nun dafür keinen Ausdruck mehr finden. Mir ist schon von weitem her der Geruch von Schmeichelei in den Tod zuwider; das macht denn natürlicherweise, daß ich in eine trockene, runde, und ungeglättete Art mich auszudrücken verfalle, welche demjenigen, der mich nicht sonst schon kennt, als ein Grad von Selbstdünkel vorkommen kann. Ich bezeige denen die meiste Ehrerbietung, denen ich die wenigste Ehrerbietung versichre; und wo meine Seele vor Freuden hüpft, da vergesse ich in Tanzmeisterschritten einherzuschreiten; und mit trocknen, dürren Worten empfehle ich mich da, wo ich schon

verbunden bin, und da erbiete ich mich am wenigsten, wo ich mich am meisten hingegeben habe. Ich meine immer, man müsse es in meinem Herzen lesen können und der Ausruck meiner Worte werde meinen Empfindungen Schaden bringen. Beim Willkommenheißen, beim Abschiednehmen, beim Danksagen, beim Grüßen, wenn ich meine Dienste anbiete und dergleichen Wortkomplimenten, die die Gesetze unsrer feierlichen Höflichkeit eingeführt haben, weiß ich keinen Menschen, der so einfältig arm an Sprache wäre als ich; und noch niemals habe auf Begehren ein Empfehlungsschreiben aufgesetzt, das derjenige, zu dessen Behuf es war, nicht kalt und gezwungen befunden hätte.

Die Italiener sind gar starke und fast allezeit fertige Briefdrucker. Ich habe, glaub ich, wohl hundert Bände gedruckter italienischer Briefsammlungen. Die in der Sammlung vom Annibal Caro[1] scheinen mir die besten. Wäre alles das Papier noch vorhanden, das ich zu der Zeit für die Damen bekritzelte, da meine Hand wirklich von der Leidenschaft geführt ward, so möchten sich wohl noch einige Seiten voll darunter finden, welche wert wären, der müßigen Jugend, die noch von der Liebesseuche geäfft wird, in die Hände gegeben zu werden. Meine Briefe schreib ich gleichsam auf der Post und so übereilt flüchtig, daß, so unerträglich die Buchstaben sind, die ich male, ich doch lieber eigenhändig schreibe, als jemanden in die Feder sage, weil ich niemand finde, der mir nachkommen kann; schreibe auch keinen Brief ins Reine. Ich habe die Großen, die mich kennen, schon daran

[1] Annibal Caro. Bekannter Übersetzer der Äneide, 1507 bis 1566. Seine Briefe erschienen 1572 und 1574.

gewöhnt, daß sie sich nicht mehr daran stoßen, wenn ich ausstreiche, überschreibe und mein Papier weder breche noch einen breiten Rand leer lasse. Der Brief, der mir am sauersten wird, taugt gerade am wenigsten. Wenn ich erst beim Schreiben nachsinne, so ist es ein Zeichen, daß meine Gedanken nicht mehr dabei sind. Gewöhnlich fang ich an, ohne bedacht zu haben, was ich sagen will; der erste Federzug führt den zweiten herbei. Die Briefe heutiger Zeit sind reicher an Schnörkeln und Vorreden als Inhalt. Ich mag lieber zwei Briefe schreiben als nur einen falten und siegeln und also überlasse ich diese Kommission beständig einem andern. Ebenso möchte ich gerne, wenn ich mit meinem Texte fertig bin, jemand den Auftrag geben, die langen Wortkrämereien von Diensterbietungen, Empfehlungen und Bitten, die wir zum Schlusse des Schreibens anhängen, für mich hinzuzusetzen und sehne mich recht danach, daß eine neue Mode uns von dieser Last befreien möge. Nicht weniger lästig werden mir die Aufschriften mit dem langen Schweife von Titulaturen, und habe, um nicht dawider zu verstoßen, manchen Brief ungeschrieben gelassen, besonders an Personen in Parlaments- oder Finanzämtern. Da gibt es so häufige Neuerungen in der Rangordnung und so schwer zu treffende Unterschiede in den mancherlei Ehrenbenennungen, die meistens zu teuer erkauft sind als daß man solche, ohne zu beleidigen, verwechseln oder vergessen dürfte. Für nicht weniger unschicklich halt ich es, die Titelblätter der Bücher damit anzufüllen, die man drucken läßt.

Vierzigstes Kapitel

Das Gefühl für das Gute und Böse hängt großenteils von der Meinung ab, die wir davon hegen

Die Menschen (sagt eine alte griechische Sentenz) werden von den Meinungen gequält, die sie von den Dingen hegen, und nicht von den Dingen selbst. Man hätte schon einen großen Schritt zur Erleichterung des menschlichen Elendes gewonnen, wenn man diesem wahren Gedanken durchgängig und allenthalben Eingang verschaffen könnte. Denn wenn das Übel keinen andern Eingang bei uns findet als durch unser Urteil, so scheint es in unsrer Macht zu stehen, es zu verachten oder zum besten zu kehren. Wenn die Sachen sich nach unserm Gutachten fügen, warum lenken und beherrschen wir sie nicht zu unserm Vorteile? Wenn das, was wir Übel und Pein nennen, an sich selbst weder Pein noch Übel ist, sondern nur insofern ihm unsre Phantasie diese Eigenschaft gibt, so steht es bei uns es zu verwandeln? Und da wir die Wahl haben und da nichts uns zwingt, so sind wir ganz sonderbare Toren, uns steif und fest auf der Seite zu halten, die uns den meisten Verdruß macht, und den Krankheiten, der Armut und der Verachtung einen so bittern, widrigen Geschmack zu geben, wenn wir solchen einen guten geben können? Und wenn das Glück nichts weiter hergibt als die Materie, so ist es unsre Sache, ihr die Form zu geben.

Aber, laß sehen, ob der Satz Stich hält, daß das, was wir Übel nennen, an sich kein Übel ist, oder

(welches auf eins hinausläuft) ob wenigstens so wie es ist, bei uns selbst es stehe, ihm einen andern Geschmack, eine andre Gestalt zu geben? Wenn das ursprüngliche Wesen der Dinge, die wir scheuen, die eigentümliche Macht hätte sich uns nach eigner Willkür zu unterwerfen, so würde es diese Willkür über alle Menschen auf einerlei Art behaupten. Denn alle Menschen sind von einerlei Gattung und sind, das Mehr oder Wenigere vorausgesetzt, mit einerlei Werkzeugen und Organen zum Wahrnehmen und Schließen versehen. Nun aber zeigt die Verschiedenheit der Meinungen ganz deutlich, daß sie nur auf Bedingung bei uns einziehen: der eine nimmt sie vielleicht bei sich auf für das, was sie wirklich sind; aber tausend andre geben ihnen bei sich eine neue und ganz verkehrte Beschaffenheit.

Wir halten den Tod, die Armut und körperliche Schmerzen für unsre hauptsächlichsten Feinde. Wer weiß aber nicht, daß dieser Tod, den einige das Schrecklichste aller Schrecknisse nennen, von andern der einzige Hafen gegen die Stürme dieses Lebens, das höchste Gut der Natur, die einzige Stütze unsrer Freiheit, das allgemeine und schnelle Heilmittel gegen alle Übel genannt wird? Und daß, so wie etliche mit Zittern und Zagen an ihn denken, andre ihn leichter ertragen als das Leben? Jener beklagt sich über seine Leichtigkeit:

Mors utinam pavidos vita subducere nolles,
Sed virtus te sola daret?[1]

---

[1] Mors utinam. Lucan IV, 580. B., Zitate:
Ach, daß der Tod auch Feige
Und nicht allein den Tapfern trifft!

Doch nichts mehr von so tapfern Gemütern! Theodorus[1] antwortete dem Lysimachus, der ihn zu töten drohte: Du wirst eine mächtige Tat verüben, wenn dus an Gewalt einer Bremse gleichtust. Unter den Philosophen haben die meisten ihren Tod mit Fleiß beschleunigt, oder sind ihm mit allem Bedacht zuvorgekommen. Wie viele gemeine Menschen sieht man zum Tode führen, und nicht etwa bloß zu einem einfachen Tode, sondern begleitet von Schimpf und Schande und zuweilen von den herbsten Qualen, die mit einer solchen Standhaftigkeit erscheinen, der eine aus Hartnäckigkeit, der andre aus natürlicher Einfalt, daß man keine Veränderung in ihrer gewöhnlichen Fassung wahrnehmen kann. Sie beschicken ihr Haus soweit sie dürfen, empfehlen sich ihren Freunden, singen, halten Reden ans Volk und machen gar noch zuweilen Spaß und Scherz zum Lachen. Sie trinken auf das Wohl ihrer Bekannten, so gut wie Sokrates.

Einer, den man zum Galgen führte, sagte: man möchte sich ja hüten, durch eine gewisse Gasse zu gehen; er liefe sonst Gefahr, daß ihn ein Kaufmann anpackte, bei dem er noch von alters her an der Kreide stünde. Einer sagte zum Scharfrichter, er solle ihm nicht an den Hals greifen, er möchte sonst vor Lachen aufspringen, weil er sehr kitzlich sei. Jener antwortete seinem Beichtvater, der ihm die Verheißung gab, daß er heute noch mit unserm Erlöser zu Tische sitzen würde: Gehn Sie nur hin und nehmen meinen Platz; denn ich habe Fasttag. Jener andre, dem, als er zu trinken begehrt hatte, der Henker es durch Vortrinken zubrachte, wollte ihm nicht nachtrinken, denn,

[1] Theodorus. Nach Cicero, tusk. Disp.

sagte er, der könnte mir eine böse Krankheit mitteilen. Alle Welt muß von Picard erzählen gehört haben, dem man, als er bereits auf der Leiter stand, Gnade versprach (wie unsre Justiz wohl zuweilen gestattet), wenn er ein gewisses Mensch, das man ihm zeigte, heiraten wollte. Er betrachtete solches ein Weilchen, merkte, daß das Mädchen hinkte und rief: Schnüre zu! Schnüre zu! Das Ding geht schief! So erzählt man etwas Ähnliches, das sich in Dänemark zugetragen haben soll. Einem Menschen nämlich, der verurteilt war, den Kopf zu verlieren, bot man auf dem Blutgerüste unter ebensolcher Bedingung Gnade an, die er aber ausschlug, weil das Mädchen, das man ihm geben wollte, hohle Wangen und eine Spitznase hätte. Ein Bedienter zu Toulouse, der Ketzerei wegen eingezogen wurde, wußte keinen andern Grund seines Glaubens anzugeben als weil es der Glaube seines Herrn wäre; dies war ein junger Student, der mit ihm im Gefängnis saß und blieb der Bediente dabei, lieber zu sterben als sich überzeugen zu lassen, daß sein Herr irren könnte. Wir lesen von den Bürgern der Stadt Arras, daß, als der König Ludwig der Elfte solche einnahm, sich eine ansehnliche Zahl von ihnen lieber hängen ließ als rufen wollte: Es lebe der König!

Und unter den kriechenden Seelen der Hofnarren haben sich einige gefunden, die ihr Possenreißen selbst im Tode nicht haben lassen wollen. Einer von ihnen schrie, als ihn der Henker von der Leiter stieß: Aufgeschaut! Ein Wort, das er bei seinen Späßchen immer brauchte. Und ein andrer, den man, in dem Augenblicke, da er den Geist aufgeben wollte, längs dem Kamine auf einen Strohsack gelegt hatte, ant-

wortete dem Arzte, der ihn fragte, wo er denn eigentlich die Krankheit hätte: Zwischen der Bank und dem Kamine. Und als der Priester, der ihm die letzte Ölung geben wollte, seine Füße suchte, die er wegen der Schmerzen an sich gezogen hatte: Sie werden sie wohl, sagte er, am Ende meiner Beine finden. Denjenigen, der ihn ermahnte, er solle sich Gott empfehlen, fragte er: Wer reist hin? Und als ihm dieser antwortete: Das wirst du bald selbst sein, wenn's ihm gefällt, — so versetzt' er: Sollt ich morgen abend wohl angelangt sein? Empfiehl dich ihm nur, verfolgte der andre, du wirst bald dort sein. Nun, fuhr der erste fort, so ists wohl besser, daß ich ihm meine Empfehlungsschreiben selbst überbringe!

Im Königreiche Narsingen werden noch jetzt die Weiber der Priester mit den Leichen ihrer Ehemänner lebendig begraben. Alle übrigen Eheweiber werden beim Leichenbegängnisse der ihrigen lebendig verbrannt und sind dabei nicht nur standhaft, sondern sogar fröhlich und munter. Beim Tode eines Königs stellen sich nicht nur seine Gemahlinnen, Kebsweiber, Günstlinge und alle Minister und Bediente aus dem Volke sehr munter beim Feuer ein, wo sein Leichnam verbrannt wird, sondern suchen auch die größte Ehre darin, wenn sie gewürdigt werden, ihrem Herrn Gesellschaft zu leisten.

Während unsers letzten Krieges im Mailändischen, worin das Volk über die abwechselnden Vorteile und Nachteile unwillig ward, faßte es eine solche Bereitwilligkeit zum Tode, daß ich meinen Vater sagen gehört habe, wie er es erlebt habe, daß sich wohl fünfundzwanzig Hausherrn in einer Woche das Leben verkürzt hätten: ein Ereignis, das demjenigen nahe

kommt, was sich bei den Xanthiern[1] zutrug, welche sich, als Brutus sie belagerte, solchergestalt, Männer, Weiber und Kinder, der Wut zu sterben überließen, daß man weniger tut, um dem Tode zu entfliehen als diese taten, um dem Leben zu entgehen; so, daß auch Brutus kaum eine kleine Anzahl von ihnen zu retten vermochte.

Jede Meinnng ist stark genug, um sich der Menschen auf Kosten ihres Lebens zu bemeistern; der erste Artikel des kühnen Eides, den die Griechen im medischen Kriege[2] schwuren und hielten, lautete: jedermann wolle lieber das Leben mit dem Tode als die persischen Gesetze mit den seinigen vertauschen. Wie viele Menschen sieht man nicht in den Kriegen der Türken mit den Griechen, die lieber den Tod, und zwar einen sehr bittern Tod erleiden, als ihrer Beschneidung entsagen und sich taufen lassen wollen. Beispiele, deren keine Religion unfähig befunden wird.

Als die kastilischen Könige die Juden aus ihrem Reiche und Lande verbannt hatten, verkaufte ihnen der König Johann von Portugal kopfweise um acht Taler die Freiheit, sich in seinem Reiche für eine gewisse Zeit mit Sicherheit aufhalten zu dürfen, mit der Bedingung, daß sie nach deren Verlauf es räumen sollten; und versprach ihnen alsdann Schiffe herzugeben, die sie nach Afrika überfahren sollten. Als der Tag erschienen und es verkündigt worden war, daß diejenigen, welche der Bedingung nicht gehorchten, als Sklaven im Lande bleiben würden, gab man eine

---

[1] Bei den Xanthiern. Nach Plutarch, Leben des Brutus.

[2] Im medischen Kriege. Vor der Schlacht bei Platää. Nach Diodor von Sizilien u. a.

ganz unhinlängliche Anzahl Fahrzeuge, und diejenigen, die sich darauf einschifften, wurden durch die Schiffsleute so hart und bübisch behandelt und unter andern Tücken, die sie ihnen erwiesen, so lange auf dem Meere herumgeschleppt, bis sie ihren Mundvorrat völlig aufgezehrt hatten und gezwungen waren, von ihnen so teuer und so lange zu kaufen, ehe sie an Land gesetzt wurden, bis sie nichts mehr zu verkaufen hatten als ihre bloßen Hemden. Als die Zeitung von dieser Unmenschlichkeit zu denjenigen gelangte, welche im Lande geblieben waren, entschloß sich der größte Teil davon zur Sklaverei; einige taten so, als ob sie die Religion verändern wollten. Emanuel, Nachfolger des Königs Johann, setzte sie anfangs in Freiheit und als er hernach seine Meinung änderte, befahl er ihnen, das Land zu verlassen und wies ihnen drei Häfen an, wo sie sich einschiffen sollten. Er hoffte, sagt der Bischof Osorius (ein nicht unbedeutender lateinischer Geschichtsschreiber für unsre Zeiten), da das Geschenk der Freiheit nicht gewirkt hätte, sie zum Christentume zu bekehren, so würde die Schwierigkeit, sich den Diebereien der Schiffsleute auszusetzen und ein Reich zu verlassen, worin sie große Reichtümer besäßen, um nach einem fremden Lande überzusetzen, das sie nicht kannten, sie dazu vermögen. Da sich aber der König in seiner Hoffnung betrogen und die Juden völlig entschlossen sah, die Fahrt zu unternehmen, so sperrte er zwei von den Häfen, die er ihnen versprochen hatte, damit das Zaudern und andre Unbequemlichkeiten doch einige bewegen möchte, sich zum Ziele zu legen; oder er wenigstens Mittel hätte, sie alle an einem Orte zu häufen, um ein Vorhaben auszuführen, das er über

sie beschlossen hatte. Dieses bestand darin: er befahl, daß man alle Kinder unter vierzehn Jahren aus den Händen der Eltern und aus ihrer Aufsicht nehmen, von ihrem Umgange entfernen und an Orte bringen sollte, wo sie in unserer Religion unterrichtet würden.

Er sagt: dieser Befehl habe ein entsetzliches Schauspiel verursacht. Die natürliche Verbindung zwischen Eltern und Kindern, und noch mehr, der Eifer, womit sie ihrer alten Religion anhingen, empörte sich gegen diese gewalttätige Verordnung. Es war dabei nichts Seltenes, Väter und Mütter zu sehen, die sich selbst entleibten; und als noch traurigere Beispiele sah man, daß einige aus Liebe und Mitleiden ihre jungen Kinder in tiefe Brunnen warfen und so das Gesetz umgingen. Übrigens begaben sie sich, da der Termin abgelaufen war und sie keine Mittel zur Abfahrt hatten finden können, wieder in die Sklaverei. Einige davon wurden Christen, zu denen oder ihrer Nachkommenschaft christlichem Glauben die Portugiesen jetzt noch, hundert Jahre nachher, nur sehr wenig Vertrauen haben; obgleich Gewohnheit und Länge der Zeit weit stärker zu dergleichen Veränderungen wirken, als jeder andre Zwang.

In der Stadt Castelnaudari ließen sich auf einmal fünfzig ketzerische Albigenser, mit entschlossenem Mute, lieber lebendig auf einem Scheiterhaufen verbrennen als daß sie ihrer Meinung entsagen wollten.

Quoties non modo ductores nostri, sagt Cicero, sed universi etiam exercitus, ad non dubiam mortem concurrerunt?[1]

---

[1] **Quoties non modo.** Cicero, tusk. Disp. I, 37. B., Zitate: Wie oft sind nicht unsre Kriegsfürsten nur, sondern ganze Heere dem ungezweifelten Tode entgegengeeilt.

Ich habe einen meiner innigsten Freunde dem Tode mit Eifer nachjagen sehen, und zwar mit wahrer Vorliebe, die durch allerlei Arten von Überzeugung dergestalt in seinem Herzen eingewurzelt war, daß ich ihm solche nicht auszureden vermochte und die erste Gelegenheit, die sich ihm in einigem Glanze von Ehre darbot, erhaschte er, ohne allen scheinbaren Anlaß, und machte seinem Leben auf eine sehr schmerzhafte Art ein Ende. Wir haben zu unsrer Zeit viele Beispiele, sogar von Kindern, welche aus Furcht vor geringen Übeln sich das Leben genommen haben. Über diesen Gegenstand sagt einer unter den Alten:[1] Was müßten wir nicht alles fürchten, wenn wir sogar dasjenige fürchteten, was selbst die Feigheit als eine Zuflucht gewählt hat! Wenn ich hier ein Register von solchen Menschen aufführen wollte, die unter allen Geschlechtern und Ständen, von allen Sekten, in glücklicheren Jahrhunderten den Tod entweder gelassen erwartet oder freiwillig gesucht haben; gesucht, nicht bloß um den Übeln dieses Lebens zu entgehen, sondern einige sogar bloß um der Sattheit vom Leben ein Ende zu machen und andre wegen der Hoffnung, sich in einer andern Lage besser zu befinden: so würde ich kein Ende zu finden wissen. Denn die Anzahl derselben ist so groß, daß ich wirklich weniger Mühe hätte, diejenigen aufzuzählen, die ihn gefürchtet haben. Nur dies noch: Pyrrho,[2] der Philosoph, befand sich eines Tages auf einem Schiff in heftigem Sturme, und zeigte denjenigen, die er um sich her am ängstlichsten sah, um sie aufzurichten, ein Beispiel an einem

---

[1] Einer unter den Alten. Seneca, Epist. 70

[2] Pyrrho. Nach Diogenes Laertius.

Schweine, welches mit auf dem Schiffe war und sich aus dem Ungewitter gar nichts machte.

Wollten wir uns wohl getrauen zu sagen, daß der Vorzug der Vernunft, worauf wir uns so viel zugute tun und vermöge dessen wir uns für Herren und Beherrscher der übrigen Schöpfung halten, uns zu unsrer Qual gegeben sei? Was soll uns die Kenntnis der Dinge, wenn wir dadurch nur feiger werden? Wenn wir dadurch die Ruhe und Gelassenheit verlieren, worin wir uns ohne sie befinden würden? Und wenn solche uns in eine kläglichere Fassung setzt als Pyrrhos Schwein? Wollen wir die Verstandeskräfte, die uns zu unserer größten Wohlfahrt gegeben sind, zu unserm Verderben anwenden, indem wir uns gegen die Natur und die allgemeine Ordnung der Dinge auflehnen, welche will, daß jedermann seine Kräfte und Werkzeuge zu seinem Vorteile benutze? Gut! sagt man; mag eure Regel auf den Tod anwendbar sein! Was könnt ihr aber von der Armut sagen? Und was vom körperlichen Schmerz, welche Aristippus, Hieronymus und die meisten alten Weisen für das ärgste Übel gehalten haben? Und wie es diejenigen mit der Tat bekannten, die es mit Worten leugneten? — Posidonius lag sehr schwer an einer hitzigen und schmerzhaften Krankheit danieder; Pompejus besuchte ihn und entschuldigte sich, daß er zu einer so ungelegenen Stunde käme, ihn philosophieren zu hören. „Verhüten es die Götter," antwortete ihm Posidonius, „daß der Schmerz so sehr mein Herr werde, mich zu verhindern, Betrachtungen über ihn anzustellen!" und begann alsobald von Verachtung der Schmerzen zu sprechen. Indessen kehrten sich die Schmerzen nicht daran und setzten ihm unaufhörlich

zu; worüber er ausrief: „Macht, Schmerzen, was ihr wollt; ihr sollt mich doch nicht dahin bringen, zu sagen, daß ihr Übel seid!“ Dies Geschichtchen, das mit solchem Triumphe erzählt wird, was beweist es für die Verachtung der Schmerzen? Es bestreitet bloß Worte. Und dennoch, warum unterbricht er sich in seiner Rede, wenn sie ihm nicht sehr wehe taten? Warum meint er ein so großes Ding zu tun, wenn er solche nicht Übel nennen will? Hier besteht doch nicht alles in der Einbildung. Wenn wir über die andern Dinge nur wähnen, so ist hier Gewißheit, die für sich spricht; unsre Sinne selbst sind Richter:

Qui nisi sunt veri, ratio quoque falsa sit omnis.[1]

Können wir unsrer Haut weis machen, daß sie beim Spießrutenlaufen gekitzelt werde? Unserm Gaumen, Aloetrank sei Burgunderwein? Pyrrhos Schwein ist hier auf unsrer Seite. Es ist freilich ohne Furcht vorm Tode, aber wenn man es schlägt, schreit es und tobt. Wollen wir dem allgemeinen Gesetze der Natur Gewalt tun, nach welchem alles, was da lebt auf Erden, unter dem Leiden von Schmerzen zittert? Selbst die Bäume scheinen unter den Beschädigungen zu ächzen. Den Tod fühlt man nur durch Nachdenken, weil er eigentlich nur die vorübergehende Bewegung eines Augenblicks ist.

Aut fuit, aut veniet, nihil est praesentis in illa.
Morsque minus poenas, quam mora mortis habet.[2]

---

[1] Qui nisi sunt. Lucrez, IV, 486. B., Zitate: Täuschen die Sinne, so ist alle Vernunft dahin.

[2] Aut fuit. Der erste Vers stammt aus einer Satire des Boetius, der zweite aus Ovid, Heroid., Ariadne an Theseus 82. B., Zitate: er (der Tod) war entweder oder wird erst künftig kommen.

Tausend Tiere, tausend Menschen sterben, bevor sie vom Tode bedroht worden. Auch ist das, was wir beim Tode hauptsächlich zu fürchten haben, der Schmerz, sein gewöhnlicher Vorbote. Indessen, wenn ein heiliger Kirchenvater Glauben verdient, so heißt es:

Malam mortem non facit, nisi quod sequitur mortem.[1]

Und ich möchte noch mit größerer Wahrscheinlichkeit sagen: Weder das, was vorm Tode hergeht, noch das, was auf ihn folgt, sind Zubehörden des Todes. Wir entschuldigen uns mit Unrecht. Und die Erfahrung hat mich überzeugt, daß es vielmehr das Peinliche in der Vorstellung vom Tode ist, was uns die Schmerzen peinlich macht; und daß sie uns deswegen doppelt martern, weil sie uns mit dem Tode dräuen. Da uns nun aber die Vernunft wegen unsrer Feigheit anklagt, daß wir eine so plötzlich kommende und vorübergehende, so unvermeidliche, so wenig schmerzhafte Sache fürchten, so greifen wir zu dem mehr scheinbaren Vorwande. Alle andren Schmerzen, welche keine andre Gefahr bei sich führen als die Schmerzen selbst, von denen sagen wir: sie sind nicht gefährlich. Z. B. Zahnschmerzen oder Gichtschmerzen, so sehr sie auch martern; so lange sie nicht wegen zu besorgendem Tode unter die Krankheiten gezählt werden.

Nun, wohlan! Wir wollen annehmen, daß wir am Tode hauptsächlich die Schmerzen in Betracht ziehen! So wie auch, daß die Armut nichts weiter Fürchterliches habe, als daß sie vermittelst des Hungers, des Durstes, der Kälte, der Hitze, des Nachtwachens, die sie uns bringt, in seinen Rachen werfe. Also

[1] Malam mortem. Augustin, de civ. Dei I, 11. B., Zitate: Sterben ist kein Weh, ist das nur wohl, was drauf erfolgt.

wollen wir es hier bloß mit den Schmerzen zu tun haben! Ich räume ihnen ein, und zwar sehr gern, daß sie das Schlimmste sind, was uns befallen kann; denn ich bin der Mann, der ihnen so feind ist als jemand auf der Welt und sie um so mehr aufs möglichste vermeide, weil ich bisher, gottlob, keine große Gemeinschaft mit ihnen gehabt habe; aber dennoch sag' ich: Es steht bei uns, wo nicht sie zu vertilgen, wenigstens durch Geduld sie zu vermindern; und wenn auch der Körper darunter niederläge, doch die Seele und die Vernunft in ruhiger Fassung zu erhalten. Wenn dem nicht so wäre, was für Wert hätte dann Tugend, Tapferkeit, Stärke, Größe der Seele und männliche Entschlossenheit? Wo wäre der Schauplatz, sich zu zeigen, wenn sie keine Schmerzen mehr zu bekämpfen hätten? Avida est periculi virtus,[1] sagt Seneca. Wenn wir nicht mehr auf harter Erde zu schlafen, in voller Waffenrüstung die Mittagshitze zu ertragen, zu Pferde- und Eselsfleische unsre Zuflucht in Hungersnot zu nehmen haben, wenn wir nicht mehr in der Not wären, uns in Stücke zerhauen, Kugeln aus den Knochen und Splitter aus den Wunden ziehen, und diese selbst mit der Sonde durchwühlen und beizen und zusammennähen zu lassen, woher wollen wir dann den Vorzug erwerben, den wir über den gemeinen Haufen haben wollen? Es ist bei weitem nicht die Flucht vorm Übel und den Schmerzen, sagen die Weisen, oder ähnliche gute Taten, sondern die sind die wünschenswürdigsten, wobei die größte Gefahr und Mühe ist. Non enim hilaritate nec lascivia

---

[1] Avida est. Seneca, de provid. 4. B., Zitate: Tapferkeit geizt nach Gefahr.

nec risu aut ioco comite levitatis, sed saepe etiam tristes firmitate et constantia sunt beati.[1] Und aus diesem Grunde war es unsern Vätern unmöglich, sich überreden zu lassen, daß die Eroberungen durch Macht und Gewalt bei den Gefahren des Krieges nicht ehrenvoller wären als solche, die man bei aller Sicherheit durch listige Anschläge gewönne.

Laetius est, quoties magno sibi constat honestum.[2]

Auch das muß uns um so mehr trösten, daß nach dem Gange der Natur ein Schmerz, der heftig ist, nicht lange anhält, und wenn er lange dauert, leicht ist.

Si gravis, brevis; si longus, levis.[3]

Du wirst sie nicht lange fühlen, wenn du sie zu heftig fühlst, sie werden ihnen selbst oder dir ein Ende machen. Und beides läuft auf eins hinaus. Entweder du besiegst die Schmerzen, oder sie besiegen dich. Memineris maximos morte finiri; parvos multa habere intervalla requietis: mediocrium nos esse dominos: ut si tolerabiles sint, feramus: sin minus e vita, quum ea non placeat, tanquam a theatro exeamus.[4]

---

[1] Non enim. Cicero, de fin. II, 10. B., Zitate: Nicht nur bei Scherz und Spiel, bei Lachen, Zeitvertreib und Wollust, des Leichtsinns Gefährten, herbergt des Lebens Glück. Denn auch der Mann von stillem Ernst findet es oft im festen Mute, womit er seine Übel trägt.

[2] Laetius est. Lucan IX, 404. B., Zitate: Um so inniger freut die schöne Tat den Mann, je mehr sie ihn gekostet.

[3] Si gravis. Cicero, de fin. II, 29. B., Zitate: Ist er (der Schmerz) schwer, so ist er kurz; hält seine Dauer aber an, so ist er leicht.

[4] Memineris maximus. Cicero, de fin. I, 15. B., Zitate: Vergiß es nicht: die großen Schmerzen heilt der Tod;

Das, was uns die Schmerzen so unerträglich macht, ist, wir sind nicht gewöhnt, unsre vornehmste Zufriedenheit in der Seele zu suchen; uns nicht genug auf diese zu stützen, welche die einzige und höchste Gewalt über unsern Zustand hat. Der Körper hat, das Weniger oder Mehr vorausgesetzt, nur einen Gang und nur eine Falte. Die Seele weiß sich in alle Lagen zu fügen und hat das Vermögen, allen Empfindungen des Körpers und jeden andern Zufälligkeiten Beziehung auf sich und ihre jedesmalige Fassung zu geben, welche die auch sein möge. Indessen muß man sie studieren und untersuchen und ihre so mächtigen Triebfedern in Wirksamkeit setzen. Gegen ihre Neigung und Wahl richten weder Gründe, noch Machtsprüche, noch Zwang etwas aus. Bei soviel tausend Hilfsmitteln, die ihr zu Gebote stehen, laßt uns ihr eins geben, das für unsre Ruhe und Erhaltung tauglich ist: und wir werden vermöge desselben nicht bloß vor allen Beleidigungen gedeckt sein, sondern sogar, wenn es ihr so gut deucht, durch die Übel und Beleidigungen, die uns treffen, begünstigt und geschmeichelt werden. Sie macht sich alles ohne Unterschied zum Vorteile. Irrtümer und Träume leisten ihr nützliche Dienste, wie andre rechtfertige Materien uns zu beruhigen und zu befriedigen. Es ist leicht zu ersehen, daß das, was uns Leiden und Freuden so innig und tief fühlen läßt, nichts anders sei als der Stachel unseres Verstandes.

Die Tiere, deren Verstand im Beschlage liegt,

---

ihre Zeiten der Ruhe haben die kleinen. Derer zwischen beiden sind wir Herr: sonach ertragen wir, die zu ertragen sind. Ist ihre Last zu schwer, wird uns des Lebens Rolle lästig: wer wehrt uns, von der Bühne zu treten?

lassen dem Körper seine Empfindungen frei und ungezwungen, und diese sind folglich, ungefähr, für jede Gattung gleichförmig: so, wie sie es durch ähnliche Anwendung ihrer Bewegungen an den Tag legen. Wenn wir unsern Gliedmaßen die Befugnisse nicht verweigerten, die ihnen hierin gebühren, so würden wir, wie zu glauben ist, besser daran sein; da die Natur ihnen eine richtige nnd gleichschwebende Temperatur gegen Wollust und Schmerz gegeben hat, welche nicht fehlen kann richtig zu sein, da sie durchgängig und allenthalben gleich abgewogen ist. Nachdem wir uns aber von ihren Regeln losgemacht haben um uns der ungezähmtesten Freiheit unsrer Phantasie zu überlassen, so laß uns wenigstens das Unsrige tun, diese Phantasie auf die angenehmste Seite zu lenken. Plato[1] fürchtet unsre zu große Empfindlichkeit gegen Schmerz und Wollust deswegen, weil solche die Seele zu fest an den Körper bindet und knüpfet. Ich im Gegenteile, weil diese Empfindlichkeit die Seele zu sehr vom Körper entbindet und ihr gemeinschaftliches Band zu locker macht. Gerade so, wie der Feind durch unsre Flucht nur noch hitziger wird uns zu verfolgen: so wird der Schmerz noch eingebildeter, wenn er merkt, daß wir vor ihm zittern. Er wird es dem weit wohlfeiler geben, der ihm die Spitze bietet. Man muß sich ihm widersetzen und festen Fuß halten. Wanken wir aber und weichen zurück, so rufen wir ihn herbei und ziehn uns das Verderben, das uns dreute, über den Hals. So wie ein Haufen Krieger dem Angriffe um so fester widersteht, als er seine Glieder geschlossener hält, so ist es auch mit der Seele. Aber ich muß Beispiele anführen (sie sind die beste

[1] Plato. Im Phädon.

Nahrung für Leute von schlaffen Waden, wie ich bin), aus welchen erhellen wird, daß es mit dem Schmerz gehe, wie mit den Edelsteinen, welche eine höhere oder blässere Farbe annehmen nach der untergelegten Folie; und daß er bei uns nicht mehr Raum einnehme als wir ihm zugestehen. Tantum doluerunt, quantum doloribus se inseruerunt.[1] Wir fühlen mehr von einem Schnitte eines Schermessers durch den Wundarzt, als von zehn Säbelhieben in der Hitze eines Treffens.

Die Schmerzen des Kindergebärens, welche von den Ärzten und von Gott selbst für groß geachtet, und welche bei uns mit so vielen Umständen gefeiert werden, kommen bei verschiedenen ganzen Nationen in gar keine Betrachtung. Ich spreche nicht von den lazedämonischen Weibern: nur von den Weibern unsrer Schweizerregimenter. Was für eine Veränderung wird man an ihnen gewahr? Keine andre, als daß sie sich heute, auf dem Marsche hinter ihren Männern her, ein Kind am Halse, schleppen, das sie gestern noch unter ihrem Herzen trugen. Und jene unter uns zusammengelaufenen und braun geschminkten Zigeunerinnen gehen selbst mit ihren neugebornen Kindern hin zum nächsten Bache, um sie zu baden und sich selbst darin zu reinigen. Der vielen Weibsbilder zu geschweigen, welche ihre Kinder ebenso heimlich gebären als zeugen, erwähne ich hier nur der schönen und edlen Gemahlin des Sabinus,[2] eines römischen

---

[1] Tantum doluerunt. Augustin, de civ. Dei I, 10. B., Zitate: Das Schmerzensmaß steht umgekehrt mit unserem Widerstand.

[2] Gemahlin des Sabinus. Nach Plutarch, Abhandlung über die Liebe.

Patriziers, welche aus Gefälligkeit gegen fremde Rücksichten, allein, ohne Beistand, ohne Ächzen und Schreien die Geburtsschmerzen von Zwillingen aushielt. Ein noch junger Bube[1] in Sparta, der einen Fuchs gestohlen (die Spartaner fürchteten mehr die Schande der Dummheit bei einem Diebstahle, als wir die Strafe unsrer Bosheit fürchten) und unter seinem Mantel versteckt hatte, wollte lieber erdulden, daß er ihm den Bauch zerbisse, als daß er den Diebstahl eingestanden hätte. Und ein andrer,[2] der bei einem Opfer räucherte, ließ sich von einer glühenden Kohle, die ihm in den Ärmel gefallen war, bis auf den Knochen brennen, um nicht die heiligen Gebräuche zu stören. Und man weiß von einer großen Anzahl, die zum bloßen Versuch der Tugend, nach den ihnen beigebrachten Begriffen, in einem Alter von sieben Jahren sich haben bis auf den Tod geißeln lassen, ohne nur eine Miene zu verziehen. Und Cicero hat ihrer gesehen, die sich in Haufen geteilt, mit Fäusten, Füßen und Zähnen bis zum Ohnmächtigwerden gebalgt und gerauft haben und nicht haben gestehen wollen, daß sie überwunden wären. Nunquam naturam mos vinceret, est enim ea semper invicta: sed nos umbris, delitiis, otio, languore, desidia, animum infecimus; opinionibus maloque more delinitum mollivimus.[3]

---

[1] Ein junger Bube in Sparta. Nach Plutarch, Leben Lycurgs.

[2] Ein andrer. Nach Valerius Maximus. Es war ein junger Macedonier.

[3] Nunquam naturam. Cicero, tusk. Disp. V, 27. B., Zitate: Nie hätte Gewohnheit die Natur bezwungen, die unbesiegbar ist. Wir haben unseren Verstand vergiftet durch Wohlleben, durch Üppigkeit, Müßiggang und Faulheit, und schwächen und erschlaffen ihn noch immer mehr durch törichte Meinungen und verderbte Sitten.

Jedermann weiß die Geschichte des Scävola,[1] der sich ins feindliche Lager geschlichen hatte, um den ersten Befehlshaber desselben zu töten, und da ihm sein Anschlag mißlungen, seine Absicht durch eine höchst sonderbare Erfindung erreichen nnd sein Vaterland vom Verdacht retten wollte. Er bekannte nämlich vor Porsenna, dem Könige, den er hatte morden wollen, nicht nur seinen Anschlag, sondern fügte noch hinzu, in seinem Lager wären noch eine unendliche Anzahl Römer, die sich mit ihm zu diesem Anschlage verschworen hätten, und um zu zeigen, was für ein Schlag Männer sie wären, ließ er ein Gefäß mit glühenden Kohlen bringen, hielt seinen Arm hinein und ließ solchen so lange rösten und braten, bis der Feind selbst drob ein Entsetzen fühlte und die Kohlen wegnehmen ließ. Mehr noch! Jener[2] fuhr fort in seinem Buche zu lesen als man ihm im Fleische schnitt; und er, der nicht aufhörte hartnäckigerweise über die Martern zu lachen und zu spotten, die man ihm antat, dergestalt, daß die erboste Grausamkeit der Henker und alle ihre Erfindungen, womit sie Foltern auf Foltern häuften, an ihm zuschanden wurden und ihm gewonnen geben mußten. Ja, aber das war ein Philosoph! Ei was! Ein Gladiator Cäsars hielt unter fortwährendem Lachen aus, daß man seine Wunden mit Sonden durchwühlte und genau untersuchte. Quis mediocris gladiator ingemuit? Quis vultum mutavit unquam? Quis non modo stetit, verum etiam decubuit turpiter? Quis cum decubuisset ferrum

---

[1] **Scaevola.** Nach Livius.

[2] Bezieht sich nicht auf Scaevola. Der Zug stammt aus Seneca, Epist.

recipere justus collum detraxit?[1] Laß uns die Weiber gleichfalls aufführen.

Wer hat in Paris nicht von der Dame gehört, welche sich die Haut abziehen ließ, bloß um eine neue Haut und eine frischere Gesichtsfarbe zu bekommen. Es hat ihrer gegeben und gibt ihrer noch, die sich ihre gesunden Zähne ausreißen lassen, um eine vollere und angenehmere Aussprache zu gewinnen, oder um eine besser stehende Reihe Zähne zu bekommen. Wie viele Beispiele von Verachtung der Schmerzen haben wir nicht in dieser Gattung? Was vermögen sie nicht! Was fürchten sie, wenn es nur einigermaßen darauf ankommt, ihre Schönheit zu vermehren!

Vellere queis cura est albos a stirpe capillos,
Et faciem demta pelle referre novam.[2]

Ich habe welche gesehen, die Sand und Asche verschluckten und sehr sorgfältig darauf arbeiteten, sich den Magen zu verderben, um eine blasse Gesichtsfarbe zu haben. Um einen recht schmalen Körper zu haben, welche Pein ertragen sie nicht in ihren Schnürleibern und Gurten von Fischbein mit großen Kutschen auf den Hüften, die ins Fleisch schneiden und ihnen zuweilen gar den Tod zuziehen.

---

[1] Quis mediocris gladiator. Cicero, tusk. Disp. II, 17. B., Zitate: Welcher auch nur mittelmäßige Fechter stieß auch nur einen Seufzer aus oder verzerrte die Miene? Wer von ihnen ließ jemals, stehend oder fallend, Zeichen der Furcht blicken? Welcher zog jemals den Hals zurück, wenn dem Schwerte geboten ward, ihn zu treffen?

[2] Vellere queis. Tibull I, 8, 45. B., Zitate: Cephise rauft alle Silberhaare gar emsig mit der Wurzel aus. Auch das Gesicht läßt sie sich schinden und freut sich der jungen Haut.

Es ist heutzutage bei vielen Nationen noch Sitte, sich mit Bedacht zu verwunden, um ihrem Worte Glauben zu verschaffen; und unser König[1] erzählt davon merkwürdige Beispiele, die er in Polen gesehen hat und mit ihm selbst geschehen sind. Außer denen aber, die meines Wissens von einigen in Frankreich nachgeahmt sind: — als ich von dem berühmten Landtage zu Blois heimkehrte, hatte ich kurz vorher in der Pikardie ein Mädchen gesehen, welche, um die Aufrichtigkeit ihres Versprechens, wie auch ihre Treue zu bestätigen, sich mit einer Haarnadel, die sie in der Flechte trug, vier bis fünf Stiche in den Arm gab, daß ihr die Haut barst und sich damit ein tüchtiges Aderlaß ersparte.

Die Türken geben sich für ihre Damen große Schmarren übers Gesicht, und damit die Narben nicht ausgehen sollen, fahren sie alsobald mit Feuer über die Wunden her und halten es darüber eine unglaublich lange Zeit, um das Blut zu stillen und die Narbe zu bilden. Leute, die es mit ihren Augen gesehen, haben es geschrieben und haben mirs zugeschworen. Aber für zehn Asper (eine geringe türkische Münze)[2] kann man alle Tage jemand haben, der sich dafür einen tüchtigen Schnitt in die Arme oder Lenden tut. Es ist mir lieb, daß wir die Zeugen gleich bei der Hand haben, wo wir ihrer am nötigsten bedürfen. Denn die Christenheit läßt uns daran gar keinen Mangel leiden, und hat es, nach dem Beispiele unseres heiligen Vorgängers, Leute bei Haufen gegeben, die aus Frömmigkeit haben das Kreuz tragen wollen.

---

[1] Unser König. Heinrich III. Im Jahre 1574.
[2] Anmerkung B.'s.

Wir wissen von glaubwürdigen Zeugen,[1] daß unser König Ludwig der Heilige so lange ein Hemd von Haaren auf seinem bloßen Leibe trug, bis ihn im Alter der Beichtvater davon dispensierte, und daß er sich alle Freitage von seinem Priester mit fünf kleinen eisernen Ketten die Schultern geißeln ließ, welche man des Endes in seinem Bettsacke beständig mitführte.

Wilhelm, unser letzter Herzog von Guyenne, Vater des Alienor, der dies Herzogtum an die Häuser England und Frankreich übertrug, trug die letzten zehn oder zwölf Jahre seines Lebens beständig einen Küraß unter einem Mönchskleide, zur Bußübung. Foulques, Graf von Anjou, tat die weite Reise bis Jerusalem, um sich dort von zweien seiner Bedienten am Grabe unseres Heilandes geißeln zu lassen, wobei er einen Strick um den Hals hatte. Aber sieht man nicht noch alle Karfreitage an verschiedenen Orten eine große Anzahl Weiber und Männer sich so wacker geißeln, daß zuweilen danach das Fleisch von den Knochen hängt? Dies hab' ich oft mit angesehen und es war kein Augenverblenden. Man hat mir wohl gesagt, daß welche darunter gewesen (denn sie gehen verlarvt), welche es für Geld unternahmen, andre bei reiner Religion zu erhalten, durch Schmerzen oder Martern, die um so größer sein müssen, weil der Sporn der Religion mächtiger ist als der Stachel des Geizes.

Q. Maximus[2] begrub seinen Sohn als er schon Konsul war, M. Cato den seinigen, da er zum Prätor bestimmt worden, und L. Paulus seine beiden Söhne,

[1] Memoiren Joinvilles.

[2] Maximus. Die Beispiele nach Cicero, tusk. Disp.

kurz hintereinander, mit gesetztem Gesicht und ohne ein Zeichen von Trauer sehen zu lassen. Ich sagte in meinen Jugendtagen von jemand im Spaß, er habe der Gerechtigkeit des Himmels Brillen verkauft. Denn, da er an einem Tage drei erwachsene Söhne durch gewaltsamen Tod verlor, welches man doch wohl für eine derbe Zuchtrute halten sollte, fehlte sehr wenig, daß er es nicht mit Freuden für eine große Gnade genommen hätte. Ich bin nun freilich nicht von so un- oder übermenschlicher Gemütsart; gleichwohl habe ich ein paar[1] Kinder, die noch in den Händen der Amme waren, verloren, in der Tat nicht ohne Betrübnis, aber doch ohne Murren. Auch gibt es wohl nicht viele Zufälle, die dem Menschen stärker an die Seele greifen. Ich sehe andre gewöhnliche Ursachen der Betrübnis genug, die ich kaum fühlen würde, wenn sie mir überkämen; und habe wirklich welche verachtet, die mir zugestoßen sind, denen die Menschen eine so schreckliche Gestalt geben, daß ich mich dessen gegen den gemeinen Mann zu gestehen, ohne rot zu werden, nicht wagen möchte. Ex quo intelligitur, non in natura, sed in opinione esse aegritudinem.[2]

Wer in der Welt wird wohl jemals mit solcher Begierde nach Sicherheit und Ruhe trachten, als Alexander und Cäsar der Unruhe und den Gefahren nachjagten? Teres,[3] der Vater des Sitalces, pflegte zu sagen, wenn er keinen Krieg führe, so käm' es

---

[1] Montaigne: zwei oder drei, worin ein Kommentator ein Zeichen von Montaignes Gleichmut sieht.

[2] Ex quo intelligitur. Cicero, tusk. Disp. III, 28. V., Zitate: Woraus erhellt, daß der Gram nicht in der Natur liegt, sondern in der Meinung.

[3] Teres. Nach Thucydides.

ihm vor, als ob zwischen ihm und seinem Stallknecht kein Unterschied sei. Cato, der Konsul, hatte, um sich einiger Städte in Spanien zu versichern, den Einwohnern bloß untersagt, Waffen zu führen, und darüber tötete sich eine große Anzahl. Ferox gens, nullam vitam rati sine armis esse.[1] Von wie vielen wissen wir nicht, daß sie den Annehmlichkeiten eines ruhigen Lebens in ihren Häusern, unter Freunden und Bekannten, entsagt und sich in schaudervolle, menschenleere Wüsteneien begaben, wo sie sich für die Menschen unnütz, verächtlich und verwerflich gemacht haben und dennoch darin bis zur Affektation glücklich befunden haben?

Der Kardinal Borromäus,[2] welcher neulich zu Mailand verstorben ist, führte, umringt von dem Wohlleben, wozu ihn seine hohe Geburt, seine Reichtümer und die italienische Sitte bei seiner Jugend einluden, eine so strenge Lebensart, daß derselbige Habit, den er im Sommer trug, ihm auch im Winter diente. Sein Bett war von bloßem Stroh gemacht und die Stunden, die ihm von seinen Amtsverrichtungen übrig blieben, widmete er beständig dem Studieren. Er lag bei seinem Buche auf den Knien und hatte zu seiner Seite ein wenig Brot und Wasser stehen: dies war der ganze Vorrat zu seinen Mahlzeiten, und die einzige Zeit, die er darauf verwendete.

Ich kenne Leute, die ganz wissentlich Vorteil von ihrer Hahnreischaft gezogen haben, deren bloßer Name so vielen Menschen Angst und Schrecken macht! Wenn

[1] Ferox gens. Livius XXIV, 17. V., Zitate: Ein wildes Volk, das glaubt, ohne Krieg seis nicht der Mühe wert zu leben.

[2] Der Kardinal Borromaeus. Erzbischof von Mailand, 1538—1584.

der Sinn des Gesichts auch nicht der notwendigste unter den übrigen wäre, so ist er doch einer der angenehmsten. Die angenehmsten und nützlichsten unter unseren Gliedmaßen scheinen aber diejenigen zu sein, die zu unsrer Fortpflanzung dienen. Gleichwohl hat es Menschen genug gegeben, die dawider einen tödlichen Haß hegten und zwar bloß deswegen, weil sie zu liebenswürdig wären und haben sie verworfen, wegen ihrer Kostbarkeit. Ebenso dachte der von den Augen, der sich sie ausriß. Der größte und gesundeste Teil der Menschen hält viele Kinder haben für ein großes Glück. Ich und einige andre halten es für ein ebenso großes Glück, keine zu haben. Und als man den Thales[1] fragte, warum er sich nicht verheirate, antwortete er: es wäre seine Sache nicht, Nachkommenschaft zu hinterlassen.

Daß unsere Meinung den Wert der Dinge bestimme, erhellt schon daraus, daß es eine große Anzahl gibt, die wir nicht einmal darauf ansehen, ob sie einen Wert für uns haben möchten, und weder auf ihre Eigenschaften noch auf ihren Nutzen achten, sondern nur auf den hohen Preis, wofür sie zu haben sind: gerade, als ob das einen Teil ihres Wesens ausmache, und schätzen ihren Wert nicht nach dem, was sie in sich haben, sondern nach dem, wofür wir sie haben. Weshalb ich dann des Dafürhaltens bin, daß wir gar sparsame Haushälter mit unseren Auslagen sind; je wichtiger sie sind, je dienlicher, gerade weil sie wichtig sind. Unsere Meinung läßt solche niemals auf Rechnung der Unkosten bringen. Nach dem Kaufspreise hat der Diamant seinen Wert; nach

---

[1] Thales. Nach Diogenes Laertius.

dem Kampfe die Tugend, nach der Buße die Andacht, und nach der Bitterkeit die Arznei.

Jener,[1] um zur Armut zu gelangen, warf seine Taler in eben dasselbe Meer, welches andre in allen Tiefen durchsuchen, um Reichtümer zu fischen. Epikur[2] sagt: Reich sein erleichtert keine Geschäfte, es ändert sie nur. So viel ist wahr: Mangel macht keinen Geizigen, sondern der Überfluß. Über diese Sache will ich meine eigene Erfahrung mitteilen. Ich habe in dreierlei verschiedenen Umständen gelebt, nachdem ich aufgehört hatte ein Kind zu sein. Die erste Zeit, die ungefähr zwanzig Jahre gedauert haben mag, brachte ich hin ohne etwas anders zu haben, als was vom Zufalle und von dem guten Willen andrer abhing, und ohne im geringsten etwas Sicheres und Ausgemachtes, worauf ich rechnen können. Dem ungeachtet gingen meine Ausgaben ihren lustigen Gang fort und machten mir um so weniger Sorgen, weil sie ganz auf der Verwegenheit des Glücks beruhten. Ich war niemals besser daran. Nie fand ich den Beutel meiner Freunde vor mir verschlossen. Ich wußte von keiner andern Not, als die ich mir selbst machte; die Not auf den Tag mit der Zahlung einzuhalten, den ich mir gesetzt hatte, welchen sie mir tausendmal weiter hinaus gesetzt haben, weil sie die Mühe sahen, die ich mir gab Termin zu halten; so, daß mich meine Ehrlichkeit sparsam, aber nicht knikkerig machte.

Ich fühle von Natur eine große Wollust im Bezahlen, gleichsam als ob ich eine drückende Last

[1] Aristipp nach Diogenes Laertius.
[2] Epikur. Nach Seneca, Epist.

von meinen Schultern und das Zeichen dieser Dienstbarkeit abwürfe; ebenso wie mir wohl ums Herz wird, wenn ich eine gerechte Handlung ausrichte und jemanden einen Gefallen tue. Die Zahlungen nehme ich jedoch aus, wobei es zu feilschen und abzudingen gibt; denn, wenn ich niemand zu finden weiß, dem ich solche auftragen kann, so schiebe ich sie schändlicher- und unbilligerweise so lange auf als ich nur kann; aus Furcht vor dem Gezänke, womit meine Laune und mein Ton der Sprache sich gar nicht vertragen. Ich hasse nichts so arg als dies Dingen; es ist ein bloßes Gewerbe der Prellerei und der Unverschämtheit. Nach einer Stunde Ablassens und Zulegens vergißt der eine und der andre sein Wort und seinen Schwur um fünf Dreier mehr oder weniger. Und wenn ich mit Schaden borgte (denn wenn ich nicht das Herz hatte, jemand mündlich anzusprechen, so setzte ich das Gesuch zu Papier, welches nicht eben großen Eindruck zu machen pflegt und das Verweigern sehr erleichtert), nun so legte ich die Führung meines Handels viel unbesorgter und freier in die Hände eines andern, als ichs nachher in meine eigne Klugheit und Vorsichtigkeit getan habe. Die meisten Haushälter halten es für etwas sehr Schlimmes so aufs ungewisse zu leben, und bedenken erstlich nicht, daß der größte Haufen der Menschen auf keine andere Art lebt. Wie viele ehrliche Männer haben nicht ihr gewisses Einkommen an den Nagel gehängt und tun es noch täglich, um den Wind der Gunst des Königs oder des Glücks zu suchen? Cäsar steckte sich in Schulden von einer Million Goldes mehr als sein Vermögen betrug, um Cäsar zu werden. Und wie viele Kaufleute beginnen nicht ihr Gewerbe mit dem

Verkaufe ihres Meierhofes, um das Geld nach Indien zu schicken!

Tot per impotentia freta?[1]

Bei einer so großen Dürre an Frömmigkeit haben wir tausend und abertausend Klöster, die ganz gemächlich daran sind, ob sie gleich täglich von der Freigebigkeit des Himmels erwarten, daß er sie speisen werde. Zweitens, so erwägen sie nicht, daß das gewisse Einkommen, worauf sie sich verlassen, nicht viel weniger ungewiß ist als die Ungewißheit selbst.

Bei mehr als zweitausend Talern Einkommen sehe ich den Mangel ebenso nahe als ob er mir schon auf den Versen wäre. Denn überdem, daß das Schicksal Mittel hat, der Armut hundert Öffnungen durch den Reichtum zu machen, indem oft zwischen dem höchsten und niedrigsten Glücksstande kein Finger breit Raum ist:

Fortuna vitrea est: tum, quum splendet, frangitur.[2]

Das Schicksal kann alle unsre Graben und Wälle, wohinter wir uns schützen wollen, gar leicht zerstören; ich finde, daß der Mangel, aus verschiedenen Ursachen, sich ebenso gewöhnlich bei solchen Personen einstellt, welche Vermögen haben, als bei denen, welche keins haben; und daß er allenfalls noch weniger drückend ist, wo er allein hauset, als wo er sich in Gesellschaft des Reichtums antreffen läßt. Reichtum besteht mehr in der Ordnung als in der Einnahme: Faber est

[1] Tot per impotentia freta. Catull IV, 18. V., Zitate: Auf so viel ungestümen, falschen Wellen.

[2] Fortuna vitrea est. Mim. Publ. Syri. V., Zitate: Das Glück gleicht dem Glas an Glanz und Zerbrechlichkeit.

suae quisque fortunae.[1] Und scheint mir ein Reicher, der zurückkommt, in Mangel und Geldverlegenheit gerät, viel elender daran zu sein als einer, der geradezu arm ist. In divitiis inopes, quod genus egestatis gravissimum est.[2] Die größten und reichsten Prinzen werden gewöhnlich von Mangel und Armut in die äußerste Not versetzt. Denn kann eine Not größer sein als die, vermöge welcher man ein Tyrann wird und ein ungerechter Räuber der Güter der Untertanen?

Meine zweite häusliche Epoche war, da ich Geld hatte. Nachdem ich dazu gelangt war, sparte ich sehr bald für meine Umstände einen ansehnlichen Notpfennig zusammen. Denn ich meinte, man habe noch wenig, so lange man nicht mehr habe als die laufenden Ausgaben erfordern, noch daß auf solche Einnahmen zu rechnen stünde, die erst künftig fallen, so ausgemacht sie übrigens auch sein möchten. Denn, sagte ich, wie nun, wenn mir dieser oder jener Zufall überkäme? Und zufolge dieser eiteln und törichten Einbildungen tat ich dann sehr klügliche Vorkehrungen, durch mein unnützes Zurücklegen, gegen alle Zufälle; und konnte auch wohl jemandem, der mir zu Gemüt führen wollte, daß die Möglichkeit der Zufälle ins Unendliche ginge, antworten: wenns dann auch nicht gegen alle zureichte, so würde es doch gegen einige und manche dienen. Dies Sparen ging nun nicht ohne viele Sorgen ab. Ich machte daraus ein Geheimnis und so dreist ich oft bin, ein Langes und

[1] Faber est. Sallust, de Rep. ordin. I, 1. B., Zitate: Jedermann ist seines Glückes Schmied.

[2] In divitiis inopes. Seneca, Epist. 74. B., Zitate: Bei vollem Reichtum darben ist des Elends größtes.

Breites von mir selbst zu schwätzen, so sprach ich doch von meinem Gelde nicht anders als im Traume; wie diejenigen tun, welche sich arm träumen, wenn sie reich, und reich, wenn sie arm sind und ihr Gewissen von der Aufrichtigkeit freisprechen sich merken zu lassen, was sie eigentlich haben. Schändliche und lächerliche Vorsichtigkeit! Tat ich eine Reise, so meinte ich niemals Geld genug bei mir zu haben; und mit je mehr Geld ich mich beladen hatte, um so mehr hatte ich meine Furcht vermehrt: bald traute ich der Sicherheit der Heerstraßen nicht; bald nicht der Treue der Leute, welche mein Gepäck führten; und niemals war ich über meine Sachen ruhig (und ich kenne andre, denen es nicht besser geht) als wenn ich sie unter meinen eignen Augen hatte! Ließ ich meine Schatulle daheim, was setzte es da nicht für Argwohn und quälendes Mißtrauen, welches ich, was noch das ärgste war, mir nicht einmal merken lassen durfte! Nach dieser Seite hingen stets meine Gedanken. Alles genau berechnet, kostet es immer mehr Müh' und Sorge, Geld zu bewahren als zu erwerben. Wenn ich eben nicht alles das tat, was ich hier sage, so kostete michs doch Mühe, es zu unterlassen. Bequemlichkeiten schaffte ich mir davon wenig oder gar keine. Ich konnte nun meine Ausgaben ganz wohl bestreiten, aber sie gingen mir nicht williger aus der Hand. Denn wie Bion[1] sagte, der Dickhaarige nimmt es ebenso übel als der eine Glatze hat, wenn man ihm Haare ausrauft. Und hat man sich einmal dazu gewöhnt und seinen Sinn auf einen Geldhaufen gesetzt, so steht er nicht mehr zu unserm Dienste; man getraut

[1] Bion. Seneca, de tranq. animi.

sich nicht ihn anzurühren. Es ist ein Gebäude, welches nach unserer Meinung zusammenstürzen würde, wenn man nur einen Finger daran legte. Die Not müßte einem an der Kehle packen um ihn anzubrechen, und vorher versetzte ich meine Kleider und andre Sachen und verkaufte mein Reitpferd, und ließ mirs weit weniger zu Herzen gehen als damals, wenn ich einen kleinen Griff in diesen Lieblingsbeutel tat, den ich beiseite gelegt hatte. Das Gefährlichste dabei aber war, daß man dieser Sucht schwerlich Grenzen setzen (sie sind immer bei Sachen, die man für gut hält, sehr schwer zu finden!) oder den rechten Punkt im Sparen treffen kann. Man geht stets darauf aus, den Haufen zu vergrößern, man trägt ein Sümmchen nach dem andern hinzu und versagt sich darüber wohl gar, niederträchtigerweise, den Genuß seines eignen Vermögens, oder man setzt diesen Genuß darin, ihn zu bewachen, nicht zu benutzen. Nach dieser Art des Genusses zu urteilen, sind die Menschen, welche amtshalber die Wälle und die Pforten einer begüterten Stadt bewachen, die reichsten von der Welt.

Jedermann, der viel bar Geld besitzt, ist nach meiner Meinung geizig. Plato[1] ordnet die leiblichen oder menschlichen Güter folgender Gestalt: die Gesundheit, die Schönheit, die Leibesstärke, den Reichtum; und der Reichtum, sagt er, ist gar nicht blind, sondern sehr hellsehend, wenn er von der Klugheit erleuchtet wird. Dionysius der jüngere, hatte einen guten Einfall. Man gab ihm Nachricht, daß ein Bürger seiner Stadt Syrakus einen Schatz in die Erde vergraben habe. Er ließ ihm befehlen, ihm diesen Schatz zu bringen; dies tat der Mann, behielt aber einen

[1] Plato. Nach Plutarch, Apophtegm. Dionys der Ältere.

Teil davon heimlich für sich, womit er nach einer andern Stadt ging, woselbst er, da ihm die Lust am Sammeln vergangen war, ein gemächlicher Leben führte. Als Dionysius davon hörte, ließ er ihm das übrige seines Schatzes wieder zustellen und sagen: Weil er damit umgehen gelernt hätte, so gäbe er ihm solchen gern wieder.

In diesen Umständen war ich einige Jahre. Ich weiß nicht, welcher gute Geist mich herausriß und mir den ganzen Spartopf, wie Dionysius dem Bürger von Syrakus, zum freien Gebrauch übergab. Das Vergnügen einer gewissen Reise,[1] die mit großen Kosten verbunden war, hatte mich diese einfältige Grille unter die Füße treten lassen, wodurch ich in eine dritte Art von Lebensweise verfallen bin (ich spreche nach meinem Gefühle), die gewiß viel angenehmer und viel ordentlicher ist. Sie besteht darin, daß ich meine Ausgaben mit meiner Einnahme gleich laufen lasse. Zuweilen ist die eine ein wenig voraus, zuweilen die andre; aber so, daß sie sich immer leicht einholen können.

Ich lebe von der Hand in den Mund und bin zufrieden, daß ich soviel habe als zu meinen gegenwärtigen und täglichen Bedürfnissen erfordert wird. Zu den außerordentlichen — ja! da reichen alle Vorräte in der Welt nicht zu! Und es wäre unklug, zu erwarten, daß uns das Glück hinlängliche Waffen gegen sich selbst in die Hände geben werde. Wollen wir es bekämpfen, so muß es mit unsern eignen Waffen geschehen. Die zufälligen werden uns entstehen, wenn es zum Treffen kommt. Wenn ich spare, so geschieht es bloß in Hinsicht auf einen nahen Ein-

[1] Wohl der italienischen von 1580—1581.

kauf; und nicht auf einen Ankauf von Gütern, deren ich nicht bedarf, sondern um Vergnügen zu kaufen. Non esse cupidum, pecunia est; non esse emacem, vectigal est.[1] Ich besorge eben nicht, daß mirs am Nötigen fehle; habe auch keine Begier, es zu vermehren. Divitiarum fructus est in copia, copiam declarat satietas.[2] Und es ist mir sehr lieb, daß mir diese Weisung in einem Alter geworden sei, das so natürlich zum Geize geneigt ist; und daß ich mich von einer Torheit befreit finde, welche dem Alter so gewöhnlich und zugleich die lächerlichste von allen menschlichen Torheiten ist.

Feraules,[3] der beide Glückspunkte durchlaufen war, und befunden hatte, daß der Zuwachs an Vermögen nicht immer einen Zuwachs an Appetit zum Essen, Trinken und Umarmen mit sich bringe, und der auf der andern Seite die Last des Haushaltens auf seinen Schultern empfunden hatte (so wies auch bei mir geht), entschloß sich, einen jungen Menschen, der sein Freund, aber arm war und dem Glücke nachjagte, glücklich zu machen, und machte ihm ein Geschenk von seinem ganzen Vermögen, das unermeßlich groß war, mit dem Zusatze alles dessen sogar, was er noch täglich von der Freigebigkeit seines gütigen Herrn und durch den Krieg erhalten möchte; unter der Bedingung, daß er ihn dagegen als einen Freund und

---

[1] Non esse cupidum. Cicero, Paradox. VI, 3. B., Zitate: Nicht kauflustig sein, ist reich sein; der hat des Geldes genug, der nichts auszuzahlen bedarf.

[2] Divitiarum fructus. Cicero, Paradox. VI, 2. B., Zitate:

Des Reichtums Frucht ist Überfluß
Und Überfluß liegt im Genug.

[3] Feraules. Nach Xenophon, Cyrop.

Gast ehrlich halten sollte. Sie lebten hernach auf diesem Fuß sehr glücklich, und beide gleich zufrieden über die Vertauschung ihrer Glücksumstände.

Das war einmal ein Handel, den ich herzlich gerne nachmachen möchte. Und lobe ich mir nicht wenig das Glück eines alten Prälaten, von dem ich weiß, daß er sich ganz rein seines Säckels und seiner Ausgabe und Einnahme begeben, und zuweilen einem ausgewählten Bedienten, zuweilen einem andern übertragen hat; wobei er eine ziemliche Anzahl Jahre hingebracht, ebenso unwissend in dieser Art von Haushaltungsgeschäften als ein Fremder.

Das Vertrauen in die Redlichkeit andrer ist kein geringer Beweis von eigner Redlichkeit; und Gott pflegt es gewöhnlich zu begünstigen; deswegen wüßte ich kein Haus, das ordentlicher und in allem Betracht würdiger und mit mehr Anstand geführt würde als das Haus dieses Prälaten. Glücklich derjenige, der nach einem so richtigem Maßstabe seine Bedürfnisse geordnet hat, daß seine Reichtümer für seinen Gebrauch und seine Notdurft zureichen; und daß ihre Anwendung ihn nicht in seinen übrigen Geschäften störe, denen er ruhig, mit Anstand und Beifall seines Herzens, vorsteht. Wohlstand oder Mangel hängen also ab von der Meinung eines jeden. Und ebenso bringen Reichtum, Gesundheit und Ruhm nur gerade soviel Vergnügen und Behagen, als derjenige hineinlegt, der sie besitzt. Jedem ist wohl oder weh, je nachdem er sich darin zu finden weiß. Nicht derjenige ist zufrieden, von dem man es glaubt, sondern derjenige, der es selbst glaubt. Hierin allein gibt sich der Glaube Wesen und Wahrheit.

Das Glück tut uns weder wohl noch übel: es

gibt uns dazu bloß den Stoff und den Samen, die unsre Seele, die mächtiger ist als das Glück,* nach ihrem Gefallen bearbeitet und anwendet: denn nur sie allein ist Urheberin und Schöpferin ihres glücklichen oder unglücklichen Befindens. Die äußern Zufälligkeiten nehmen Geschmack und Farbe an von der innern Beschaffenheit. So wie die Kleider uns nicht mit ihrer eigenen Wärme erwärmen, sondern mit der unsrigen, welche sie zusammenzuhalten und zu vermehren geschickt sind. (Wer damit einen kalten Körper bedeckte, der würde damit der Kälte eben den Dienst der Vermehrung und Erhaltung tun, denn auf diese Weise erhält man den Schnee und das Eis.) Gewiß,[1] es geht mit allem so zu, wie damit, daß einem Faulen das Studieren eine Plage, dem Trunkenbolde die Enthaltung von starken Getränken peinlich, dem Leckermaule eine mäßige Mahlzeit eine Strafe, und dem Weichlinge Leibesübungen eine Marter ist: so ist es mit allem übrigen. Die Dinge sind an und für sich selbst nicht so schwer, so schmerzhaft: sondern unsere Schwäche und Schlaffheit macht sie dazu. Um über große und erhabene Sachen zu urteilen, wird eine große erhabene Seele erfordert: sonst leihen wir ihnen unsere eigne Kleinheit. Ein gerades Ruder scheint im Wasser gebrochen. Es tuts nicht allein, die Sachen zu sehen, sondern darauf kommts an, wie man sie ansieht!

Nun aber möcht' ich fragen: Warum, nach so vielen Gründen, wodurch man die Menschen auf so mancherlei Weise überredet, den Tod zu verachten und die Schmerzen zu ertragen, wir niemand finden, der

[1] Von hier bis Ende des Abschnittes übersetzt Montaigne Seneca, Epist. 81.

beides an unsrer Statt übernehmen will? Und warum unter so manchen Gedanken, um solches andern zu überreden, nicht ein jeder noch einen für sich selbst hinzufüge, der sich für seine Laune schicke? Wenn ein Magen die starke Arznei nicht vertragen kann, die sein Übel an der Wurzel anzugreifen und vom Grunde aus zu heilen vermag, so gebe man ihm doch wenigstens Lenitive, die ihm Linderung schaffen! Opinio est quaedam effeminata ac levis, nec in dolore magis, quam eadem in voluptate: qua, quum liquescimus fluimusque mollitia, apis aculeum sine clamore ferre non possumus. . . Totum in eo est, ut tibi imperes.[1] Übrigens hintergeht man die Philosophie dadurch nicht, daß man die Schmerzen über alle Maßen bitter und der Schwäche der Menschheit unerträglich vorzustellen sucht. Denn man nötigt sie dadurch nur zu dieser unwiderlegbaren Antwort:[2] Wenn es unerträglich ist, in Not und Elend zu leben so ist doch wenigstens in Not und Elend zu leben, keine Not vorhanden. Niemand ist lange elend, als durch seine eigne Schuld. Wer nicht Herz genug hat, weder das Leben noch den Tod zu ertragen; wer weder fliehen noch widerstehen will, was ist für den zu tun?

[1] **Opinio est.** Cicero, tusk. Disp. II, 22. B., Zitate: Es liegt eine, verzärtelte, eitle Einbildung bei unserem Wohl und Wehe zugrunde, die uns so schlaff und weichlich macht, daß wir keinen Bienenstich mit Geduld ertragen können. Das ganze Geheimnis dagegen ist: lerne dich selbst regieren.

[2] Seneca, Epist. 12.

Einundvierzigstes Kapitel

Seinen Ruhm keinem andern geben

Unter allen Träumereien der Menschen geht keine mehr und allgemeiner im Schwange, als die Sorge für Ehre und Ruhm, über welcher wir so festhalten, daß wir ihr Reichtum, Ruhe, Leben und Gesundheit aufopfern, welches gleichwohl sehr wesentliche Dinge sind, um diesem Schattenbilde, diesem leeren Schalle nachzujagen, welches weder Wesenheit noch die geringste Haltbarkeit hat.

La fama ch'invaghisce a un dolce suono
Gli superbi mortali, e par si bella,
E un echo, un sogno, anzi d'un sogno un' ombra,
Ch' ad ogni vento si dilegua e sgombra.[1]

Und unter allen eigensinnigen Launen der Menschen scheint diese am stärksten eingewurzelt zu sein, und selbst Philosophen haben sich am mühsamsten und schwersten von ihr losmachen können. Quia enim bene proficientes animos tentare non cessat.[2] Unter allen übrigen ist keine, welche so deutlich von der Vernunft für eitel erklärt wird; aber sie hat bei uns so tiefe Wurzel geschlagen, daß ich nicht weiß, ob jemals ein Mensch völlig frei von ihr geworden

[1] **La fama.** Tasso, Befr. Jerus. XIV, 63. B., Zitate: Des Nachruhms reizender Silberton entzückt des Sterblichen stolzes Ohr! Doch ists ein Widerhall, eines Traumes Schatten, von jedem leisen Hauch verweht.

[2] **Quia enim.** Augustin, de civit. Dei V, 14. B., Zitate: Du selbst, die du noch den in Versuchung führst, der weit schon in der Tugend kam.

ist. Nachdem man alles getan und geglaubt hat, um ihrer quitt zu gehn, so stellt sie eine so innige Neigung gegen unsern Entschluß auf, daß man ihr fast nur wenig entgegenzusetzen hat; denn, wie Cicero[1] sagt, selbst diejenigen, welche gegen die Ruhmsucht schreiben, wollen doch noch immer ihre Namen vor ihre Bücher setzen und den Ruhm haben, daß sie den Ruhm nicht geachtet haben. Alle andre Dinge kommen in Handel und Wandel; wir leihen unsern Freunden unsre Güter und stehen ihnen im Notfall mit unserm Leben zu Diensten, daß aber jemand seine Ehre und seinen Ruhm einem andern leiht oder schenkt, das wird man nicht oft erleben.

Als Catulus Luctatius,[2] im Kriege gegen die Cymbrier, alles mögliche getan hatte, um seine Soldaten, welche vor dem Feinde flohen, aufzuhalten: begab er sich selbst unter die Flüchtlinge und stellte sich als ein Feiger, damit es scheinen möchte, als ob sie ihrem Feldherrn folgten und nicht flöhen vorm Feinde. Er gab also seinen Ruhm dahin, um fremde Schande zuzudecken. Als Karl der Fünfte,[3] im Jahre tausendfünfhundertsiebenunddreißig, in die Provence fallen wollte, weiß man, daß Antonio de Leva, da er den Kaiser zu diesem Zuge fest entschlossen sah, welchen er für höchst ruhmvoll hielt, beständig dagegen stimmte, und davon abriet; aus keiner andern Absicht als damit die Ehre und der Ruhm von diesem Plane seinem Gebieter allein verbleiben und die Welt sagen möchte, dessen Einsicht und Klugheit sei so groß gewesen, daß

---

[1] Cicero. Pro Arch.

[2] Catulus Luctatius. Nach Plutarch, Leben des Marius.

[3] Als Karl der Fünfte. Nach Guillaume des Bellays Memoiren.

er gegen die Meinung aller seiner Räte ein so schönes Unternehmen begonnen und ausgeführt habe. Dies hieß, ihm auf seine Unkosten Lorbeeren erwerben.

Die thracischen Abgesandten dachten die Mutter des Brasides,[1] namens Archileonida, über den Tod ihres Sohnes auch dadurch zu trösten, daß sie ihm ein gar hohes Lob beilegten, und so weit darin gingen, zu sagen, er habe nicht seinesgleichen hinterlassen; aber sie lehnte dieses persönliche Lob ab, um es aufs gemeine Wesen zu ziehen: Sagt mir das nicht, erwiderte sie; ich weiß, daß die Stadt Sparta mehr Bürger hat, die größer und tapferer sind, als mein Sohn war.

In der Schlacht bei Crecy[2] führte der Prinz von Wallis, der damals noch sehr jung war, den Vortrab an und der hitzigste Kampf des Treffens äußerte sich an diesem Orte. Die Herren, welche den Prinz begleiteten und sich im lebhaften Gedränge befanden, schickten an den König Eduard mit dem Ersuchen: er möchte sich nähern, um ihnen beizustehen. Er erkundigte sich, wie es mit seinem Sohne stünde, und nach erhaltener Antwort, er lebe und befinde sich zu Pferde, sagte er: Ich würde ihm zu nahe treten, wenn ich nunmehr hinkommen wollte ihm die Ehre des Sieges von diesem Treffen zu rauben, das er so lange behauptet hat. Was für Gefahr auch dabei sein mag, die Ehre soll ganz sein verbleiben. Und er wollte nicht hingehen, noch Hilfe hinsenden, weil er wußte, man würde gesagt haben, wenn er hingegangen wäre: es wäre alles verloren gewesen, wenn er nicht ge-

[1] Brasides. Nach Plutarch, Apophtegm.
[2] Crecy. Im Jahre 1346.

kommen sei, und daß man ihm den ganzen Vorteil des Tages würde zugeschrieben haben. Semper enim quod postremum adjectum est, id rem totam videbitur traxisse.[1] Zu Rom waren viele der Meinung, nnd man sagte fast durchgängig, die vornehmsten unter den schönen Taten des Scipio wären gewissermaßen dem Lälius zuzuschreiben, welcher gleichwohl beständig von der Größe und dem Ruhme Scipios sprach, ohne die geringste Sorge für seinen eignen. Und Theopompus,[2] König in Sparta, erwiderte demjenigen, der ihm sagte, die Sachen der Republik stünden deswegen auf so gutem Fuße, weil er so gut zu befehlen verstünde: Vielmehr deswegen, sagte er, weil das Volk so gut versteht zu gehorchen.

So wie die Witwen, welche Pairschaften erbten, ungeachtet ihres Geschlechts das Recht hatten in Sachen, welche vor das Gericht der Pairs gehörten, Sitz zu nehmen und ihre Stimmen zu geben, so waren auch die geistlichen Pairs, ungeachtet ihres geistlichen Standes, gehalten, unsern Königen in ihren Kriegen beizustehen, nicht nur mit ihren Schirmfreunden und Lehnmannen, sondern in eigner Person. Auch nahm der Bischof von Beauvais, der sich mit Philipp August im Treffen bei Bouvines[3] befand, sehr tapfern Anteil am Gefechte. Ihm deuchte aber, es schicke sich nicht für ihn, an der Frucht und dem Ruhme von dieser blutigen und gewalttätigen Verrichtung Anteil zu nehmen. Er nahm an diesem Tage verschiedene von den Feinden mit seiner eigenen Hand

[1] Semper enim. Livius XXVII, 45. B., Zitate: Immer heißt der der Meister jedes Werkes, der daran die letzte Hand gelegt.
[2] Theopompus. Nach Plutarch, Apophtegm.
[3] Bouvines. Im Jahre 1214.

gefangen, und gab solche dem ersten besten Edelmanne, den er antraf, um sie nach Belieben abzukehlen, oder als Gefangene zu behalten; und tat auf alles sein Recht Verzicht; und so machte ers auch mit Wilhelm, Grafen von Salisbury, welchen er dem Herrn Johann de Nesle übergab. Von ebenso zartem Gewissen war auch jener andre: Niedermachen wollte er wohl, nur nicht verwunden; deshalb focht er auch nur mit einer Keule. Zu meiner Zeit machte der König jemandem den Vorwurf, er habe seine Hand an einen Priester gelegt. Dieser aber leugnete das steif und fest, weil er ihn mit Füßen gestoßen und getreten hatte.

Zweiundvierzigstes Kapitel

Über die Ungleichheit unter den Menschen

Plutarch sagt irgendwo, er finde keinen so weiten Abstand von Tier zu Tiere, als er von Menschen zu Menschen gewahr werde. Er spricht von den Kräften der Seele und von innern Eigenschaften. In der Tat, ich finde eine solche Weite vom Epaminondas, wie ich mir ihn vorstelle, bis zu einem andern, den ich kenne, der gleichwohl Vernunftfähigkeit hat, daß ichs gern noch höher treiben möchte als Plutarch und sagen: Es ist ein weiterer Raum von diesem Menschen bis zu jenem, als von diesem Menschen bis zu jenem Tiere,

Hem vir viro quid praestat.[1]

---

[1] Hem vir. Terenz, Eunuch. II, 3, 1. B. Zitate: Wie hoch ein Mann hervorragt vor dem anderen!

und eben so unzählbare Stufen des Verstandes, als Ellen von der Erde bis zum Himmel. Bei Gelegenheit, da wir von Würdigung der Menschen sprechen! Es ist doch zu verwundern, daß man, uns Menschen ausgenommen, kein Ding anders als nach seinen eigentümlichen Eigenschaften schätzt. Wir loben ein Pferd wegen seiner Stärke und Schnelligkeit,

Volucrem
Sic laudamus equum, facili cui plurima palma
Fervet, et exultat rauco victoria circo.[1]

nicht wegen seines Sattels und Zeugs; einen Windhund wegen seiner Geschwindigkeit, nicht wegen seines Halsbandes; einen Falken wegen seiner Schwingen, nicht wegen seiner Kappe, Leine und Schellen. Warum würdigen wir nicht ebenso einen Menschen, nach demjenigen, was sein ist? Er hat ein zahlreiches Gesinde, einen schönen Palast, großen Kredit, große Einkünfte; alles das ist um ihn, nicht in ihm. Ihr kaufet keine Katze im Sacke: wenn[2] ihr um ein Pferd handelt, so laßt ihrs absatteln; ihr beseht es nackt und unbedeckt, oder trägts eine Decke, wie man solche ehedem den Prinzen zum Kauf vorführte, so reicht diese doch nur über die unwichtigsten Teile, damit ihr euch nicht zu lange bei der Schönheit der Farbe oder Breite einer Kruppe aufhalten, sondern um so genauer auf die Schenkel, Fessel und Augen, als auf die vornehmsten Glieder achten möget.

---

[1] Volucrem sic laudamus. Juvenal, Sat. VIII, 57. B. Zitate: Das schnellfüßige Roß, wie wird es gerühmt — wenns oft die Preise des Wettlaufes davontrug. Wie hoch ertönt dann nicht der Haufen der Gaffer!

[2] Seneca, Epist. 80.

Regibus hic mos est: ubi equos mercantur, apertos
Inspiciunt: ne, si facies, ut saepe, decora
Molli fulta pede est, emptorem inducat hiantem,
Quod pulchrae clunes, breve quod caput, ardua cervix. [1]

Warum, wenn ihr einen Menschen beurteilt, taxiert ihr ihn ganz eingehüllt und eingepackt? Er zeigt keine andern Teile vor als solche, die im geringsten nicht sein sind und verbirgt uns diejenigen, nach welchen man allein seinen wahren Preis bestimmen kann. Aber ihr wollt ja den Preis des Degens, nicht der Scheide, wissen. Ihr gäbt vielleicht nicht einen Dreier für ihn, wenn ihr ihn bar und blank besehen hättet. Man muß den Menschen nach ihm selbst beurteilen und nicht nach seinem Anzuge. Und wie einer unter den Alten [2] kurzweilig genug sagt: Wißt ihr, warum ihr ihn für groß haltet? Ihr nehmt die Höhe seiner Absätze mit in Anschlag; das Fußgestell gehört nicht mit zur Statue. Meßt ihn nur ohne seine Stelzen; laßt ihn seinen Reichtum, seinen Stand wegtun, und sich euch im Hemde zeigen! Taugt der Bau seines Körpers zu seinen Verrichtungen? Ist er gesund und munter? Was für eine Seele hat er? Ist sie schön? Hat sie Fähigkeiten? Und ist sie glücklicherweise mit alledem versehen, was sie haben soll? Ist sie reich

[1] **Regibus hic mos.** Horaz, Sat. I, 2, 86. B., Zitate:
Dies ist der Fürsten Weise,
Wann sie um Rosse feilschen.
Mit einer Decke wird das Tier behangen,
Auf daß ein schöner Hals, ein dünner Kopf,
Ein starkes Kreuz nicht andre Makel hehle,
Als: plumpen Fuß und schwache Fessel,
Kurzen Atem und dergleichen mehr,
Wies oft bei diesem Handel geht.

[2] Seneca, Epist. 76.

in sich selbst, oder an erborgtem Gute? Kann ihr das Glück nichts anhaben? Sehet zu, ob sie mit offnen Augen ein blankes Schwert anschauen kann? Ob ihrs gleich viel ist, durch welchen Weg sie das Leben verhaucht, durch die Lippen oder durch die Kehle? Ob sie ruhig, gleichmütig und zufrieden ist? Das sind die Eigenschaften, worauf man achten muß, um die so große Verschiedenheit unter Menschen und Menschen zu beurteilen. Ist er

Sapiens, sibique imperiosus:
Quem neque pauperies, neque mors, neque vincula terrent.
Responsare cupidinibus, contemnere honores
Fortis, et in se ipso totus teres, atque rotundus;
Externi ne quid valeat per laevi morari,
In quem manca ruit semper fortuna?[1]

so ist ein solcher Mensch seine fünfhundert Ruten über Königreiche und Herzogtümer hinaus. Er ist sich selbst sein Kaisertum.

Sapiens . . . pol ipse fingit fortunam sibi.[2]

Was bliebe für ihn zu wünschen noch übrig?

---

[1] Sapiens sibique imperiosus. Horaz, Sat. II, 7, 83. B., Zitate:
Ob er der Weise ist, der immer sich beherrscht,
Den Armut, Ketten, selbst der Tod nicht schrecken kann,
Der alle Leidenschaften dämpft,
Der eitle Sucht nach Ruhm und Ehre besten Muts besiegt,
Und in sich selbst schon mehr besitzt,
Als ihm der Erdball geben,
Das wankelhafte Glück ihm rauben kann.

[2] Sapiens pol. Pleutus, Trinummus II, 2, 84, B., Zitate:
Traun! Schafft der Weise selbst sein Glück!

Nonne videmus,
Nil aliud sibi naturam latrare, nisi ut quod
Corpore sejunctus dolor absit, mente fruatur,
Jucundo sensu, cura semota metuque?[1]

Vergleicht mit ihm den Troß unsrer Menschenfiguren! Stumpfsinnig, niedrig, kriechend, knechtisch, wankelmütig, von Stürmen der Leidenschaften beständig hin und her gewogt; stets von fremder Macht getrieben, nie sein eigner Herr. Der Abstand ist größer als zwischen Himmel und Erde. Und dennoch sind wir durch die Gewohnheit so arg geblendet, daß wir darauf wenig oder gar nicht achten. Dahingegen, wenn wir einen Bauer gegen einen König, einen Hohen von Adel gegen einen Schornsteinfeger, einen Bürgermeister gegen einen Tagelöhner, einen Reichen gegen einen Bettler sehen, da springt uns gleich ein gewaltiger Unterschied in die Augen: da sie doch nur, so zu sagen, der Jacke nach verschieden sind.

In Thracien[2] war der König auf eine kurzweilige und hochgespannte Art von seinem Volke unterschieden. Er hatte einen besonderen Gott für sich allein, den seine Untertanen nicht anbeten durften, so wie er dagegen die ihrigen, Mars, Bacchus, Diane usw. keiner Verehrung würdigte. Das sind gleichwohl nur gemalte Bilder, die keinen wesentlichen Unterschied machen. Denn gerade wie die Schauspieler, die ihr auf der Bühne in der Miene eines Herzogs oder

[1] Nonne videmus. Lucrez II, 16. V., Zitate: Wir sehen es, Natur heischt anderes nicht als einen Körper frei von Schmerzen, und frei den Geist von Kummer, dabei gesund und tätig; ein froh Gemüt, der Freude offen und dem Gram verschlossen.

[2] Thracien. Nach Herodot.

Kaisers daher strotzen seht, bald hernach aber wieder als Bartscherer und Schuhputzer auftretend erblickt, welches gewöhnlich ihre wahre und ursprüngliche Hantierung ist: so der Kaiser, dessen Pracht euch bei öffentlichen Aufzügen die Augen blendet.

Scilicet et grandes viridi cum luce smaragdi
Auro includuntur, teriturque Thalassina vestis
Assidue, et Veneris sudorem exercita potat.[1]

Betrachtet ihn hinterm Vorhange; es ist nichts als ein gemeiner Mensch und vielleicht gemeiner als der gemeinste seiner Untertanen. Ille beatus introrsum est: istius bracteata felicitas.[2] Die Feigheit, die Unentschlossenheit, der Ehrgeiz, der Verdruß und der Neid zerren ihn herum wie einen andern:

Non enim gazae, neque consularis
Summovet lictor miseros tumultus
Mentis, et curas laqueata circum
Tecta volantes:[3]

Und die Sorge und die Furcht fassen ihn bei der Kehle, mitten in seinem Kriegsheere.

---

[1] Scilicet et grandes. Lucrez. IV, 1, 23. V. Zitate:
Weil er den köstlichen Smaragd
Im goldnen Ring am Finger trägt
Und sich in teuern Purpur hüllt
Selbst beim nicht ehrbaren Werke.

[2] Ille beatus. Seneca, Epist. 115. V., Zitate: Das Glück dieses Mannes ist durchaus gediegen und jenes dort nur dünn mit Glücksblatt überlegt.

[3] Non enim gazae. Horaz, Oden II, 16, 9. V. Zitate:
Nicht Schätze, nicht der höchsten Würden Zeichen
Verjagen das niedre Heer der Sorgen.
Sie schwärmen frech umher im üppigsten Gemach
Von Cedernholz und Gold.

Reveraque metus hominum, curaeque sequaces,
Nec metuunt sonitus armorum, nec fera tela:
Audacterque inter reges, rerumque potentes
Versantur, neque fulgorem reverentur ab auro.[1]

Das Fieber, das Kopfweh und das Zipperlein. schonen sie ihn mehr als uns? Wenn sich das Alter auf seine Schultern hockt, kann es seine Leibwache herunterschießen? Wenn ihn die Furcht vorm Tode ängstigt, wird er sich durch den Beistand seiner Kämmerlinge beruhigt finden? Wenn ihn Eifersucht plagt und Neid, werden ihn die glatten Worte der Hofschranzen beschwichtigen? Der von Gold und Perlen strotzende Himmel seines Bettes hat keine Kraft, das Kneipen eines tüchtigen Bauchgrimmens zu stillen.

Nec calidae citius decedunt corpore febres,
Textilibus si in picturis, ostroque rubenti
Jactaris, quam si plebeja in veste cubandum est.[2]

Die Schmeichler Alexanders[3] machten ihm weiß, er sei ein Sohn Jupiters. Als er eines Tages verwundet ward und sein Blut aus der Wunde fließen

---

[1] Reveraque metus. Lucrez. II, 47. B. Zitate:
O, wahrlich! Sorgen des Gemüts, bleiche Furchtgespenster
Fliehen nicht vorm Waffendonner, vorm Pfeilgezische nicht.
Kühn mischen sie sich unter Könige,
Scheun nicht die Herrn der Welt,
Und achten nicht des Goldes und der Edelsteine Glanz.

[2] Nec calidae. Lucrez. II. B. Zitate:
Verläßt die Fieberglut den Kranken früher,
Der auf weichem Flaumbett liegt,
Vom feinsten Werk des Webers zugedeckt,
Als ihn, der bloß auf Stroh und unter Lumpen liegt.

[3] Die Schmeichler Alexanders. Nach Plutarch Apophtegm.

sah, sagte er: Was sagt ihr nun dazu? Ist dies nicht rotes, ordentliches Menschenblut? Es hat gar keine Ähnlichkeit mit dem, welches Homer aus den Wunden der Götter fließen läßt! Hermodorus[1] hatte ein Lobgedicht auf den Antigonus gemacht, worin er ihn einen Sohn der Sonne nannte. Dieser hingegen erwiderte ihm: er, der in einem Leibstuhl ausleert, weiß wohl, daß nichts daran ist. Ein König ist ein Mensch und weiter nichts. Und wenn er als solcher nichts taugt, so kann ihn die Herrschaft über die ganze Welt nicht tauglicher machen.

Puellae
Hunc rapiant, quidquid calcaverit hic rosa fiat.[2]

Mag sein! Wenn er aber eine grobe, dumme Seele hat? Ohne Kraft und Geist kann man nicht einmal Wollust und Glück recht inne werden

Haec perinde sunt, ut illius animus qui ea possidet:
Qui uti scit, ei bona, illi qui non utitur recte, mala.[3]

Die Glücksgüter mögen noch so erklecklich sein, so muß man doch das erforderliche Gefühl haben, um ihrer froh zu werden. Der Genuß ists, nicht der Besitz, der uns glücklich macht.

---

[1] Hermodorus. Nach Plutarch, Apophtegm.
[2] Puellae hunc rapiant. Persius, Sat. II, 38. B., Zitate:

Genöß er täglich einer neuen Huri
Entblühte jedem seiner Fußtritt eine Rose.

[3] Haec perinde. Terenz, Heautont. I, 3, 21. B., Zitate:

Daher sind diese Dinge gut und schlecht
Nachdem der Mensch sie zu gebrauchen weiß;
Dem gut, der ihrer froh wird im Genuß;
Dem bös, der ihrer satt, an ihnen Ekel hat.

Non domus et fundus, non aeris acervus et auri,
Aegroto domini deduxit corpore febres,
Non animo curas: valeat possessor oportet,
Qui comportatis rebus bene cogitat uti.
Qui cupit, aut metuit, juvat illum sic domus aut res,
Ut lippum pictae tabulae, fomenta podagram.[1]

Er ist ein Narr; sein Geschmack ist stumpf und dumm. Er genießt ihrer ebensowenig als ein Kränkelnder an Erkältung der Süßigkeit des griechischen Weines, oder ein Roß des reichen Geschirrs, womit man es geputzt hat. Gerade so, wie Plato[2] sagt, daß die Gesundheit, die Schönheit, die Stärke, die Reichtümer und alles, was man Schätze dieses Lebens nennt, für den Ungerechten in ebendem Sinne Übel sind, wie Güter für den Gerechten; und umgekehrt so mit den Übeln. Und dann, was können diese äußerlichen Vorzüge da helfen, wo sich die Seele und der Körper in schlechtem Zustande befinden? Da der leichteste Nadelstich und das kleinste Leiden der Seele hinreicht, uns das Vergnügen an der Herrschaft über die ganze Welt zu benehmen? Beim ersten Anfalle vom Zipperlein sei er Majestät hin, Majestät her!

---

[1] Non domus. Horaz, Epist. I, 2, 47. B., Zitate:
Was hilft dem Staz sein schönes Landgut,
Was seine prächtigen Häuser, was seiner Schätze Haufen,
Wenn er im Fieber liegt und sein Gemüt an Krücken geht?
Wer reich sein will, der brauche, was er hat,
Sei weise und gesund dabei!
Wen Furcht und Sorge plagt,
Dem nützen Güter nicht ein Haar mehr,
Als schöne Bilder blöden Augen,
Und dem von Gicht Gequälten Salb und Pflaster.

[2] Plato. Gesetze.

Totus et argento conflatus, totus et auro.[1]

Vergißt er nicht das Andenken an seine Paläste, an seine Hoheit und Größe? Wenn er in Zorn gerät, verhütet seine Fürstlichkeit, daß er nicht rot werde, nicht blaß? Daß er nicht mit den Zähnen knirsche, wie sein Hofspaßmacher? Ist er aber ein Mann von Verstand und Herz, so setzt die königliche Würde nur wenig zu seinem Glück hinzu.

Si ventri bene, si lateri pedibusque tuis nil
Divitiae poterunt regales addere majus.[2]

Er sieht, daß es nichts als Trug und Täuschung ist. Ja, vielleicht wird er der Meinung des Königs Seleucus[3] sein, daß einer, welcher wüßte, wie schwer ein Zepter sei, es schwerlich der Mühe des Bückens wert halten würde, ihn aufzuheben, wenn er ihn auf der Erde liegend fände. Er sagte das wegen der großen und mühsamen Pflichten, die einem guten Könige obliegen. Wahrhaftig, es ist keine Kleinigkeit, wenn man andre regieren soll, weil es so unendlich schwer ist, uns selbst zu beherrschen. Was nun aber das Herrschen anlangt, welches so süß und angenehm zu sein scheint, so bin ich, wenn ich die Dummheit der menschlichen Urteile in Erwägung ziehe, und wie schwer die Wahl in neuen und zweifelhaften Dingen ist, sehr stark der Meinung, es sei weit bequemer und lustiger zu folgen, als voranzu-

[1] Totus et argento. Tibull I, 2, 70. V., Zitate: Er sei auch ganz mit Silber beblecht und mit Golde.

[2] Si ventri bene. Horaz, Epist. I, 2, 5. V., Zitate: Wenn offnen Leibs er ist, auf guten Füßen steht, gesunde Glieder hat, was können Königsschätze mehr ihm geben?

[3] Seleucus. Nach Plutarch.

gehen, und daß es eine große Ruhe für den Geist sei, wenn man bloß der gebahnten Heerstraße folgen und für nichts verantwortlich zu sein braucht als für seine Person.

Ut satius multo jam sit, parere quietum
Quam regere imperio res velle.[1]

Dazu noch, was Cyrus sagte, daß es niemanden gebühre, einen Menschen zu regieren, es sei dann, er wäre besser als diejenigen, welchen er gebieten soll. Der König Hieron[2] sagt aber beim Xenophon noch mehr und stärker, daß die Könige, selbst im Genusse der Wollust, elender daran sind, als Privatpersonen; um so schlimmer, da ihnen der gar zu leicht gemachte Genuß den Stachel des Reizes nimmt, den wir darin finden.

Pinguis amor nimiumque potens, in taedia nobis
Vertitur, et stomacho dulcis ut esca nocet.[3]

Sollten wohl die Chorschüler ein großes Behagen an der Musik finden? Sie sind der Musik vielmehr bis zum Ekel satt. Die Galatage, die Bälle, die Maskeraden, die Turnierspiele ergötzen diejenigen, die solche nicht oft sehen, und welche sie einmal anzuschauen gewünscht haben; wer aber gewöhnlich dabei zu erscheinen hat, dem vergeht alle Lust daran; selbst schöner Frauen Liebe erquickt nicht mehr den, der

[1] Ut satius. Lucrez V, 1126. B., Zitate:
So daß es besser ist, mit Ruh und Fried' gehorchen,
Als Reich und Staat beherrschen wollen.

[2] Hieron. Nach Xenophon, Hieron.

[3] Pinguis amor. Ovid, Amor. II, 19, 25. B., Zitate: Wenn Amor auf zu fetter Wiese weidet, so schwächt er leicht den Magen, daß ihn ekelt vor der gar zu milden, süßen Kost.

ihrer zuviel genießt. Wer nicht harret, bis er durstig ist, dem macht das Trinken kein Vergnügen. Die Possen der Gaukler belustigen uns, den Luftspringern selbst machen sie saure Arbeit. Und daß dem also sei, ist daraus erweislich, daß es für Prinzen eine Freude und ein Fest ist, wenn sie sich einmal verkleiden und herablassen können, auf die schlichte Art des Volks zu leben.

> Plerumque gratae principibus vices,
> Mundaeque parvo sub lare pauperum
> Caenae, sine aulaeis et ostro,
> Sollicitam explicuere frontem.[1]

Nichts ist so lästig, so ermüdend, als der Überfluß! Wem sollte der Appetit nicht schwinden, wenn er so dreihundert Weiber auf seinen Wink bereit sieht, wie der Großherr in seinem Harem? Und welche Jagdlust hatte sich wohl derjenige von seinen Vorfahren ausgespart, der niemals auszog, ohne wenigstens siebentausend Falkenjäger um sich zu haben? Dabei glaub' ich noch, daß dieser Glanz von Hoheit dem Genusse der sanfteren Vergnügungen keine geringen Schwierigkeiten in den Weg legen müsse. Sie sind zu sehr dem Auge des Zuschauers und Beobachters bloßgestellt. Und ich begreife nicht, wie man von ihnen verlangen kann, daß sie ihre Fehler verhehlen und verbergen sollen; denn, was bei uns nur Unbedacht-

---

[1] Plerumque gratae. Horaz, Oden III, 29, 13. B. Zitate:

> Veränderung ist oft der Fürsten Wunsch!
> Ein einfach Mahl in Hütten unterm Strohdach,
> Wo Purpur fehlt, kein reicher Teppich liegt,
> Hat ihre trüben Stirnen oft erheitert:

samkeit ist, das hält der Pöbel bei ihnen für Tyrannei, für Vernachlässigung und Verachtung der Gesetze; und scheint zu meinen, außer dem Hange zum Laster hätten sie auch noch ihre Freude daran, die öffentlichen Sitten und Gebräuche zu tadeln und verächtlich unter die Füße zu treten. Freilich sagt Plato, in seinem Gorgias, wo er die Beschreibung eines Tyrannen gibt: es sei ein Mann, der in einer Stadt die unumschränkte Macht habe, zu tun, was ihm gut deucht. — Und aus dieser Ursache beleidigt die ungescheute Publizität des Lasters oft mehr als das Laster selbst. Kein Mensch mag sich gern auskundschaften und beurteilen lassen: und die Großen werden bis auf ihre Mienen, ja bis auf die Gedanken ausgespäht; alle Welt meint ein Recht und Interesse zu haben, sie zu bekritteln. Überdem noch, daß die Flecken im Verhältnis der Höhe und der Helligkeit des Orts, wo sie sitzen, größer scheinen und daß eine Finne, eine Warze an der Stirn mehr in die Augen fällt als eine tüchtige Schmarre an einer andern Stelle. Daher haben die Dichter die Liebschaften Jupiters so vorgestellt, als ob er ihnen unter einer andern Gestalt als der seinigen, nachgegangen sei; und unter allen Liebeshändeln, die sie ihm zuschreiben, befindet sich nur ein einziger, wenn ich mich recht besinne, wobei er in seiner Hoheit und Majestät erscheint!

Aber wieder zu unserm Hieron! Er erzählt auch, wie viel Beschwerlichkeiten ihm seine königliche Würde mache; daß er nicht einmal mit Freiheit eine Reise tun könne, sondern als ein Gefangener innerhalb den Grenzen seines Landes bleiben müsse; und daß er sich bei seinen geringsten Verrichtungen beständig von

einem lästigen Haufen umringt sehe. Die Wahrheit zu gestehen, wenn ich unsern König so ganz allein an der Tafel sitzen sehe, von so vielen Schwätzern und fremden Zuschauern umgeben, so flößt er mir oft mehr Mitleiden ein als Neid. Der König Alphonsus sagte: Die Esel wären in diesem Stück besser daran als die Könige. Deren[1] Herren ließen sie weiden, wo sie wollten, welches doch die Könige von ihrer Dienerschaft nicht erhalten könnten. Und mir ist noch nie eingefallen, daß es für einen Mann von Verstand eine große Bequemlichkeit des Lebens sein könne, bei der Verrichtung seiner Leibesnotdurft eine Stiege Aufseher um sich her zu haben; noch daß die Aufwartung von einem Manne, der zehntausend Gulden jährlicher Einkünfte zieht, oder Casal eingenommen, oder Siena verteidigt hat, behilflicher sei, als von einem guten und gewandten Livreebedienten.

Die Vorzüge der Fürstlichkeiten sind beinahe nichts mehr als Einbildungen. Jede Stufe des Glücks trägt ein Bild der Prinzlichkeit. Cäsar nennt die Gutsbesitzer seiner Zeit, welche in Frankreich Erb- und Gerichtsherren waren, Königleins.[2] Und wirklich, die Benennung Ew. Majestät beiseite gesetzt, findet man sehr früh in unsrer Geschichte Könige. Man betrachte nur die Provinzen in gewisser Entlegenheit vom Hofe. Wir wollen nur Bretagne zum Beispiele nennen: Menge der Begleiter, der Untertanen, der Beamten,

---

[1] B.: Deren ihre Herren.

[2] Da Cäsar nichts dergleichen von den Galliern erzählt, so nimmt Barbeyrac an, Montaigne habe, wie er es im 2. Buch, Kap. 8 noch einmal tut, die Gallier mit den Germanen verwechselt, von denen es de bello Gall. VI, 23 heißt: In pace nullus conmunis est magistratus.

der Geschäfte, der Dienste, der Zeremonien bei einem adeligen Herrn, der in seinem Schlosse für sich residiert und selbst der Schwung seiner Einbildung, man weiß nichts Königlicheres. Er hört von seinem Gebieter einmal im Jahre reden, wie vom Könige der Perser, und kennt ihn bloß aus alter Vetterschaft, die sein Schreiber im Stammbaum fortführt. In der Tat sind unsre Gesetze frei genug, und die Last der Souveränität berührt einen Französischen von Adel kaum zweimal in seinem ganzen Leben. Die wesentliche Unterwürfigkeit trifft unter uns nur diejenigen, welche ihren Vorteil dabei finden und welche diesen Dienst lieben und sich dadurch geehrt halten; denn wer seinen Herd nicht verlassen will und sein Hauswesen ohne Zank und Prozeß zu führen versteht, der ist so frei als der Doge von Venedig. Paucos servitus plures servitutem tenent.[1] Am meisten aber klagt Hieron darüber, daß er sich ohne Freundschaft und geselligen Umgang befinde; worin doch die vollkommenste Frucht und das Labsal des menschlichen Lebens besteht. Denn was für einen zuverlässigen Beweis von Zuneigung und gutem Willen kann ich von demjenigen haben, der mir, er mag wollen oder nicht, alles verdankt, was er vermag? Kann ich auf seine demütige Sprache und seine höfliche Ehrerbietung Staat machen, da es nicht bei ihm steht, mir solche zu versagen? Die Ehre, die wir von denen empfangen, die uns fürchten, ist keine Ehre. Diese Ehrenbezeugungen werden der königlichen Würde gebracht, nicht mir.

---

[1] Paucos servitus. Seneca, Epist. 22. V., Zitate:
Nicht viele werden zur Knechtschaft gepreßt,
Weit mehr melden sich aus Lust zum blanken Handgeld.

Maximum hoc regni bonum est,
Quod facta domini cogitur populus sui
Quam ferre, tam laudare.[1]

Sehe ich nicht, daß der verruchte sowohl wie der gute König, der, welchen man haßt und der, welchen man liebt, einer soviel davon hat als der andre. Mit einerlei Staat, mit einerlei Zeremonien ward mein Vorweser bedient und wird mein Nachfolger bedient werden. Wenn meine Untertanen mir nichts zuleide tun, so ist das kein Beweis einer vorzüglichen Zuneigung; warum sollte ich es dafür nehmen? Weil sie nicht können, wenn sie auch wollten! Keiner begleitet mich aus einer Freundschaft, die zwischen ihm und mir obwalte; denn wo sollte die Freundschaft da herkommen, wo so wenig Verhältnisse und wechselseitige Gefälligkeiten stattfinden? Meine Erhöhung hat mich über den Umgang mit Menschen hinausgesetzt. Zwischen ihnen und mir ist eine zu große Ungleichheit und ein zu großer Abstand. Sie umgeben mich aus Wohlstand und Gewohnheit; mehr des Glücks wegen, das durch meine Hand geht als wegen meiner selbst. Alles, was sie mir sagen und leisten, diese Menschen, ist nichts als Heuchelei; da ihre Freiheit allenthalben durch die große Gewalt, die ich über sie habe, gebunden ist. Allenthalben um mich her seh' ich nichts als Hülle und Schleier. Der Kaiser Julian[2] ward eines Tages von seinen Höflingen darüber gelobt, daß er unparteiische Gerech-

[1] Maximum hoc regni. Seneca, Thyest. II, 1. 30. V., Zitate: Der Monarchen schönstes Vorrecht ist, daß das Volk das Tun des Königs nicht bloß dulden, sondern stracks auch himmelhoch erheben muß.

[2] Julian. Nach Ammianus Marcellinus.

tigkeit erteile: Ich möchte gern auf dieses Lob stolz sein, sagte er ihnen, wenn mir es von Personen gegeben würde, die es wagen könnten, das Gegenteil an mir zu tadeln und mirs vorzuhalten, wenn ich dazu Gelegenheit gäbe!

Alle wahren Annehmlichkeiten, welche die Fürsten haben, sind ihnen gemein mit den Menschen von mittelmäßigen Glücksumständen. Nur ein Vorzug der Götter ist es, auf geflügelten Pferden zu reiten und sich mit Ambrosia zu ätzen; die Götter der Erde aber haben keinen andern Schlaf und keinen andern Hunger als wir andern Erdensöhne. Ihr Stahl hat keine andre Härte als der, womit wir uns bewaffnen. Ihre Krone deckt sie nicht vor der Sonne noch vor dem Regen. Diocletian,[1] der eine so glanzvolle trug, und die dabei so glücklich war, legte solche nieder, um sich die Annehmlichkeiten des Privatlebens zu verschaffen, und als einige Zeit nachher die Not des gemeinen Wesens erheischte, daß er solche wieder übernehme, sagte er zu denen, die ihn darum baten: Ihr würdet es nicht unternehmen, mich dazu zu bereden, wenn ihr gesehen hättet, wie schön die Bäume stehen, die ich selbst auf meinem Gute gesetzt habe und die schönen Melonen, die ich da ziehe.

Nach Anacharsis' Meinung[2] wäre die glücklichste Einrichtung eines Staates da, wo bei übrigens gleichen Dingen, der Vorzug nach der Tugend abgemessen würde und der Auswurf nach dem Laster. Als der König Pyrrhus[3] den Vorsatz faßte, in Italien einzufallen,

---

[1] Diocletian. Nach Aurelius Victor.

[2] Nach Anarcharsis' Meinung. Nach Plutarch, Gastmahl der sieben Weisen.

[3] Pyrrhus. Nach Plutarch, Leben des Pyrrhus.

wollte ihm sein alter Rat Cineas die Eitelkeit seiner Ehrsucht fühlbar machen. Nun gut, mein Herr und König, fragte er ihn, zu welchem[1] Ende beschaffest du dies große Unternehmen? Um mich zum Herrn von Italien zu machen, antwortete er auf der Stelle! Und dann, verfolgte Cyneas, wenn das geschehen ist? — So gehe ich über nach Gallien und Spanien! Und dann hernach? — So zieh' ich hin und erobere Afrika: und dann, wann ich mir die Welt unterwürfig gemacht habe, will ich mich zur Ruhe setzen und ein zufriedenes gemächliches Leben führen! Ums Himmels willen, mein Herr und König, so sag' mir doch, versetzte darauf Cyneas, woran es fehlt, daß du, wenn du es willst, dich nicht gleich in diese Umstände setzst? Warum beginnest du nicht gleich, von Stund an, ein Leben, nach welchem du, wie du sagst, dich sehnest? Und ersparst dir nicht alle die Beschwerden und Mißlichkeiten, die du dazwischen stellest?

Nimirum quia non bene norat qua esset habenda
Finis, et omnino quoad crescat vera voluptas.[2]

Ich will dies hier mit einem Verse aus einem alten Dichter schließen, den ich zu diesem Zweck sehr schön finde:

Mores cuique sui fingunt fortunam.[3]

---

[1] B.: Was.

[2] Nimirum quia non. Lucrez. V, 1431. B., Zitate:
Gewiß, er kannte nicht den Zweck der großen Gabe,
Noch was zur wahren Wollust beiträgt.

[3] Mores cuique sui. Cornelius Nepos, Lehren des Atticus. B., Zitate:
Der Könige Gaben sind Gebote.

Dreiundvierzigstes Kapitel

Über die sogenannten Aufwandsgesetze

Die Art und Weise, wie unsre Gesetze streben, die Torheit und den eiteln Aufwand in der Tafel und Kleidung einzuschränken, scheint ihrem Zweck entgegenzulaufen. Das wahre Mittel wäre, den Menschen Verachtung des Goldes und der Seide als nichtswürdiger, unnützer Dinge einzuflößen; und da legen wir diesen Dingen immer mehr Ehre und Preis bei, und das ist ein stümperhafter Behelf, solche den Menschen zu verleiden. Denn, wenn man so sagt: es gebühre nur Prinzen, die besten Seefische zu essen, Sammet, Seide und goldne Borten zu tragen und es dann dem Volke verbietet, was tut man dann wohl anders, als diese Dinge begehrenswert machen und bei jedermann die Begierde vermehren, daß er sie doch auch haben könnte. Laßt die Könige nur ganz dreist diese Zeichen der Größe ablegen; sie haben ja derselben ohnehin genug! Dergleichen Üppigkeiten sind einem jeden andern leichter zu übersehen als einem Fürsten. Aus dem Beispiele vieler Nationen können wir ganz anders und besser die Arten und Weisen erlernen, uns im Äußern nach unsern verschiedenen Ständen und Graden (welches ich freilich in einem wohlgeordneten Staate für nötig achte) auszuzeichnen, ohne deshalb in diese Unbequemlichkeit und in dieses Verderben zu versinken. Es ist unbegreiflich, wie in diesen gleichgültigen Sachen die Gewohnheit ihren Fuß so plötzlich und ihre Autorität so unumstößlich festsetzen kann.

Kaum hatten wir ein Jahr um Heinrich den Zweiten[1] bei Hofe die Trauer mit Tuch getragen, als schon zuverlässig in eines jeden Meinung die seidenen Stoffe so gesunken waren, daß, wenn man jemand darin gekleidet sah, man ihn ohne weiteres für einen Bürgersmann hielt. Nur Ärzte und Wundärzte blieben bei ihrer seidenen Tracht, und obgleich ein jeder mit dem andern so ziemlich überein gekleidet ging, so war immer noch ein hinlänglicher Unterschied der verschiedenen Stände wahrzunehmen. Wie behende kamen bei unsern Armeen die schmutzigen Wämser von Leder und Leinwand in Gang, und wie bald ward die Pracht und der Reichtum in Kleidern dabei ein Vorwurf des Tadels und der Verachtung? Laß die Könige nur anfangen, diesen Aufwand einzuziehen, und in einem Monate ist die Sache geschehen, ohne Edikte und ohne Verordnungen: wir wackeln alle hinterher! Das Gesetz sollte im Gegenteil vielmehr sagen: Gold und Purpur ist allen Arten von Leuten verboten, nur nicht den Luftspringern und Nachtlöhnerinnen.

Durch ähnliche Erfindung besserte Zaleucus[2] die Üppigkeit der Lokrier. Seine Verordnungen gingen darauf hinaus, daß eine Frau aus einem freien Stande nicht mehr als nur eine Aufwärterin hinter sich her treten lassen solle, ausgenommen, sie wäre eben betrunken; auch sollte sie nicht zur Nachtzeit aus der Stadt gelassen werden, noch goldenes Spangenwerk in und an ihrer Kleidung tragen, ebensowenig ihre Röcke besetzt mit Spitzen oder Stickerei, es sei denn, sie gäbe ihren Leib öffentlich feil und geselle

[1] Heinrich II starb 1559.
[2] Zaleucus. Nach Diodor von Sizilien.

sich zu den Buhldirnen. Es solle keinem Manne, Ruffiane, Landfahrer und dergleichen wertloses Gesindel ausgenommen, gestattet sein, an seinen Fingern goldne Ringe oder an seinem Leibe feine weiche Kleider zu tragen, wie diejenigen wären, welche man von dem Tuche machte, was in der Stadt Milet gewebt ward. — Durch diese schimpflichen Ausnahmen wendete er seine Bürger sehr klüglich ab, von den Überflüssigkeiten und dem schädlichen Wohlleben. Es war eine sehr nützliche Art und Weise, die Leute durch rechtliche Ehrliebe zu ihrer Pflicht und zum Gehorsam hinzuleiten.

In solchem äußerlichen Reformationswesen sind unsre Könige allvermögend. Ihr Wohlgefallen ist darin schon Gesetz. Quidquid principes faciunt, praecipere videntur.[1] Das ganze übrige Frankreich äfft dem Hofe nach. Laß nur die Hofleute die schändlichen Unterkleider abschaffen, welche unsre geheimen Gliedmaßen so sichtlich zur Schau legen: laß sie nur die lästige Aufpufferei der Wämser in Verachtung bringen, die uns zu ganz andern Geschöpfen macht als wir sind, da sie unter den Waffen so beschwerlich sitzen; laß sie die langen weibischen Haarflechten wegtun, und das Küssen beim Händegeben, wenn wir unsere Gesellen begrüßen und bewillkommen (eine Zeremonie, die ehedem nur bei den Prinzen üblich war) und laß den Edelmann sich an ehrbaren Orten einfinden, ohne seinen Degen an der Seite zu haben, nicht die Kleider unzugeknöpft und schlodderig hängen lassen, als käm' er eben vom heimlichen Gemache:

---

[1] Quidquid principes. Quintilian. Declam. 3. B., Zitate: Der Könige Taten sind Gebote.

laß sie es nur lächerlich finden, daß wir, wider die Sitten unsrer Väter und die besondere Freiheit des Adels in diesem Reiche, lange um sie herumstehen, ohne unsern Kopf zu bedecken, es sei an welch' einem Orte es wolle; und so um hundert andre, denn wir haben der Dritteil und Vierteil eines Königleins gar viele, und so mehr dergleichen neueingeführte Gebräuche oder vielmehr Mißbräuche: so werden sie fein bald verschwunden und verschrien sein. Es sind wohl nur überflächliche Irrtümer; gleichwohl aber von übler Vorbedeutung. Wir werden gewarnt, daß das Ganze der Mauern sackt, wenn wir sehen, daß die Tünche an den Wänden Risse bekommt.

Plato hält es in den Gesetzen für seine Republik für die schädlichste Pest, wenn man der Jugend die Freiheit gestatten wollte, in der Kleidertracht, in Gebärden, in den Tänzen, in den Leibesübungen, in den Liedern Veränderungen zu machen und von einer Form zu einer andern überzugehen; wenn sie ihren Verstand bald in diese, bald in jene Lage versetzte, wenn sie nach Neuigkeiten haschte und ihre Erfinder verehrte; wodurch die Sitten verderbt würden und die alten Gesetze und Gebräuche in Verachtung und Vernachlässigung gerieten.

In allen Dingen, keine andre als schädliche ausgenommen, ist die Veränderung zu fürchten. Die Veränderung der Jahreszeiten, der Winde, der Lebensmittel, der Gemütsarten. Und keine Gesetze stehen in ihrem wahren Ansehen, als diejenigen, denen Gott schon eine lange Dauer von alters her gegeben hat: so, daß niemand ihren Ursprung weiß, noch ausfindig machen kann, ob sie jemals anders gewesen sind.

Vierundvierzigstes Kapitel

Über das Schlafen

Die Vernunft gebietet uns zwar, immer auf einem Wege einherzuwandeln, aber nicht immer mit einerlei Geschwindigkeit: und obgleich der Weise den menschlichen Leidenschaften nicht einräumen kann, daß sie vom geraden Pfade ableiten dürften, so kann er ihnen doch, ohne seiner Pflicht zu nahe zu treten, soviel nachgeben, daß sie seinen Schritt aufhalten oder beschleunigen, damit er nicht sich hinpflanze wie ein unbeweglicher, gefühlloser Koloß. Wenn die Tugend selbst im Fleisch erschiene, so glaub' ich, daß ihr doch der Puls heftiger schlagen würde, wenn sie hinginge Sturm zu laufen, als wenn sie sich zur Mahlzeit setzte. Aus dieser Ursach hab' ich es als etwas Seltenes angemerkt, wenn man zuweilen große Helden wahrnimmt, die bei den wichtigsten Unternehmungen und Geschäften sich in einer solchen Fassung erhalten, daß sie nicht einmal darüber das geringste von ihrem Schlafe abgebrochen haben. Alexander[1] der Große schlief den Morgen vor der Schlacht mit Darius so fest und so lange, daß Parmenio sich genötigt sah, in seine Kammer zu gehen, sich seinem Bette zu nähern und ihn zwei- bis dreimal beim Namen zu rufen, um ihn zu wecken und ihm anzuzeigen, es sei die höchste Zeit, das Treffen zu beginnen.

Als der Kaiser Otho[2] den Entschluß gefaßt hatte, sich in derselbigen Nacht das Leben zu nehmen und nun alle seine Familiensachen in Ordnung gebracht,

---

[1] Alexander. Nach Plutarch, Leben Alexanders.

[2] Otho. Nach Plutarch, Leben Othos. V.: Otto.

sein Geld unter seine Bedienten verteilt, die Spitze des Dolchs, womit er sich erstechen wollte, recht scharf geschliffen hatte und auf nichts weiter wartete als daß alle seine Freunde sich in Sicherheit begeben hätten: so wandelte ihn ein so fester Schlaf an, daß ihn seine Kammerleute schnarchen hörten. Der Tod dieses Kaisers hat außer diesem noch viel andre Dinge mit dem Tode des großen Cato gemein; denn als Cato[1] bereit war, sich ums Leben zu bringen, fiel er unterdessen, daß er die Nachricht erwartete: ob die Senatoren, die er sicher wissen wollte, bereits Utika und den Hafen verlassen hätten, in einen so tiefen Schlaf, daß man ihn in einer benachbarten Kammer atmen hörte, und als derjenige, den er nach dem Hafen gesandt hatte, ihn geweckt und ihm gesagt hatte, der Sturm hindre die Senatoren, unter Segel zu gehen, so schickte er noch einen andern hin, warf sich wieder zurecht im Bette und fing von neuem an zu schlafen, bis der letzte Bote wiederkam und ihm versicherte, daß sie abgefahren wären. Es findet sich mehr, worin wir ihn mit den Begebenheiten Alexanders vergleichen können, und das ist unter anderm der große und gefährliche Sturm, der ihm durch die Empörung des Tribunen Metellus drohte, indem solcher das Dekret bekannt machen wollte, welches während der catilinarischen Unruhen den Pompejus mit seinem Kriegsheere in die Stadt zurück rief. Diesem Dekrete widersetzte sich der einzige Cato, und es kam zwischen Metellus und ihm im Senate zu bitterm Zanke und Drohungen. Allein, es war am folgenden Tage auf dem großen Marktplatze, wo es zur Ausführung kommen sollte, wo Metellus, außer der Gunst des

[1] Cato. Nach Plutarch, Leben Catos.

Volks und Cäsars, der damals für den Pompejus sehr tätig war, sich mit einem großen Haufen von fremden Sklaven und einer Menge von Fechtern begleitet, einfinden sollte; Cato hingegen, durch nichts verstärkt als durch seine eigne Standhaftigkeit, so daß seine Verwandten, sein Hausgesinde und viele rechtschaffene Leute darüber in Besorgnis gerieten; und es gab darunter einige, welche die Nacht miteinander zubrachten, ohne zu essen, trinken oder schlafen zu wollen, wegen der Gefahr, die ihm bevorstand; selbst seine Gattin und Schwester taten in seinem Hause nichts als weinen und sich ängstigen, woselbst er hingegen jedermann Trost zusprach, und nachdem er seine gewöhnliche Abendmahlzeit getan hatte, zu Bette ging und ruhig bis an den Morgen fortschlief, bis einer seiner Kollegen vom Tribunat kam und ihn weckte, um ins Gemenge zu gehen. Die Kenntnis, die wir von dem unerschrockenen Mute dieses Mannes in seinem übrigen Leben haben, läßt uns mit Sicherheit schließen, daß dieser Zug hier aus einer Seele entstand, die weit über dergleichen Zufälle erhaben war, und daß er seine Gedanken ebenso wenig darüber beunruhigen mochte als über ganz gewöhnliche Zufälle des Lebens.

In dem Seetreffen, welches Augustus[1] gegen Sextus Pompejus in den sizilischen Gewässern gewann, ward er in dem Nu, da das Treffen beginnen sollte, von einem so tiefen Schlafe überwältigt, daß ihn seine Freunde wecken mußten, um das Zeichen zum Angriff zu geben. Das gab nachmals dem Marcus Antonius Gelegenheit, ihm vorzurücken, er habe nicht einmal das Herz gehabt, mit offnen Augen die Ordnung

[1] Augustus. Nach Sueton, Leben des Augustus.

seiner Flotte zu übersehen, oder es zu wagen, sich seinen Soldaten eher zu zeigen, bis Agrippa ihm die Nachricht von dem Siege über seine Feinde überbracht habe. Der jüngere Marius[1] triebs aber noch weiter. Denn am Tage seines letzten Treffens gegen Sulla hatte er bereits sein Heer in Ordnung gestellt und Wort und Zeichen zum Angriff gegeben, als er sich in den Schatten eines Baumes niederlegte, um zu ruhen und so fest einschlief, daß er sich kaum bei der Flucht seiner Leute ermuntern konnte und von der Schlacht nichts gesehen hatte; und sagte man, er sei von vieler Arbeit und Wachen so ermüdet gewesen, daß die Natur darunter hätte erliegen müssen. Über diesen Punkt mögen die Ärzte ausmachen, ob das Schlafen so notwendig sei, daß unser Leben davon abhängt. Denn wir finden wohl, daß man den König Perseus von Mazedonien als Gefangenen in Rom dadurch ums Leben brachte, daß man ihn am Schlafe hinderte. Plinius aber erzählt von vielen andern, die eine lange Zeit ohne zu schlafen gelebt haben. Beim Herodot liest man von den Nationen, bei welchen die Menschen zu halben Jahren hindurch schliefen oder wachten. Und diejenigen, welche das Leben des weisen Epimenides[2] beschrieben, sagen, daß er siebenundfünfzig Jahre in einem Stücke fort geschlafen habe.

[1] Marius. Nach Plutarch, Leben des Sulla.
[2] Epimenides. Nach Diogenes Laertius.

Fünfundvierzigstes Kapitel

Über die Schlacht bei Dreux

Es ergaben sich sehr viele seltene Zufälle in unsrer Schlacht bei Dreux;[1] diejenigen aber, welche dem Ruhme des Monsieur de Guise nicht günstig sind, wollen gern vorgeben, es stehe nicht zu entschuldigen, daß er mit den Truppen unter seinem Befehle Halt gemacht und unterdessen unentschlossen gezögert habe, daß man Monsieur le Connetable, der die ganze Armee anführte, mit dem groben Geschütz übern Haufen warf, und wäre es besser gewesen, wenn er etwas gewagt hätte und dem Feinde in die Flanke gefallen wäre als auf den Vorteil zu lauern, ihm in den Rücken fallen zu können und dadurch einen so großen Verlust mit anzusehen. Außerdem aber, was der Ausgang bewies, wird mir jeder, der ohne Leidenschaft richtet, wie ich glaube, leicht eingestehen, daß die Absicht und der Endzweck nicht nur jedes Anführers, sondern selbst jedes einzelnen Soldaten, auf den Sieg im großen gerichtet sein müsse und daß keine Nebenereignisse, was für Vorteile sie auch versprächen, ihn von jenem Ziele ablenken dürfen.

Philopömen[2] hatte bei einem Handgemenge mit Machanidas einen guten Haufen Bogenschützen vorangeschickt, um den Angriff zu beginnen; und als der Feind, nachdem er diese übern Haufen geworfen hatte, sich dabei aufhielt, ihnen mit verhängtem Zügel nachzuhauen und nach seinem Siege noch längs der Front

---

[1] Schlacht bei Dreux. Im Jahre 1560 unter Karl IX.

[2] Philopömen. Nach Plutarch, Leben Philopömens.

hinsprengte, wo sich Philopömen befand; so hielt ers nicht ratsam, obgleich seine Soldaten anfingen ungeduldig zu werden, seine Stellung zu verlassen oder sich dem Feinde entgegenzusetzen, um seine Leute zu unterstützen; vielmehr ließ er sie vor seinen Augen verfolgen und zerhauen, bis er den Punkt ersah, da die feindliche Reiterei sich völlig von dem Fußvolke getrennt hatte, da er das Fußvolk anfiel und dieses, ob es gleich lacedämonisches war, so begann es doch in Unordnung zu geraten, um so mehr, da er es in einem Augenblick überfiel, wo es glaubte, alles sei schon gewonnen und ward er also leicht damit fertig; und nachdem erst dieses geschehen war, fing er an dem Machanidas nachzusetzen. Dieser Fall ist ein Zwillingsbruder von dem des Monsieur de Guise.

In jener so blutigen Schlacht des Agesilaus mit den Böotiern, von welcher Xenophon, der ihr beiwohnte, sagt, sie sei die hartnäckigste gewesen, die er jemals gesehen, ließ Agesilaus den Vorteil ungenützt vorbeigehen, den ihm das Glück darbot, die Böotier in Schlachtordnung vorüberziehen zu lassen und ihnen dann in den Rücken zu fallen, so einen gewissen Sieg ihm dies auch versprach, weil er dafür hielt, dabei wäre mehr Kunst als Tapferkeit und um seinen Mut zu bewähren, wählte er mit außerordentlichem Feuer und bewunderungswürdiger Herzhaftigkeit den Angriff von Stirn zu Stirn. Auch ward er dafür wacker geschlagen und verwundet und endlich gezwungen, sich loszuwickeln und die Partei zu ergreifen, die er anfangs verworfen hatte. Er ließ seine Leute die Glieder öffnen, um der strömenden Woge der Böotier einen Durchzug zu machen; und als sie nun hindurch waren und er wahrnahm, daß sie ungeschlossen mar-

schierten, wie Leute, welche meinen, sie haben nichts weiter zu besorgen, so ließ er ihnen nachsetzen und in die Flanken fallen; gleichwohl konnte er sie dadurch nicht zur übereilten Flucht nötigen; sie zogen sich vielmehr mit kurzen Schritten zurück und wiesen immer die Zähne, bis sie sich in Sicherheit befanden.

Sechsundvierzigstes Kapitel

Über Namen

Was für eine große Verschiedenheit von Kräutern man uns in einer Schüssel zu Tische bringt, begreift man sie doch alle unter einem Namen: Salat. Ebenso will ich hier in einer Betrachtung über Namen eine Pastete von verschiedenen Artikeln auffsetzen. Eine jede Nation hat die Meinung von einem oder dem andern Namen, daß er, ich weiß nicht was für Übelbedeutendes an sich habe. Darunter gehören bei uns: Jochen, Peter, Melchior, Michael u. a. m.[1] Item: In der Genealogie der Fürsten scheinen gewisse Namen von unglücklicher Vorbedeutung zu sein, wie z. B. der Name Ptolomäus bei den Ägyptern, Heinrich bei den Engländern, Charles bei den Franzosen, Balduin in Flandern und in unserm alten Aquitanien Guillaume (Wilhelm), wovon man den Namen Guienne herleiten will:[2] welches ich aber für ein frostiges Wortspiel nehmen würde, wenn man nicht selbst beim Plato ebenso eiskalte fände. Item. Es ist eine Kleinigkeit;

---

[1] Montaigne: Johann, Wilhelm, Benedikt.

[2] Guienne kommt wohl von Aquitania auf dem Weg über Aquienne.

bei alledem aber, seiner Sonderbarkeit wegen, des Aufbewahrens wert, und von Augenzeugen aufgezeichnet, daß Heinrich, Herzog der Normandie, Sohn Heinrichs des Zweiten, Königs von England, in Frankreich ein Fest gab, wobei sich der französische Adel in so großer Anzahl einstellte, daß er sie zur Zeitkürzung nach der Ähnlichkeit der Namen in besondre Haufen teilte. Im ersten, welches die Wilhelme waren, fanden sich mit Ausschließung des gemeinen Adels und der Bedienten hundertundzehn Ritter, die diesen Namen führten und zu Tische saßen.

Es ist ebenso kurzweilig, die Tafeln nach den Namen der Gäste einzuteilen, wie es vom Kaiser Geta[1] war, die Gänge der Speisen nach dem Anfangsbuchstaben ihrer Benennung herumgeben zu lassen. So machte man es zum Beispiel mit dem M, Mouton, Marcassin, Merlus, Marsoin,[2] und so mit den andern Buchstaben. Item, sagt man, es sei gar nicht übel, einen guten Namen haben, nämlich Kredit und guten Leumund. Aber es ist wirklich auch nicht übel, einen Namen haben, der sich leicht behalten und aussprechen läßt: denn so erinnern sich die Könige und Großen unsrer leichter und vergessen uns nicht so behende. Unter unsern Bedienten rufen wir am öftern diejenigen und geben ihnen die meisten Aufträge, deren Namen am bequemsten auf die Zunge fallen. Ich weiß es vom König Heinrich dem Zweiten, daß er einen Edelmann aus dieser Gegend von Gascogne niemals recht bei Namen zu nennen wußte, und einer Tochter der Königin gab er aus eignem Antriebe den allgemeinen Namen ihrer Familie, weil der Name der

[1] Geta. Nach Spartian, Geta.

[2] Hammel, Frischling, Stockfisch, Meerschwein.

königlichen Familie väterlicher Seite ihm nicht gut klingend dünkte. — Sokrates hält es der Väter für würdig, den Kindern einen schönen Namen zu geben.

Item. Man sagt, die Erbauung der Kirche zu Unsrer Großen Lieben Frau zu Poitiers schreibe sich von einem jungen liederlichen Menschen her, der an dem Orte wohnte, und als er einst eine Nachtlöhnerin aufgegabelt und sie zufällig um ihren Namen gefragt, habe sie gesagt, sie heiße Maria; hierauf sei er so gewaltig von Religion und von Ehrfurcht gegen die hochgebenedeite Mutterjungfrau unsers Herrngottes ergriffen worden, daß er nicht nur das Mensch fortgejagt, sondern auch überhaupt sein ganzes Leben gebessert habe, und zum immerwährenden Andenken dieses Wunders sei auf der Stelle, wo das Haus dieses jungen Menschen gestanden, eine Kapelle zu Ehren Unsrer Lieben Frau erbaut, aus welcher nachmals die Kirche entstanden, die wir noch heutigen Tages da finden. Diese durch Buchstaben und Schall bewirkte Buße und Besserung ging gerade zum Herzen und kam aus dem Herzen. Die folgende, von eben der Gattung übrigens, ward durch die körperlichen Sinne bewirkt. Pythagoras,[1] der sich in Gesellschaft junger Leute befand, die er im Nebel des Schmauses ein Komplott schmieden hörte, wie sie ein ehrbares Haus ausfegen wollten, befahl den Musikanten aus einem andern Tone zu spielen und durch einen ernsthaften Ton, schwer auftretende, spondäische Taktart besänftigte er unvermerkt ihre aufwallende Hitze und schläferte solche ein. Item: Werden nicht unsre Nachkommen sagen, unsre jetzige Reformation sei höchst

[1] Pythagoras. Nach Sextus Empiricus.

zart und genau gewesen, indem sie nicht bloß die Irrtümer und die Laster bekämpft und die Welt mit Frömmigkeit, Demut, Gehorsam, Frieden und allen Arten von Tugend angefüllt: sondern ihren Sieg so weit getrieben habe, die alten ungöttlichen Taufnamen, Karl, Ludwig, Franz und solche mehr, aus der Christenheit zu verjagen, um solche dafür wieder mit Methusalems, Ezechiels, Malachiassen und dergleichen zu bevölkern, an welchen ein ganz anderer Geruch der Heiligkeit klebt?

Ein gewisser von Adel, aus meiner Nachbarschaft, der die guten alten Zeiten den gegenwärtigen ein wenig vorzieht, vergaß nicht, den großmütigen und prächtigen Klang in den Namen der Noblesse unserer Vorfahren mit auf den Kredit jener Zeiten zu setzen: Don Grumedan, Quedragan, Schlangenteufel, Löwenworg usw.[1] und meinte, man dürfe solche nur nennen hören, um zu fühlen, daß es darum ein ganz ander Ding gewesen als um die Michels, die Peters und Melchiors. Item: Ich weiß es dem guten Jacques Amiot vielen Dank, daß er in seiner Übersetzung der Alten die lateinischen Namen der Personen unangetastet gelassen hat, ohne sie durch Deklinieren zu verstümmeln oder zu verbrämen, oder sie der Landeszunge anzupassen. Anfangs mag das ein wenig widerlich geklungen haben; aber es gibt sich, und das Ansehen seiner Übersetzung des Plutarch hat uns damit gänzlich ausgesöhnt.

Oft habe ich gewünscht, daß die Männer, welche die Geschichte in der Sprache der Römer schreiben, uns unsre Namen so lassen möchten, wie sie nun

[1] Montaigne: Don Grumedan, Quedragan, Agesilan.

einmal da sind. Denn wenn sie aus Vaudemont ein Vallemontanus umschaffen und dergleichen Metamorphosen machen, um uns eine griechische oder römische Miene anzudrechseln; so wissen wir nicht mehr, wie wir daran sind und kennen uns zuletzt selbst nicht mehr. Um unsre Summe der Rechnung zu ziehen, sage ich, es ist eine sehr üble Gewohnheit und von sehr schlimmen Folgen für unser Frankreich, daß wir einen jeden nach seinem Gute oder seiner Herrschaft benennen. Dadurch werden die Geschlechter am ärgsten verwirrt und aus der Kunde geworfen. Ein nachgeborner Sohn aus einem alten Hause, der zur Apanage ein Landgut erhält, unter dessen Namen er geehrt und gekannt ist, kann es mit keiner Art von Schicklichkeit veräußern. Zehn Jahre nach seinem Tode kommt sonst das Gut in eines Fremden Hand, der sich ebenfalls danach benennt; nun gebe ich anheim zu bedenken, wie wir mit unsrer Familienkenntnis daran sind! Es bedarf keines Aufsuchens anderer Beispiele als aus unserm königlichen Hause, worin es so viele Zunamen als Teilungen gibt, wobei uns Ursprung und Abstammung unbekannt geworden sind. Bei diesen Umwandlungen geht es dergestalt ohne alle Regel her, daß ich zu meiner Zeit keinen Mann gesehen habe, den das Glück zu einer ungewöhnlichen Höhe emporgehoben, dem man nicht einen Stammbaum angedichtet und auf einen alten glänzenden Stamm geimpft hätte, wovon sein Vater kein Wort wußte, und zum Glück sind die Familien, die in die dunkelsten Zeiten zurückgehen, am geschicktesten zum Verfälschen. Wie viele adelige Familien haben wir nicht in Frankreich, die nach ihrer Rechnung aus dem Geschlechte unsrer Könige abstammen? Mehr, glaube

ich, als aus andern. War der Einfall eines meiner Freunde nicht sehr witzig? Ihrer waren eine ziemliche Anzahl wegen einer Streitigkeit zweier Herren versammelt, wovon der eine wirklich einige Vorzüge wegen Herkunft und Anheiratungen, über den gewöhnlichen Adel hatte. In Ansehung dieser Vorzüge, suchte es ihm ein jeder gleich zu tun und führte dieser einen, jener einen andern Ursprung an; dieser die Ähnlichkeit der Namen, jener die Ähnlichkeit der Wappen; der eine ein altes Familienpergament, jener und der geringste war, seiner Angabe nach, wenigstens der Enkel eines ausländischen Königs. Wie es zum Mittagsmahle kam, ging dieser mein Freund, anstatt Platz zu nehmen, zurück, machte viele tiefe Verbeugungen und bat die versammelten Gäste ihn entschuldigt zu halten, daß er bis dahin so verwegen gewesen sei, mit ihnen auf gemeinsamem Fuß umzugehen; da er aber eben belehrt worden, von was für altem hohen Adel sie wären: so beginne er sie nach ihrem Range zu verehren und wisse er wohl, daß es ihm nicht gebühre, sich unter so viele Prinzen zu setzen. Nach dieser Posse sagte er ihnen seine Herzensmeinung trocken ins Angesicht.

Laßt uns doch, um Gottes willen! mit dem vorlieb nehmen, womit unsre Vorfahren ganz zufrieden waren! Und laßt uns nicht mehr sein wollen als wir wirklich sind; wir sind genug, wenn wir uns dabei zu behaupten wissen. Warum wollen wir den Stand und die Glücksumstände unsrer Ahnherrn verleugnen! Weg mit den dummen Anmaßungen, die jedem Narren zu Gebote stehn, der dummdreist genug ist, sie für sich anzuführen.

Mit der Wappenkunde stehts ebenso mißlich als mit der Geschlechtskunde. Ich führe eine offne leere

Tatze mit roten Krallen in einem blauen, mit goldnen Klee bestreuten Felde. Was für ein eignes Recht hatte diese Figur, beständig nur in meiner Familie zu bleiben? Ein Schwiegersohn kann es in eine andre bringen; ein Lump von Käufer kann sein erstes Erbwappen daraus machen. Ich wüßte nichts in der Welt, wobei so viel Veränderung und Ungewißheit stattfände. — Aber dieser Gedanke führt mich mit Gewalt in ein andres Feld. Laßt uns doch um Gottes willen ein wenig genauer beim Lichte beschauen, auf was für einen Grund bauen wir die Ehre und den hohen Ruhm, um welcher willen in der Welt das Unterste zu oberst gekehrt wird? Auf wen verpflanzen wir den unsterblichen Namen, den wir mit so großer Mühe erbeuten? Nun! auf irgend einen Peter oder Wilhelm, der ihn tragen, führen und ihn als sein Eigentum bewahren und auf die Nachwelt bringen wird! O es ist doch eine wackere Eigenschaft um die Hoffnung, die in einem sterblichen Menschen steckt, und in einem Moment das Unendliche und Unermeßliche sich zueignen und die Dürftigkeit ihres Herrn nach Herzenslust mit allen Dingen überschütten kann, die er sich nur einzubilden weiß und zu begehren vermag. Die Natur hat uns da ein lustiges Steckenpferd geschenkt! Und dieses Peter und dieses Wilhelm, was ist es? Am Ende nichts als ein Schall, oder drei oder vier Federzüge, die erstlich so leicht zu verändern stehen, daß ich gern fragen möchte: wem die Ehre von so vielen Siegen gebühre, ob dem Guesquin, dem Glesquin oder dem Guecquin?[1] Es wäre hier mehr Wahrscheinlichkeit vorhanden als im

[1] Verschiedene Schreibungen desselben Namens.

Lucian, daß das Σ dem T eine Spolienklage an den Hals würfe;[1] denn

Non levia aut ludicra petuntur praemia![2]

Es gilt hier um was rechts. Es gilt hier, welcher von beiden Buchstaben für so viele Belagerungen, Schlachten, Wunden, Gefangenschaften und Dienste, unserm Frankreich durch diesen seinen berühmten Connetable geleistet, belohnt werden soll?

Nikolaus Denisot[3] hat für nichts mehr gesorgt als für die Buchstaben seines Namens und hat ihre ganze Ordnung versetzt, um daraus sein Conte d'Alsinois zu wirken, zum unverwelklichem Ruhme seiner Dicht- und Malerkunst. Und der Geschichtschreiber Suetonius[4] hat nichts so lieb gehabt als die Bedeutung des seinigen; und nachdem er solcher den Zusatz Lenis genommen, welches der Zuname seines Vaters war, so hat er den Tranquillus zum Erben seines Ruhmes und seiner Schriften gemacht. Wer sollte es glauben, daß Ritter Bayard keine andre Ehre hätte als diejenige, die er von den Taten des Peter Terrail erborgt hat? Und daß Anton Escalin sich vor seinen Augen so manche Seereise und ehrenvolle Aufträge zu Wasser und zu Lande vom Kapitän Poulain und vom Baron de la Garde[5] stehlen ließ? Zweitens: so sind es Federzüge, die tausend Menschen

[1] Eine Anspielung auf Lucians Streit der Vokale.

[2] **Non levia.** Virgil, Aen. XII, 764. B., Zitate: Es gilt nicht Nüsse, sondern Taler!

[3] **Nikolas Denisot,** Maler und Dichter, geb. 1515.

[4] **Suetonius.** Otho.

[5] Escalis, Poulain und de la Garde sind die Namen derselben Person, eines erfolgreichen Abenteurers unter Franz I. und seinen Nachfolgern.

miteinander gemein haben. Wie viele gibt es nicht Personen in allen Geschlechtern, welche einerlei Vor- und Zunamen führen? Und wie viele nicht auch in verschiedenen Geschlechtern, zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Ländern! Dreier Sokrates erwähnt die Geschichte; sie kennt fünf Männer namens Plato; acht, die Aristoteles, sieben, die Xenophon, zwanzig die Demetrius und zwanzig die Theodor hießen; und nun denke man sich, wie viele die Geschichte nicht gekannt hat! Wer verwehrt es meinem Stallknecht, sich den großen Pompejus zu nennen? Aber, in Ernst, was für Mittel, was für Zwang gibt es, welche meinen verstorbenen Stallknecht, oder jenen Mann, dem man in Ägypten den Kopf abschlug, hindern können, beide auf den so berühmten Schall oder die so geehrten Federstriche Ansprüche zu machen und sich dergestalt zu schreiben und auszuzeichnen, daß sie davon Vorteil genießen können?

Id cinerem et manes credis curare sepultos?[1]

Was für angenehmes Gefühl haben die beiden Genossen am Ruhme der höchsten Tapferkeit unter den Menschen? Epaminondas von dem vortrefflichen Verse, der schon seit so viel Jahrhunderten zu seinem Andenken in unserm Munde ist:

Consiliis nostris laus est attrita Laconum[2]

---

[1] **Id cinerem.** Vergil, Aen. IV, 34. B., Zitate: Um sein verwest Gebein und Asche sollt' ein Toter sich bekümmern?

[2] **Consiliis nostris.** B., Zitate: Durch unsern Rat sank Spartas Ruhm. Dies ist nach Cicero, tusk. Disp. V, 17, der erste der vier griechischen Verse, die an der Statue des Epaminondas geschrieben standen.

oder Afrikanus von diesem andern:

A sole exoriente, supra Maeotis paludes
Nemo est, qui factis me aequiparare queat.[1]

Die Überlebenden laben sich an dem süßen Klange dieser Worte, und durch sie zu einer lebhaften Nacheiferung gereizt, übertragen sie ohne richtige Überlegung ihr eigenes Gefühl auf die Verstorbenen, und durch jene trügliche Hoffnung machen sie sich weis, auch sie wären solcher Dinge fähig. Daß Gott erbarme! Indessen:

Ad haec se
Romanus, Grajusque et Barbarus Induperator
Erexit; causas discriminis atque laboris
Inde habuit; tanta major famae sitis est quam
Virtutis.[2]

---

[1] A sole exoriente. Cicero, tusk. Disp. V, 17. B., Zitate:

Von Sonnenaufgang bis zum Nordpol hin
Sah man nie eine Tat, die meinen Taten gliche.

[2] Ad haec se. Juvenal, Sat. X, 137. B., Zitate:

Der Ruhm beseelte die Feldherren der Römer,
Der Griechen und Barbaren;
Erleichtert allen die Gefahren.
So viel ist Durst nach Ehre größer als nach Tugend.

Siebenundvierzigstes Kapitel

Über die Ungewißheit unsrer Urteile

Wahr ist das, was dieser Homerische Vers sagt:

Ἐπέων δὲ πολὺς νομὸς ἔνθα και ἔνθα:[1]

Des Streitens für und wider wird kein Ende. Zum Beispiele:

Vince Hannibal, et non seppe usar' poi
Ben la vittoriosa sua ventura.[2]

Wer wird sich zu der Partei schlagen und mit unsern Leuten den Fehler aufmutzen, daß wir letzthin unsern Sieg bei Montcontour nicht besser verfolgt haben? Oder wer will den König von Spanien[3] beschuldigen, er habe sich des Vorteils nicht zu bedienen gewußt, den er über uns bei Saint Quentin erhielt? Er kann sagen, dieser Fehler rühre her aus einer von ihrem Glücke trunkenen Seele und von einer Tapferkeit, die von diesem Anfange des Glücks schon so gerüttelt voll geworden, daß sie die Lust verloren, es zu vermehren, weils ihr schon sauer wird, das zu verdauen was sie hat. Dieser Held hat davon schon beide Arme voll genommen; er kann nichts weiter umspannen, er verdient es nicht, daß ihm das Glück ein solches Gut unter die Hände gegeben! Denn was für Nutzen hat er davon, wenn er dabei seinem

[1] Ἐπέων δὲ πολςὺ. Ilias XX, 249. Der nächste Satz gibt die Übersetzung.

[2] Vince Hannibal. Petrarca, Sonette. V., Zitate: Zwar siegte Hannibal, nur wußt er nicht hernach den Sieg zu nützen.

[3] Der König von Spanien. Philipp II. Die Schlacht bei St. Quentin fand 1556 statt.

Feinde Zeit läßt, sich wieder in Fassung zu setzen? Was für Hoffnung kann man sich machen, er werde es wagen, diejenigen zum zweiten Male anzugreifen, die sich wieder erholt und nun von neuem mit Wut und Rachgier bewaffnet sind und die er es entweder nicht wagte oder nicht verstand zu verfolgen, als sie in Unordnung gebracht und voller Schrecken waren?

Dum fortuna calet, dum conficit omnia terror.[1]

Und am Ende, was will er Bessers erwarten als was er sich hier entwischen läßt? Es ist kein Rappierfechten, worin derjenige Sieger ist, der die meisten Stöße durchbringt! So lange der Feind noch auf den Füßen ist, muß von frischem begonnen werden. Das ist eben kein Sieg, der dem Kriege kein Ende macht. In jenem Scharmützel, wo Cäsar[2] bei Oricum den Kürzern zog, machte er den Soldaten des Pompejus den Vorwurf, er wäre verloren gewesen, wenn ihr Anführer es verstanden hätte zu überwinden; und er schnallte ihm die Sporen ganz anders an als wieder die Reihe an ihn kam! Aber, warum sagt man nicht auch im Gegenteil: es rühre von einem unbedachtsamen und unersättlichen Gemüte her bei jemand, der seinen Begierden kein Maß und Ziel zu setzen wisse; es heiße die Gunst des Himmels mißbrauchen und das Maß verrücken wollen, das solcher ihnen vorgeschrieben; und sich wieder nach dem Siege von neuem in die Gefahr werfen, heiße sich von neuem der Unbeständigkeit des Glückes anvertrauen: die größte

[1] Dum fortuna. Lucan VII, 734. B., Zitate:
So lang das Glück noch blüht,
So lang der Schreck noch wütet.

[2] Cäsar. Nach Plutarch, Leben Cäsars.

Weisheit der Kriegskunst bestehe mit darin, seinen Feind nicht bis zur Verzweiflung zu treiben? In dem Kriege, den Sulla und Marius gemeinschaftlich führten, erblickten sie, nachdem sie die Marsen geschlagen hatten, einen übrig gebliebenen Haufen, der sich aus Verzweiflung wie wütende Tiere, gegen sie anwerfen wollte. Aber sie fanden es nicht ratsam ihn zu erwarten. Hätte Monsieur de Foix sich nicht von seiner Hitze hinreißen lassen, den fliehenden Feind nach dem Siege bei Ravenna zu heftig zu verfolgen, so hätte dieser Sieg nicht sein Blut gekostet. Indessen diente doch das noch frische Andenken an dieses sein Beispiel dazu, den Herrn d'Anguien bei Serisoles vor einem ähnlichen Unfalle zu bewahren. Es ist gefährlich einen Mann anzufallen, dem man alle Mittel genommen hat, sich anders zu retten als durch die Waffen. Denn die Not ist eine gewaltig heftige Lehrerin: Gravissimi sunt morsus irritatae necessitatis.[1]

Vincitur haut gratis jugulo qui provocat hostem.[2]

Darum widerriet Pharax[3] dem Könige von Lacedämon, der die Schlacht gegen die Mantinäer gewonnen hatte, tausend Argier, die noch ungebrochen aus der Niederlage entkommen waren, anzugreifen: also ließ er sie ruhig hinziehen, um nicht zu versuchen, was ein durch Unglück und Ärger gereizter Mut zu tun vermag. Als Clodomir, König von Aquitanien,

---

[1] Gravissimi sunt. Sallust, Port. Latro. B., Zitate: Der Biß gereizter Wut ist schwer zu heilen.

[2] Vincitur haut gratis. Lucan IV, 275. B., Zitate: Der siegt nicht ohne Gefahr, der seinen Feind bis zur Verzweiflung treibt.

[3] Pharax. Nach Diodor von Sizilien.

nach erhaltenem Siege, dem Könige Gondemar von Burgund auf der Flucht nachsetzte, nötigte er ihn, daß er ihm wieder Fuß halten mußte, seine unbiegsame Hitze raubte ihm aber die Frucht des Sieges; denn er blieb selbst.

Ebenso, wer die Wahl hätte: ob er seine Kriegsleute reich und prächtig in Waffen und Rüstung halten solle, oder nur insofern es die Notwendigkeit erfordert? Dem würde sich zuerst, zugunsten der Pracht, für welche Sertorius, Philopömen, Brutus, Cäsar und andre mehr waren, darstellen: daß es dem Soldaten allemal ein Sporn nach Ehre und Ruhm ist, wenn er sich geschmückt sieht, und eine Veranlassung, sich um so hartnäckiger im Treffen zu wehren, wenn er seine Waffen als sein Vermögen und Erbteil verteidigt. Ursach, sagt Xenophon,[1] warum die Asiaten Frauen, Kebsweiber nebst ihrem Geschmeide und liebsten Reichtümern in ihren Kriegen mitnahmen. Auf der andern Seite aber würde sich auch seiner Überlegung darbieten, daß man dem Soldaten die Sorgen vielmehr vermindern als vergrößern sollte. Wenn er viel zu verlieren hat, wird er doppelt fürchten sich zu wagen; dazu kommt noch, daß man dadurch dem Feinde noch mehr Lust nach dem Siege macht, der reichen Beute wegen; und hat man auch angemerkt, daß dieser Umstand ehedem in dem Kriege gegen die Samniter den Mut der Römer gar mächtig anfeuerte. Als Antiochus[2] dem Hannibal das Kriegsheer zeigte, das er gegen sie ausrüstete, und so wie er ihn die durchgängige Pracht und Herrlichkeit desselben beschauen ließ, fragte: Werden sie mit dieser Armee vorlieb

[1] Xenophon. Cyropädie.
[2] Antiochus. Nach Aulus Gellius.

nehmen? Ob sie damit vorlieb nehmen! versetzte Hannibal, o ja! wahrhaftig; so geizig sie auch sind. Lykurg[1] verbot den Seinigen nicht nur den überflüssigen Aufwand bei ihrer Kriegsrüstung, sondern auch die Plünderung des überwundenen Feindes; denn es müsse, wie er sagte, Armut und Mäßigkeit in einerlei Glanze mit dem übrigen der Feldschlacht stehen.

Bei Belagerungen und sonst, wo uns die Gelegenheit dem Feinde nahe bringt, geben wir unsern Soldaten gern die Freiheit, ihn zu höhnen, zu schimpfen, verächtlich zu behandeln und ihm allerlei wörtliche Beleidigungen zuzufügen; und das scheint nicht ohne Grund zu geschehen. Denn es ist schon nicht wenig gewonnen, wenn wir unsern Leuten alle Hoffnung auf milde Begegnung abschneiden und ihnen begreiflich machen, daß dergleichen natürlicherweise nicht von Menschen zu erwarten stehe, die sie so gewaltig beschimpft haben und daß sie in nichts anderm als im Siege ihr Heil finden können. Gleichwohl bekam es dem Vitellius[2] sehr übel: denn da er mit Otto[3] zu tun hatte, dessen Soldaten eben nicht die mutigsten und seit langer Zeit des Kriegs entwöhnt und durch das Wohlleben in den Städten verzärtelt waren: so reizte er sie zuletzt dergestalt durch bittre Worte, durch schimpfliche Vorwürfe über ihre Feigheit und wie sie den Mangel an Damen bejammerten, die sie in Rom daheim gelassen hätten, daß er ihnen dadurch wieder ein Herz in den Leib jagte, was keine Anmahnung und keine Aufmunterung vermocht hatte; und er sie sich selbst auf den Hals

[1] Lykurg. Nach Plutarch, Apophtegm.
[2] Vielmehr seinem Stellvertreter. Nach Plutarch, Leben Othos.
[3] Otho.

zog, wohin sie sonst niemand hätte treiben können. Und in der Tat, wenn es solche Beschimpfuugen und Schmähungen sind, welche tief einschneiden, so können sie leicht machen, daß derjenige, der für die Sache seines Königs nur schläfrig zu Werke ging, nun für seine eigne Sache sich weit eifriger zusammenrafft.

In Betracht dessen, wie wichtig die Erhaltung des obersten Befehlshabers eines Heeres ist und daß das vornehmste Augenmerk des Feindes auf diesen Kopf geht, von dem alle übrigen abhängen, so scheint es, als ob man an der Richtigkeit des Benehmens nicht zweifeln könne, welches verschiedene große Feldherren beobachteten, wenn sie sich bei Anhebung des Treffens verkleideten und unkennbar machten. Gleichwohl ist die Gefahr dabei nicht geringer als die, welche man abzuwenden gedenkt. Denn, wenn der Feldherr von den Seinigen nicht gekannt wird, so wird auch die Herzhaftigkeit, die sie aus seinem Beispiele und seiner Gegenwart schöpfen, zugleich mit vermißt; und wenn sie den Anblick seiner gewöhnlichen Zeichen und Merkmale nicht mehr wahrnehmen, so schließen sie, er sei geblieben, oder er habe aus Zweifel an einem guten Ausgange sich in Sicherheit begeben. Die Erfahrung gibt zuweilen den Ausschlag fürs eine, zuweilen fürs andre. Der Zufall, der dem Pyrrhus in der Schlacht begegnete, die er gegen den Konsul Levinus in Italien focht, ist für beides zugleich. Denn dadurch, daß er sich hatte verbergen wollen, dem Demogacles seine Waffen gegeben und dafür die seinigen angelegt hatte, rettete er ohne Zweifel sein Leben; dafür aber lief er von der andern Seite große Gefahr, die Schlacht zu verlieren. Alexander, Lucullus, Cäsar mochten sich im Treffen gern in prächtigen Waffen und in aus-

zeichnenden und ins Feld scheinenden Farben zeigen. Agis, Agesilaus und der große Gilippus hingegen gingen, wenns Krieg war, in schlechter Kleidung und ohne Feldherrnschmuck einher.

Unter andern Vorwürfen, die man dem Pompejus über die Schlacht bei Pharsalien macht, ist auch der: daß er mit seiner Armee auf einem Fleck stehen blieb und den Feind in unverrückter Stellung erwartete; um so mehr wird dies getadelt, weil es (ich will hier dem Plutarch seine eigenen Worte[1] wegnehmen, die besser sind als meine) die Gewalt schwächt, die das Anlaufen den ersten Streichen gibt und auch zugleich den Schwung wegnimmt, den die Kämpfenden gegeneinander haben und durch den sie gewöhnt sind in Feuer und Wut zu geraten, mehr als durch sonst irgend etwas, wenn sie mit gesamter Kraft aufeinanderstoßen, wobei dann noch ihr Mut durchs Schreien und Rennen angefacht, durchs Stillstehen aber die Hitze des Soldaten gleichsam abgekühlt wird und erstarrt. So weit das, was er sagt. Wenn aber Cäsar verloren hätte, wer hätte dann nicht ebensowohl sagen können: Umgekehrt; der stärkste und steifste Stand ist, in welchem man sich wie eingewurzelt hält, ohne zu wanken; und wer sich in seinem Marsche setzt, sich festschließt und seine Kräfte bis auf den Punkt, wo es gilt, an sich hält und aufspart, hat große Vorteile über den, der in Bewegung ist und der schon die Hälfte seines Atems mit Laufen eingebüßt hat! Überdem noch bleibt es unmöglich, eine Armee, die aus so vielen Teilen zusammengesetzt ist, in

[1] Vielmehr die Amyots, des Übersetzers Plutarchs, im Kap. 19 des Lebens des Pompeius.

dem Tumulte mit so genauer Richtigkeit zu bewegen, daß nicht dadurch ihre innere Einrichtung verändert oder gestört werde; und daß der Rascheste nicht früher im Handgemenge sein sollte, bevor ihm seine Spießgesellen zu Hilfe kommen können. In jener häßlichen Schlacht zwischen den beiden persischen Brüdern, worin Clearchus,[1] der Lacedemonier, die Griechen auf Cyrus Seite kommandierte, führte er solche ohne Umstände ins Treffen, ohne zu eilen. In der Nähe von fünfzig Schritten aber setzte er sie in vollen Lauf, in der Hoffnung, sie würden wegen des kurzen Raumes, den sie zu durchlaufen hatten, weder aus der Ordnung noch außer Atem geraten; wobei er ihnen gleichwohl den Vorteil des Schwungs sowohl für ihre Person, als für ihre Wurfpfeile verschaffte. Andre[2] haben diesen Zweifel in ihren Heeren auf diese Weise gelöst: Wenn die Feinde auf euch zueilen, so erwartet sie mit fester Stellung; erwarten sie euch mit unbeweglicher Stellung; so fallet über sie her in schnellem Schritt.

Bei dem Einfalle den Kaiser Karl der Fünfte in die Provence tat, stand der König Franz bei sich an, ob er ihm in Italien begegnen oder ihn in seinem eigenen Lande erwarten wollte? Und ob er wohl in Erwägung zog, wie viel es vorteilhafter sei, sein Haus und Herd rein und sauber von Kriegsunruhen zu halten, damit es in seinen Kräften bliebe, unverkümmert zu jeder Zeit der Not Geld und Lebensmittel schaffen zu können; daß der Gang des Krieges fast auf jedem Schritte Spuren der Verwüstung läßt,

---

[1] Clearchus. Nach Xenophon, Anab. I, 8.

[2] Andre. Plutarch, in den „Ratschlägen beim Heiraten".

welche man in seinem eignen Lande gern vermeidet; und da der Landmann solche Verheerungen von seinen eigenen Landessoldaten nicht so geduldig erträgt als vom Feinde, leicht daraus Empörung entstehen könne; daß die Ausschweifung des Marodierens und Plünderns, die man in seinem eignen Lande nicht dulden kann, eine große Erleichterung der Kriegskosten ist, und daß der Soldat, wenn er keinen andern Gewinn vor sich sieht als seinen Sold, gar schwierig in seinem Dienste befunden wird, solange er nur ein paar Schritte von seinem Weib und Herd entfernt ist; daß derjenige, der das Tischtuch auflegt, immer in Kosten fällt; daß es demjenigen besser zumute ist, der angreift als dem, der sich verteidigt; daß die Erschütterung von einer in unserm eigenen Lande verlornen Schlacht so heftig ist, daß es kaum zu verhüten steht, daß solche nicht den ganzen Körper übern Haufen werfe; weil keine Seuche so ansteckend ist als die Furcht und man nichts leichter auf guten Glauben annimmt und sich schneller verbreitet, auch daß die Städte, welche den Donner des Gewitters an ihren Toren gehört, die Kriegsobersten und die noch zitternden Gemeinen außer Atem aufgenommen haben, in großer Gefahr stehen, im ersten Schrecken einen unbedachtsamen Schritt zu tun: so[1] faßte er dennoch den Entschluß, seine Völker, die er jenseits der Gebirge hatte, zurückzurufen und den Feind herankommen zu lassen. Denn er konnte sich auch im Gegenteile vorstellen, daß so lange er daheim und unter Freunden wäre, es ihm nicht an allerlei Bedürfnissen fehlen würde

[1] Von hier bis zum nächsten Absatz ist die ganze Stelle fast wörtlich einem Vortrag entnommen, den Franz I. im Staatsrat hielt und den man bei Guillaume du Bellay findet.

und er Flüsse und Wege frei habe, auf welchen ihm Lebensmittel und Geld in aller Sicherheit und ohne Bedeckung zu bedürfen, zugeführt werden könnte; daß er Untertanen um sich herum hätte, die ihm um so aufrichtiger zugetan wären als sie die Gefahr mehr in der Nähe hätten und daß es, wegen der vielen Städte- und Grenzfestungen zu seiner Sicherheit, immer bei ihm stünde, ob er eine Schlacht annehmen oder geben wolle, je nachdem es ihm gelegen oder vorteilhaft sei; und daß wenn es ihm gefiel auf gute Gelegenheit zu warten, er nach seiner Bequemlichkeit handeln, den Feind abmatten und sich selbst aufreiben lassen könne, durch die Schwierigkeiten, die er in einem Lande zu übersteigen hätte, wo derselbe vor sich, hinter sich und auf allen Seiten nichts als feindlich gesinnte Menschen anträfe, wo er keine Mittel fände, sein Heer zu erfrischen oder zu erholen, wenn Krankheiten darunter gerieten, noch seine Verwundeten unter Dach und Fach bringen, kein Geld, keine Lebensmittel erhalten könne als durch die Schärfe des Schwertes; keine Ruhe haben, noch Atem schöpfen dürfe; keine Kenntnis der Lage der Örter, noch des Landes, vermittelst deren er sich gegen versteckte Haufen oder Überfälle verteidigen könne; und wenn es dahin käme, daß er eine Schlacht verlöre, keine Mittel, den Rest seines Heeres zu retten. Und für alles das fehlte es ihm nicht an Beispielen.

Scipio fand es weit vorteilhafter, seinem Feinde in Afrika ins Land zu fallen als sein eigenes zu decken und ihm in Italien, wo er stand, entgegenzugehen, und er befand sich wohl dabei. Hingegen richtete sich Hannibal in eben diesem Kriege dadurch zugrunde, daß er die Eroberung eines feindlichen

Landes aufgab und sich zurückzog, sein eignes zu verteidigen. Den Atheniensern, welche den Feind in ihrem Lande stehen ließen, um in Sizilien einzudringen, begegnete das Glück ganz umgekehrt. Dem Agathocles, König zu Syrakus, aber ging es erwünschter, als er nach Afrika übergegangen und den Feind in seinem Lande gelassen hatte. Wir pflegen also nicht ohne Grund zu sagen, daß die Zufälle und der Ausgang, besonders im Kriege, meistens vom Glück abhängen, welches sich unserm Verstande und unserer Klugheit nicht unterwürfig machen will; wie folgende Verse besagen:

Et male consultis pretium est, prudentia fallax,
Nec fortuna probat causas, sequiturque merentes:
Sed vaga per cunctos nullo discrimine fertur.
Scilicet est aliud quod nos cogatque regatque
Majus, et in proprias ducat mortalia leges.[1]

Genau genommen aber, scheint es, daß unsre Überlegung und Ratschläge ebenso gut davon abhängen, und daß das Glück auch unsern Verstand mit in seinen Nebel und Ungewißheit verwickle. Wir schließen dreist aufs Geratewohl los, sagt Timäus beim Plato, weil, wie wir, auch unsre Vernunftschlüsse großen Anteil an der Verwegenheit des Zufalls nehmen.

[1] Et male consultis. Manilius IV, 95. V., Zitate:
Ein schlechter Rat kann treffen,
Und fehlen kann der Kluge.
Des Glückes Beistand hält nicht immer beim Verdienst.
Es wankt nach Grillen hier hin, dort hin.
Denn, was uns treibt, sind höhere Gesetze,
Die richten nicht nach Menschenrat.

Achtundvierzigstes Kapitel

Von Reitpferden und Streitrossen

Da ist nun gar ein Grammatiker aus mir geworden, der ich doch keine Sprache anders als durch Umgang gelernt habe und bis auf den heutigen Tag vom Konjunktiv, Adjektiv und Ablativ nichts weiß! Mich deucht einmal gehört zu haben, daß die Römer Pferde hatten, die sie Funales oder Dextrarios nannten; welche man ihnen als Handpferde nachführte, oder an Orte von gewisser Weite vorausschickte, damit man sich ihrer, wenns nötig war, als ausgeruht und frisch bedienen konnte und daher rührt es, daß wir Franzosen ein Dienstpferd Destrier heißen; und unsre Römer sagen adestrer anstatt jemand begleiten, oder zur rechten Hand gehen lassen. Sie sagten auch desultorios equos von Pferden, welche so abgerichtet waren, daß wenn man sie nebeneinander gekoppelt hatte und sie ohne Zaum und Sattel in vollem Galopp liefen, die römischen Ritter sich mitten in diesem Galopp hinaufschwangen und wieder absaßen, oder auch von einem aufs andre sprangen, und das zwar in voller Waffenrüstung. Bei der numidischen Reiterei führte jeder ein Handpferd bei sich, um in der Hitze des Treffens wechseln zu können: Quibus, desultorum in modum, binos trahentibus equos, inter acerrimam saepe pugnam in recentem equum ex fesso armatis transultare, mos erat: tanta velocitas ipsis, tamque docile equorum genus.[1] Man findet

[1] Quibus desultorum in modum. Livius XXIII, 29. B., Zitate: Sie führten, wie wohl so die Kunstreiter, gewöhnlich zwei Pferde mit sich; und im hitzigsten Treffen sprangen sie, so wie sie waren, vom ermatteten Gaul auf den frischen; so geschmeidig und kraftvoll waren sie selbst und so gelehrig der Schlag ihrer Pferde.

viele Pferde, die so abgerichtet sind, daß sie ihrem Reiter beistehen, auf den zufahren, der ihnen einen bloßen Degen weist, mit Huf und Gebiß über diejenigen herfallen, welche sie reizen oder beleidigen. Aber es begegnet ihnen öfter, daß sie ihren Freunden mehr schaden als ihren Feinden, wozu noch kommt, daß man sie nicht leicht wieder besänftigen kann, wenn sie einmal in Wut sind und man ihren Zorn mit ausbaden muß. Es bekam dem Artibius,[1] Befehlshaber des persischen Kriegsheers, sehr übel, als er mit Onesilus, dem Könige zu Salamin, von Person zu Person focht, daß er ein Pferd ritt, das solchergestalt die Schule hatte; denn es ward die Ursache seines Todes, indem ihn der Schildknapp des Onesilus mit einer Sichel[2] zwischen die Schultern stieß, als das Pferd sich gegen seinen König aufbäumte. Und das, was die Italiener vom Könige Karl erzählen, daß sich sein Pferd in der Schlacht bei Fornua durch Beißen und Ausschlagen aus dem feindlichen Haufen, der es umringte, losgearbeitet, und Karl sonst verloren gewesen, wenn es wahr, ist es ein großer Glücksfall!

Die Mamelucken (eine gewisse Art Reiter in Ägypten) rühmen sich die besten und geschicktesten Streitrosse in der Welt zu haben. Diese sollen von Natur und durch Kunst so gewöhnt sein, daß sie den Feind kennen und zu unterscheiden wissen, auf wen sie mit dem Gebiß oder dem Hufe losgehen sollen, aufs Wort oder das Zeichen, das man ihnen gibt. Ebenso sollen sie auch die Lanzen und Pfeile mit dem

---

[1] Artibius. Nach Herodot.

[2] B.: Mit seinem Eggewappen.

Maule von der Erde aufnehmen und ihrem Reiter darreichen, je nachdem er's befiehlt.

Man sagt vom Cäsar,[1] wie auch vom großen Pompejus, daß sie bei ihren andern vortrefflichen Eigenschaften auch die Reitkunst sehr gut verstanden, und vom Cäsar besonders, daß er in seinen jüngern Jahren auf einem Pferde ohne Sattel und Zaum gesessen und es mit auf den Rücken gehaltenen Händen in gestreckten Galopp gesetzt habe. Man sollte fast sagen, sowie die Natur von diesem Manne und vom Alexander zwei Wunder in der Kriegskunst habe machen wollen, so habe sie sich auch angestrengt, beide auf eine außerordentliche Art zu bewaffnen; denn jedermann weiß von Alexanders Pferde, Bucephalus,[2] daß es einen Kopf hatte, der einem Ochsenkopf ähnlich war; daß es nicht litt, daß es ein andrer bestieg als sein Herr, auch von niemand aufgeschirrt werden durfte als von diesem; daß es nach seinem Tode verehrt ward und eine Stadt zur Ehre seines Namens erbaut wurde. Cäsar[3] hatte ebenfalls ein andres, dessen Vorderfüße gestaltet waren wie die Füße eines Menschen, weil der Huf so gespalten war als ob es Finger gewesen wären; dies edle Roß ließ sich auch weder satteln noch reiten als vom Cäsar, welcher nach dessen Tode seine Abbildung der Göttin Venus weihte.

Ich steige nicht gern ab, wenn ich einmal zu Pferde sitze; denn das ist die Stellung, in der ich mich, gesund oder krank, am behaglichsten befinde. Plato[4] empfiehlt das Reiten für die Gesundheit, und auch

[1] Cäsar. Nach Plutarch, Leben Cäsars.
[2] Bucephalus. Nach Aulus Gellius.
[3] Cäsar. Nach Sueton, Cäsar.
[4] Plato. Gesetze.

Plinius sagt, es sei heilsam für den Magen und mache die Gelenke geschmeidig. Also, nur weiter! weil ich doch einmal im Bügel bin! Man liest beim Xenophon[1] das Gesetz, welches männiglich verbietet zu Fuße zu reisen, wenn er ein Pferd hat.

Trogus und Justinus sagen, die Parther hätten die Gewohnheit gehabt alles zu Pferde zu verrichten, nicht nur Krieg zu führen, sondern auch alle ihre öffentlichen und häuslichen Geschäfte abzumachen, Handel zu treiben, Rat zu schlagen, sich zu unterreden und zu lustwandeln; und sei der merklichste Unterschied zwischen Freien und Knechten bei ihnen der gewesen, daß die einen beritten gewesen und die andern haben zu Fuße gehen müssen. Eine Verfassung, die sich vom König Cyrus her geschrieben. In der römischen Geschichte finden sich viele Beispiele (und Suetonius bemerkt es ganz besonders vom Cäsar) von Feldherren, die ihre Reiterei absitzen ließen, wenn es die Not erforderte, um der Mannschaft alle Hoffnung zur Flucht zu benehmen, und auch weil sie von dieser Art zu fechten Vorteile zogen. Quo haud dubie superat Romanus,[2] sagt Livius. Auch war stets das erste Mittel, dessen sie sich bedienten, ihre neuen Eroberungen im Gehorsam zu erhalten, daß sie ihnen die Waffen und Pferde wegnahmen. So lesen wir oft beim Cäsar: Arma proferri, jumenta produci, obsides dari jubet.[3] Heutigestags erlaubt der Groß-

---

[1] Xenophon. Cyropädie.

[2] Quo haud dubie. Livius IX, 22. B., Zitate: Worin, ohne Zweifel, dem Römer gebührt der Preis.

[3] Arma proferri. Cäsar, de bell. gall. VII, 11. B., Zitate: Gebot, die Wehr zu strecken, die Rosse zu bringen und die Geiseln zu stellen.

sultan weder Juden noch Christen in seinem ganzen Reiche, ein eignes Pferd zu halten.

Unsre Vorfahren, vorzüglich zu den Zeiten der Kriege mit den Engländern, fochten die meiste Zeit, bei Belagerungen oder im ordentlichen Treffen, alle zu Fuß; um sich in einer für Ehre und Leben so wichtigen Angelegenheit auf nichts anders als auf ihre eigenen Kräfte, auf ihren Mut und ihre eignen Gliedmaßen zu verlassen. Ihr setzt, was auch Chrysanthes beim Xenophon[1] darüber sagen mag, eure Tapferkeit und euer Glück in euer Pferd; seine Verwundung, sein Tod sind also sehr gefährlich für euch selbst; seine Scheu oder sein Toben machen euch verwegen oder feige. Ist es hartmäulig oder spornfaul, so fällt das auf eure Ehre zurück. Daher ist mir es nicht befremdlich, daß diese Gefechte blutiger und hartnäckiger waren als die, welche zu Pferde geschehen.

Cedebant pariter, pariterque ruebant
Victores victique, neque his fuga nota, neque illis.[2]

Ihre Schlachten dauerten weit länger; heutigestags sind sie fast weiter nichts als Angriff und Flucht: Primus clamor atque impetus rem decernit.[3] Und eine Sache, die wir für die bürgerliche Gesellschaft

---

[1] **Xenophon.** Cyropädie.

[2] **Cedebant pariter.** Vergil, Aen. X, 756. B., Zitate:
An beiden Seiten greift man wütend an,
An beiden Seiten zieht man sich zurück,
Besiegt sind beide, beide sind auch Sieger,
Und keine denkt an Flucht.

[3] **Primus clamor.** Livius XXV, 41. B., Zitate: Das erste wilde Feldgeschrei und die Heftigkeit des Angriffs geben den Ausschlag.

von solcher Wichtigkeit achten, muß so viel wie möglich in unsrer Gewalt stehen. So wie ich raten würde uns der kürzesten Waffen zu bedienen und solcher, die wir am besten zu führen verstehen. Es ist viel wahrscheinlicher, daß wir mit dem Degen in der Faust sichrer treffen müssen als mit der Kugel, die wir aus einer Pistole schießen; wobei viele Teile wirken, das Zündkraut, der Stein, das Schloß; und wenn das geringste darunter schadhaft ist, so nützt die Pistole euch nichts. Man kann nicht sicher sein, daß unser Streich treffe, den wir der Luft zu führen geben.

Et quo ferre velint permittere vulnera ventis:
Ensis habet vires, et gens quaecumque virorum est.
Bella gerit gladiis.[1]

Doch, was diese Waffen anbetrifft, so werde ich ausführlicher darüber sprechen, wenn ich erst an die Vergleichung der Waffen der Alten mit den unsrigen komme; und ich bin der Meinung, daß, den Knall abgerechnet, woran jedermann bald gewöhnt wird, es eine Waffe ohne sonderliche Wirkung sei und hoffe ich, daß sie mit der Zeit wieder abkommen werde.

Diejenige, deren sich die Italiener zum Werfen und Zünden bedienten, war weit fürchterlicher. Sie nannten sie Phalarica, eine Art von Wurfspieß, an dessen Ende eine eiserne, drei Fuß lange Spitze befestigt war, damit man einen geharnischten Mann durch und durch stechen konnte; bald warf man es aus der Hand in freiem Felde, bald schleuderte man es aus

[1] Et quo ferre. Lucan VIII, 384. V., Zitate: Wenn man den Winden überläßt, die Wunden hinzutragen, wo sie wollen. Im Schwerte steckt die Kraft, und jedes tapfere Volk führt seine Kriege mit dem Schwert.

Maschinen, um belagerte Örter zu verteidigen; der Schaft war sodann mit gepichtem und geöltem Werg umwunden, der sich im Wurf durch die Luft entzündete; und, wenn sich dieses Werg an den Körper oder an das Schild anhing, hemmte es allen Gebrauch der Waffen oder der Glieder. Indessen scheint es doch, daß, wenn es da, wo es traf, Unheil stiftete, es auch dem angreifenden Teile zuweilen beschwerlich fallen mußte und daß ein mit brennenden Schaften besätes Feld im Handgemenge für beide Teile sehr lästig sei.

Magnum stridens contorta Phalarica venit
Fulminis acta modo,[1]

Sie hatten noch andre Waffen, die sie durch Übung führen lernten, die uns unglaublich vorkommen, weil wir davon keine Erfahrung haben, wodurch sie den Mangel an unserm Kraut und Lot ersetzten. Sie warfen ihre Wurfspieße mit solcher Kraft und Gewalt, daß sie oft durch zwei Schilde und zwei bewaffnete Mann fuhren und sie zusammenspießten. Die Würfe von ihren Schleudern waren nicht weniger sicher und gewaltig, auch in weiter Entfernung. Saxis globosis funda, . . mare apertum incessentes coronas . . modici circuli magno ex intervallo loci assueti trajicere: non capita solum hostium vulnerabant, sed quem locum destinassent oris.[2] Ihre

[1] Magnum stridens. Virgil, Äen. IX, 705. B., Zitate: Mit großem Zischen fliegt der geschleuderte Wurfspieß, wie Donnerkeile pflegen.

[2] Saxis globosis. Livius XXXVIII, 29 B., Zitate: Durch lange Übung geschickt werfen die Schleuderer runde Kiesel große Strecken durch die Luft und treffen dann durch kleine Ringe, auch schmettern sie damit nicht nur den Kopf des Feindes, auch jeden andern Teil des Körpers, den sie wählen.

Mauerbrecher taten eben die Wirkung wie unser grobes Geschütz und kam ihm gleich im Getöse. Ad ictus moeniorum cum terribili sonitu editus, pavor et trepidatio coepit.[1] Die Gallier, unsre Vettern in Asien, haßten diese hämischen, fliegenden Waffen, denn sie waren gewohnt, mit mehr Mut Mann gegen Mann zu kämpfen. Non tam patentibus plagis moventur ubi latior quam altior plaga est, etiam gloriosius se pugnare putant: iidem quum aculeus sagittae aut glandis abditae introrsus tenui vulnere in speciem urit, tum in rabiem et pudorem tam parvae perimentis pestis versi, prosternunt corpora humi.[2] Eine Schilderung, die nahe an die Verwundung vom Feuergewehr grenzt.

Die zehntausend Griechen trafen auf ihrem langen und berühmten Rückzuge eine Nation an, die ihnen nicht geringen Schaden zufügte mit ihren großen starken Bogen, von denen sie so lange Pfeile schossen, daß man solche, wenn man sie von der Erde aufhob, als Wurfspieße brauchen und einen Schild oder bewaffneten Mann damit durchbohren konnte.

Die Kriegswerkzeuge, welche Dionysius in Syrakus erfand, womit man große, schwere Pfeile und Steine von ungeheurer Größe, in sehr weiter Entfernung

---

[1] Ad ictus. Livius XXXVIII, 5. B., Zitate: Zittern und Zagen beginnt beim furchtbaren Krachen zerschmetterter Mauern.

[2] Non tam patentibus. Livius XXXVIII, 21. B., Zitate: Über große offene Wunden kümmern sie sich nicht viel. Sind solche weiter als tief, so meinen sie, um so rühmlicher gefochten zu haben. Wenn aber diese Völker von einer Wunde innere Schmerzen fühlen, als von der Spitze eines Pfeiles oder eines Schleudersteins, dann geraten sie in Wut, und werfen sich vor Scham, von einem so geringen Werkzeug des Todes Beute zu werden, zur Erde, wälzen sich im Staub und gebärden sich übel.

und mit überschwenglicher Gewalt warf, kamen unsern Erfindungen sehr nahe. Ich muß auch die kurzweilige Figur nicht vergessen, welche Pierre Pol, Doktor der Theologie, auf seinem Maultiere machte; von welchem Monstrelet erzählt, er sei gewohnt gewesen in Paris herum auf einem Quersattel spazieren zu reiten, wie die Weiber zu reiten pflegen. Er sagt auch an einer andern Stelle, die Gaskonier hätten furchtbare Pferde gehabt, die dazu abgerichtet gewesen, mitten im vollen Laufen ordentliche Schwenkungen zu machen; worüber sich die Franzosen, die Picardenser, die Flamländer und Brabanter höchlich gewundert hätten, weil sie nicht gewohnt gewesen wären, dergleichen zu sehen; so lauten seine Worte. Cäsar, indem er von denen aus Schwaben[1] spricht, sagt er: in den Scharmützeln zu Pferde sitzen sie oft ab, um zu Fuß zu streiten, und haben ihre Pferde dazu gewöhnt, daß solche während der Zeit nicht vom Fleck gehn; sie werfen sich wieder auf, sobald es not tut; übrigens ist nach ihrer Sitte nichts so weibisch und schimpflich als auf Satteln oder Satteldecken reiten, und sie verachten jedermann, der sich dergleichen bedient. Auf diese Weise, wenn sie auch in geringer Anzahl sind, fürchten sie sich nicht, einen großen Haufen anzufallen. Was ich bei alledem bewundere, ist, daß es bei den Massiliern etwas gemeines war, die Pferde mit dem Zügel auf der Mähne und bloß mit der Gerte die ganze Schule durchmachen zu lassen; auch ritten sie ihre Pferde ohne Sattel und Zaum.

---

[1] Von den Sueben, de bell. Gall. Montaigne: Schweden.

Et gens quae nudo residens Massilia dorso,
Ora levi flectit, saenorum nescia, virga.[1]

Et Numidae infraeni cingunt[2]

Equi sine fraenis, deformis ipse cursus, rigida cervice et extento capite.[3]

Derselbe König Alphons,[4] der in Spanien den Orden vom Bande oder von der Schärpe stiftete, setzte mit in die Regeln dieses Ordens, daß die Ritter niemals auf einem Maultiere oder Eselfüllen reiten sollten, bei Strafe einer Mark Silbers, wie ich eben aus den Briefen des Guevara ersehe, von welchen Briefen diejenigen, die solche die vergoldeten nannten, ganz anders geurteilt haben als ich. Der Höfling Baltasar de Castiglione[5] sagt: vor seiner Zeit sei es für einen Makel gehalten worden, wenn ein Edelmann ein solches Tier hätte beschreiten wollen. Die Abyssinier hingegen setzen ein Großes darin, daß sie, sowie sie beim Priester Johann, ihrem Fürsten, höher ans Brett kommen, zur Pracht und zum Staat große Maultiere reiten. Xenophon[6] erzählt: die Assyrer hätten beständig ihre Rosse im Stalle angebunden gehalten, weil sie

---

[1] Et gens. Lucan, IV, 682. B., Zitate: Das Volk Massiliens, das ohne Sattel reitet und mit der Zunge lenkt, keinen Zaum kennt, nur die Gerte.

[2] Et Numidae. Vergil, Aen. IV, 41. B., Zitate:
Mit ungezäumten Pferden umzingeln Numider.

[3] Equi sine fraenis. Livius XXXV, 11. B., Zitate:
Ungezäumte Pferde, im Laufen roh und wild,
Mit geradem Halse, vorgestrecktem Saukopf.

[4] Alphons. Alphons XI. von Leon und Kastilien, gest. 1350.

[5] Montaigne: „Der Höfling" sagt. D. i. Castiglione in seinem „Höfling" (1528).

[6] Xenophon. Cyropädie.

so wild und unbändig gewesen; und hätte es so viel Zeit gebraucht, sie loszubinden und anzuschirren, daß sie, um nicht dieser Zögeruug wegen Gefahr zu leiden, wenn sie etwa der Feind unvorbereitet überfiele, sich niemals in einem Lager aufhielten, das nicht mit Wällen und Graben umgeben gewesen. Sein Cyrus, dieser große Meister in Ansehung des reisigen Zeugs, wußte sich der Pferde sehr gut zu bedienen und ließ ihnen niemals ein Futter geben, ohne daß sie es vorher durch eine oder die andre Übung verdient hatten. Die Scythen, wann die Not im Kriege sie dazu drang, ließen ihre Pferde zur Ader und stillten mit dem Blute ihren Hunger und Durst.

Venit et epoto Sarmata pastus equo.[1]

Die von Kreta,[2] als sie vom Metellus belagert waren, litten so große Not an Wasser, daß sie, was ihre Pferde harnten, zum Trunke brauchen mußten.

Um zu beweisen, daß die Kriegsvölker der Türken im Felde leichter zu führen und zu erhalten sind als die unsrigen, sagt man, daß, außerdem daß der Soldat nichts anders trinkt als Wasser, und nichts anders ißt als Reis und gesalzenes Fleisch, das kleingerieben ist (wovon ein jeglicher Mann so viel als er auf einen Monat braucht, leicht mit sich führen kann), so versteht ers auch, vom Blute seines Pferdes zu leben, wie die Tartarn und Moskowiter, und salzen es die Türken ein.

---

[1] Venit et epoto. Martial, Spectac. Lib., epigr. 3. B., Zitate: Kam der Sarmate, der von seines Pferdes Fleische zehrt und von seinem Blute trinkt.

[2] Creta. Nach Valerius Maximus.

Jene neuen indischen Völker, als die Spanier bei ihnen anlangten, meinten sowohl von den Menschen als den Pferden, es wären entweder Götter, oder Tiere, die von weit edler Natur wären als sie selbst. Einige darunter, nachdem sie überwunden waren und um Frieden und Verzeihung baten, brachten den Menschen Gold, und Fleisch zum essen und unterließen dabei nicht, den Pferden eben dergleichen Geschenke zu bringen, und sie ebenso anzureden wie die Menschen, und hielten dann ihr Wiehern für eine Sprache des Friedens und des bewilligten Waffenstillstandes. Im alten Indien[1] war es vordem die höchste und königliche Ehre, auf einem Elefanten zu reiten; die Ehre vom zweiten Range war, in einem mit vier Pferden bespannten Wagen zu fahren; die dritte, ein Pferd zu reiten und die letzte und niedrigste war, sich tragen oder von einem Pferde nur ziehen zu lassen. Einer unsrer Zeitgenossen schreibt, er habe gesehen, wie man in jenen Ländern auf Ochsen geritten sei, welche gezäumt, gesattelt und mit Steigbügeln versehen waren, und daß diese Reiterei ganz gut ging. Quintus Fabius Maximus Rutilianus[2] hatte im Kriege wider die Sanniter bemerkt, daß seine Reiter drei- bis viermal an dem feindlichen Fußvolk abgeprellt waren, ohne einzudringen und verfiel also auf den Rat, sie sollten ihre Pferde abzäumen und ihnen mit Gewalt die Sporen geben, damit sie, ohne solche im geringsten aufhalten zu können, mitten durch die Waffen und geworfenen Glieder ihrem Fußvolk Öffnung machten, welches dann auch eine sehr blutige

[1] Im alten Indien. Nach Arrian, Hist. Ind.
[2] Livius VII, 30: Rullianus.

Niederlage anrichtete. Ebendas befahl auch Quintus Fulvius Flaccus gegen die Celtiberier. Id cum majore ui equorum facietis, si effraenatos in hostes equos immittitis: quod saepe Romanos equites cum laude fecisse memoriae proditum est. Detractisque fraenis bis ultro citroque cum magna strage hostium, infractis omnibus hastis, transcurrerunt.[1]

Der Herzog der Moskowiter war vor alten Zeiten, wenn ihm die Tataren Abgesandte schickten, zu der Ehrenbezeigung verbunden, ihnen zu Fuß entgegenzugehen und ihnen einen Becher mit Pferdemilch zu reichen (ein Trank, der ihnen sehr angenehm ist), und wenn beim Trinken etwas davon auf die Mähnen ihrer Pferde fiel, so war er gehalten, solche mit der Zunge abzulecken.

In Rußland ward die Armee des Kaisers Bajazet von einem so entsetzlichen Schnee überfallen, daß, um sich davor zu decken und vor der Kälte zu schützen, viele des Rats wurden, ihre Pferde zu töten und ihnen die Bäuche aufzuschneiden, dahinein zu kriechen und so der Lebenswärme zu genießen. Bajazet, nach der harten Niederlage,[2] die er von Tamerlan erfuhr, hätte sich glücklich auf einem arabischen Pferde gerettet, wenn er sich nicht genötigt gesehen hätte, solches saufen zu lassen als er durch einen Bach

[1] Id cum maiore. Livius XL, 40. B., Zitate: Diesen Streich werdet ihr um so kräftiger mit euren Pferden ausfechten, wenn ihr solche zügellos in die Haufen werft. Man erzählt, die Reiterei der Römer habe solches mehrere Mal mit Glück und Ruhm getan; da es ihnen gelungen, daß sie zweimal durch den Haufen hindurch und wieder zurück geritten, mit großer Niederlage der Feinde, wobei sie keine Lanze gebrauchten, indem sie deren Pferden die Zügel abgenommen hatten.

[2] Im Jahre 1401.

setzte; hierdurch ward das Tier so kalt und steif, daß er darauf bald von denen eingeholt ward, die ihm nachsetzten. Man sagt wohl, daß man sie träge mache, wenn man sie stallen läßt; aber vom Saufen, hätt' ich gedacht, würden sie wieder munter und kräftig.

Als Krösus bei der Stadt Sardis vorbeizog, fand er daselbst Weiden, worauf sich eine Menge Schlangen aufhielten, welche von den Pferden seines Heeres mit Begierde gefressen wurden, ein Umstand, der, wie Herodot sagt, für seine Sache ein schlimmes Wunderzeichen war. Wir nennen ein Pferd vollständig, wenn es an Mähne und Ohren ungeschoren und ungeschnitten ist; die andern werden bei uns ausgemustert. Als die Lacedämonier die Athenienser in Sizilien geschlagen hatten und mit großem Siegesgepränge in die Stadt Syrakus einzogen, ließen sie unter andern erniedrigenden Spöttereien den Pferden der Feinde Mähnen und Schweife abschneiden, und sie so im Triumphe aufführen. Alexander[1] bekriegte eine Nation, Dahas genannt; diese zog paarweis, gewaffnet und zu Pferde in den Krieg. Im Treffen aber saß immer einer ab, und so fochten sie eins ums andre, bald zu Pferde, bald zu Fuß.

Ich meine nicht, daß irgendein Volk uns in der Kunst zu reiten und zu Pferde zu sitzen, übertreffe. Das Wort: ein tüchtiger Reiter scheint nach unserm Sprachgebrauch mehr auf den Mut zu gehen als auf die Geschicklichkeit. Der gelehrteste, sicherste und erfahrenste in der Kunst ein Pferd zu zähmen, den ich gekannt habe, war nach meiner Meinung Monsieur de Carnavalet; welcher bei unserm König Heinrich dem Zweiten Stallmeister war. Ich habe einen

[1] Alexander. Nach Quintus Curtius.

Menschen gesehen, der bei vollem Galopp des Pferdes mit beiden Füßen im Sattel aufrecht stand; der hernach ebenso den Sattel abnahm, danach wieder auflegte, festschnallte und sich wieder hineinwarf. Alles das geschah im gestreckten Lauf des Pferdes. Er pflegte über eine Mütze wegzureiten und dann von hinten mit seinem Bogen danach zu schießen, und er traf. Er hob von der Erde auf, was er wollte, wozu er mit einem Fuße auf die Erde sprang und den andern im Steigbügel erhielt; und andre dergleichen Affenspielereien mehr, wovon er lebte. Zu meiner Zeit hat man in Konstantinopel zwei Mann auf einem Pferde gesehen, welche in seinem stärksten Laufen einer um den andern absaßen und dann wieder in den Sattel sprangen, und einen, der bloß mit seinen Zähnen sein Pferd zäumte und sattelte. Einen andern, der auf zwei nebeneinander rennenden Pferden stand, einen Fuß auf dem Sattel des einen und mit dem andern auf dem Sattel des zweiten Pferdes, dabei hielt er einen andern auf den Armen; dieser zweite Mann kletterte ihm auf die Schultern, von da schoß er stehend, bei vollem Rennen des Pferdes, mit seinem Bogen und verfehlte sein Ziel fast nie. Verschiedene stellten sich im Sattel auf den Kopf, mit den Beinen in der Luft, und das mitten zwischen Säbelspitzen, die um den Sattel herum befestigt waren. Alles geschah immer in vollem Laufen. In meiner Kindheit beritt der Prinz de Sulmone in Neapel ein noch ziemlich rohes Pferd und ließ es allerlei Schulen machen, wobei er zwischen den Knien und unter den Zehen Stücke Geldes so fest hielt als wären sie angenagelt gewesen, um seinen festen Schluß zu beweisen.

Neunundvierzigstes Kapitel

Über alte Sitten

Ich würde es an unserm Volke gern entschuldigen, daß es keine andre Regeln und Muster der Vollkommenheit kennt als seine eignen Sitten und Gebräuche; denn es ist ein gewöhnliches Gebrechen, nicht nur des einfältigen Haufens, sondern fast aller Menschen, daß sie ihr Ziel und Mal nicht anders stecken und legen als es der Schlendrian so mit sich bringt. Ich habe nichts dawider einzuwenden, wenn das Volk, indem es einen Fabricius oder Lälius erblickt, ihren Gang und ihre Gebärden für barbarisch hält, weil sie nicht nach unserer Mode gekleidet und zugestutzt sind. Ich ärgere mich aber über seine sonderbare Einfalt, sich von der Herrschaft der gegenwärtigen Gewohnheiten so gängeln und blenden zu lassen, daß es fähig ist, von Monat zu Monat seine Meinung und seinen Beifall zu ändern, wenns der Mode so beliebt und daß es von und über sich selbst so verschiedentlich urteilt! Als es den steifen Fischbein des Brustlatzes zwischen den Brüsten trug, da behauptete man mit triftigen Gründen, das wäre seine rechte Stelle. Nun, da er einige Jahre nachher bis auf die Hüften herabgesunken ist, spottet man über die vorige Gewohnheit und findet sie dumm und unausstehlich. Die heutige Art sich zu kleiden, läßt auf der Stelle die alte verdammen, und das mit solcher Einhelligkeit der Stimme, daß man glauben sollte, es wäre eine Art Wahnsinn in alle Köpfe gefahren, weil unsre Veränderung hierin so schnell und plötzlich ist, daß die Erfindung aller Schneider in der

Welt nicht zureicht, der Neuheiten genug hervorzubringen und es oft not tut, daß die verachteten Formen wieder in Aufnahme gebracht werden und daß auch diese bald hernach wieder in Verachtung kommen und daß ein und ebendasselbe Gericht, innerhalb fünfzehn oder zwanzig Jahren, zwei oder drei, ich sage nicht bloß verschiedene, sondern sich völlig widersprechende Urteile über eine unglaubliche Leichtsinnigkeit und Unbeständigkeit sprechen muß. Auch der Klügste unter uns läßt sich von diesen Widersprüchen äffen und sich unvermerkterweise sowohl die innern als die äußern Augen verblenden.

Ich will hier einige alte Moden aufschichten, die ich noch im Andenken habe: einige, die den unsrigen gleichen und einige, die davon ganz verschieden sind: damit, wenn wir diese unaufhörliche Abwechslung der menschlichen Dinge beständig im Sinne haben, unser Verstand heller und unser Urteil fester werde.

Was wir nennen: mit Degen und Mantel fechten, das war auch bei den Römern gewöhnlich, wie Cäsar sagt: Sinistris sagos involvunt, gladiosque distringunt.[1] Und er bemerkt schon damals bei unsrer Nation den Fehler, den wir noch haben, daß wir die Vorübergehenden, die wir auf unsern Wegen antreffen, anhalten und nötigen, uns zu sagen, wer sie sind und es als ahndenswürdige Beleidigung ansehen, wenn sie sich weigern, uns Rede zu stehen.[2] Im Bade (die Alten badeten sich täglich vor der Mahlzeit, und waren daran so ordentlich gewöhnt, wie wir ans

---

[1] Sinistris sagos. Cäsar, de bell. civ. I, 75. B., Zitate: Den linken Arm in den Mantel gehüllt, ziehen sie das Schwert.

[2] Cäsar, de bell. Gall. IV, 5.

Händewaschen) wuschen sie sich anfangs nur Arme und Beine;[1] in der Folge aber, wie es bei den meisten Nationen der Welt zu einer Sitte geworden ist, die viele hundert Jahre Bestand gehabt hat, wuschen sie sich mit vermischtem und wohlriechend gemachtem Wasser über den ganzen Leib und hielten es für eine große Mäßigkeit, sich mit lauterm Wasser zu waschen. Die verwöhntesten Zärtlinge parfümierten sich wohl drei- oder viermal des Tages am ganzen Leibe. Sie ließen sich oft das Hauthaar mit kleinen Zangen ausreißen, wie die französischen Damen es seit einiger Zeit mit ihrem Haar an der Stirne zu machen angefangen haben.

Quod pectus, quod crura tibi, quod brachia vellis.[2]

Ob sie gleich dazu ganz eigne Pomaden hatten.

Psilotro nitet, aut acida latet abdita creta.[3]

Sie mochten gern weich liegen und hielten es für große Selbstverleugnung, auf Matratzen zu schlafen.

Bei ihren Mahlzeiten lagen sie auf Betten, ungefähr in eben der Stellung, wie noch heutzutage die Türken.

Inde thoro pater Aeneas sic orsus ab alto.[4]

---

[1] Seneca, Epist. 86.

[2] Quod pectus. Martial II, 62, 1. V., Zitate: Daß du das Haar an Brust und Arm und an den Schenkeln auszwickst.

[3] Psilotro nitet. Martial VI, 93, 9. V., Zitate: Weggebeizt durch Haarpomaden und geschminkt mit dürrer Kreide, den Salben zugemischt.

[4] Inde thoro. Virgil, Aen. II, 2. V., Zitate: Als von seinem hohen Bette Vater Aeneas also anhob.

Und sagt man vom jüngern[1] Cato, seit dem Treffen bei Pharsalis habe er wegen des schlechten Zustandes der Republik Trauer angelegt, immer sitzend gegessen und begonnen, ein gar strenges Leben zu führen. Den Vornehmen küßte man, aus Ehrerbietung und Schmeichelei, die Hände. Freunde küßten einander, wenn sie sich grüßten, wie die Venezianer noch tun:

Gratatusque darem cum dulcibu soscula verbis.[2]

Und wenn sie einem Großen die Aufwartung machten und ein Gesuch bei ihm hatten, berührten sie sein Knie. Pasicles,[3] der Philosoph, Bruder des Crates, anstatt mit der Hand ans Knie zu fahren, griff er anderthalb Spannen höher; und als derjenige, dem er den Hof machte, die Hand ungnädig fortstieß, sprach Pasicles: Nun, nun! Bist du denn nicht da ebenso gut Herr vom Hause wie in den Zimmern des niedern Stockwerks? Sie aßen, wie wir, Obst, wenn sie mit dem übrigen Essen fertig waren.[4] Sie wuschen sich das Gesäß (der Weiber wegen und ihrer Züchte muß man schon nicht alles beim eigentlichen Namen nennen) mit einem Schwamme. Das ist die Ursach, warum das Wort spongia im Latein, nur mit Reverenz zu melden! gesagt wird. Und diese spongia war am Ende eines Stockes befestigt, wie die Geschichte von einem Menschen bezeugt, den man hinführte, wo er den wilden Tieren

---

[1] Cato. Nach Plutarch, Cato.

[2] Gratatusque darem. Ovid, de Ponto IV, 9, 13. B., Zitate: Mit der Liebe sanften Worten dich empfangend, böte ich dir meinen Mund zum Kusse dar.

[3] Pasicles. Nach Diogenes Laertius.

[4] Ab ovo usque ad mala, Horaz, Sat. I, 3, 6.

in Gegenwart des Volkes sollte vorgeworfen werden und welcher um Vergünstigung bat, seinen Leib zu erleichtern; da er nun kein ander Mittel fand, sein Leben abzukürzen, so stieß er sich diesen Schwammstock in die Kehle und erstickte sich damit.[1] Die Unterscheidungsglieder trockneten sie mit parfümierter Wolle, wenn solche ihre Dienste getan hatten:

At tibi nil faciam, sed lota mentula lana.[2]

In den Winkeln der römischen Marktplätze standen Leute mit Eimern oder offenen Tonnen, um für eine Kleinigkeit den Menschen die Blase erleichtern zu lassen.

Pusi saepe lacum propter, se ac dolia curta
Somno devincti credunt extollere vestem.[3]

Sie gaben oft Imbiß zwischen den Mahlzeiten. Und im Sommer hatten sie Leute, die Schnee feil hatten, um den Wein zu kühlen; einige bedienten sich dessen sogar im Winter, weil sie auch dann ihren Wein noch nicht kühl genug fanden. Die Großen hatten ihre Vorschneider und Mundschenken und ihre Rüpel, um ihnen Kurzweil zu machen. Man trug ihnen im Winter ihre Speisen auf Wärmeschüsseln auf den Tisch; und sie hatten tragbare Küchen, wie ich selbst welche gesehen habe, in welchen sie sich die ganze Mahlzeit nachschleppen ließen.

---

[1] Seneca, Epist. 70.

[2] Ad tibi nil. Martial II, 58, 11. B. vermeidet die Übersetzung, die sich aus dem Vorangehenden ergibt.

[3] Pusi saepe. Lucrez IV, 1024. B., Zitate: Dem Kinde träumt, es steh' im Winkel, hüb das Röckchen auf und — näßt das Bett.

Has vobis epulas habere. lauti:
Nos offendimur ambulante coena.[1]

Im Sommer ließen sie oft in den Gartensälen frisches kühles Wasser in Kanälen unter ihren Füßen wegfließen, worin allerlei lebende Fische gesetzt waren, welche die Gäste nach eigner Wahl mit den Händen fingen und für sich zubereiten ließen.

Der Fisch hat stets den Vorzug gehabt, und hat ihn noch, daß die Großen ihn zuzubereiten wissen; auch ist er für den Geschmack immer besser als Fleisch, wenigstens für mich. — Allein in allen Arten von Pracht, von üppigen Schwelgereien, von wollüstigen Erfindungen, von weicher Bequemlichkeit und Kostbarkeit im Aufwande, tun wir freilich, was wir können, um sie zu erreichen, denn unser Wille ist wenigstens ebenso verderbt als der ihrige, aber es fehlt uns am Nachdruck; unsre Kräfte reichen nicht zu, sie in diesen niedrigen Verderbtheiten ebenso wenig als in ihren höhern Tugenden einzuholen; denn die einen und die andern sind Ausbrüche einer Stärke des Geistes, womit sie in einem ungleich höhern Maße begabt waren als wir. Und so, wie die Seelen weniger stark sind, haben sie auch weniger das Vermögen, es im Guten oder Bösen sehr hoch zu treiben. Die Oberstelle war bei ihnen die Mitte. Das Vorne oder Hinten hatte bei ihnen weder im Schreiben noch Sprechen eine Bedeutung von Vorzug, wovon man sich in ihren Schriften deutlich überzeugen kann. Sie sagten ebenso gut Oppius und Cäsar als Cäsar

[1] Has vobis epulas. Martial VII, 48. B., Zitate:
Mags wohl bekommen euch, das wackre Kochwerk!
Nur mir kein Mahl im Trotz!

und Oppius. Es ist bei ihnen ebenso gleichgültig, du und ich als ich und du zu sagen. Dieserwegen habe ich im Leben des Flaminius von unserm französischen Plutarch[1] eine Stelle bemerkt, wo es scheint, daß der Übersetzer, indem er von der Mißgunst über den Ruhm zwischen den Ätoliern und Römern wegen einer Schlacht spricht, die sie gemeinschaftlich gewonnen hatten, ein Gewicht darauf legt, daß in den Siegesliedern der Griechen die Ätolier vor den Römern genannt werden, sich wohl einer Vieldeutigkeit des französischen Ausdrucks schuldig gemacht habe. Die Damen der Römer, wenn sie in ihren Badstuben waren, nahmen auch Besuche von Männern an und ließen sich darin auch von männlichen Bedienten reiben und salben.

> Inguina succinctus nigra tibi servus aluta[2]
> Stat, quoties calidis nuda foveris aquis.

Sie puderten sich mit gewissen Pulvern, um die Ausdünstungen der Haut zu mindern. Die alten Gallier, sagt Sidonius Apollinaris, trugen vorn am Kopfe das Haar lang und hinten geschoren, welches eben die Mode ist, welche die weibischen, schlaffen Ritter unsers Jahrhunderts wieder in Schwung gebracht haben. Die Römer bezahlten den Fährleuten das Geld für das Übersetzen so wie sie ins Fahrzeug traten; wir tun es erst, wenn wir ans Land steigen.

---

[1] Amyot. Im 5. Kapitel.

[2] **Inguina succinctus.** Martial VII, 35, 1. B., Zitate:
Ein Sklav mit schwarzem Schurz umgürtet,
Steht allzeit fertig deinem Winke,
Dir warmes Wasser zu bereiten,
So oft ins Bad du gehen willst.

Dum aes exigitur, dum mula ligatur,
Tora abit hora.[1]

Die Weiber lagen im Bette auf der Seite nach der Wand; deswegen nannte man den Cäsar spondam regis Nicomedis.[2] Sie setzten im Trinken ab und schöpften Luft. Sie gossen Wasser zu ihrem Wein.

Quis puer ocius
Restinguet ardentis Falerni
Pocula praetereunte lympha.[3]

Und die Fratzenschneider-Schälke von unsern Lakaien waren auch dabei.

O Jane, a tergo quem nulla ciconia pinsit,
Nec manus auricula imitata est mobilis albas
Nec linguae quantum sitiet canis Appula tantum.[4]

Die argiennischen und römischen Damen trauerten mit Weiß, wie es bei den unsrigen ebenfalls Mode war; und wie sie es noch tun sollten, wenn sie mir folgen wollten. Doch über diese Materie sind schon ganze Bücher geschrieben.

---

[1] Dum aes. Horaz, Sat. I, 5, 13. B., Zitate: Bis das Postgeld bezahlt wird, der Kerl die Tiere ausspannt, darüber geht oft eine ganze Stunde hin.

[2] Spondam regis. Sueton, Cäsar, c. 49. B., Zitate: Bettgestell des Königs von Nikomedien.

[3] Quis puer. Horaz, Od. II, 11, 18. B., Zitate: Wo steckt der Bursche, daß er nicht den lauen Becher des geistigen Falerners im frischen Wasser abkühlt.

[4] O Jane. Persius, Sat. I, 58. B., Zitate: O Janus, dem nie von hinten der Schalk ein Ohr gebohrt hat! Den sein Knecht nie rücklings mit ausgestreckter Zunge höhnte!

Fünfzigstes Kapitel

Über Demokrit und Heraklit

Die Urteilskraft dient als Werkzeug überall und mischt sich auch in alles. Eben deswegen nutze ich zu diesen Versuchen, die ich hier damit mache, allerlei Gelegenheiten. Wenn es eine Materie ist, wovon ich nichts verstehe, so mache ich eben deswegen damit einen Versuch, um von ferne zu erforschen, wo hindurch zu waten sein möchte und wenn ich dann die Tiefe für mein Maß zu groß finde, so halte ich mich am Ufer. Und diese Kenntnis, daß ich nicht durchhin kann, ist schon ein Beweis der Wirkung des Verstandes und zwar einer, deren sie sich am meisten zu rühmen hat. Zuweilen versuche ich, ob ich nicht etwas ersehen könne, wodurch ich einem nichtigen, leeren Gegenstande eine Wesenheit erteilen und solchen auf etwas gründen und mit irgend etwas stützen und bepfählen möchte. Zuweilen laß ich diese Urteilskraft nach wichtigem und oft versuchtem Gegenstande lustwandeln, mit dem sie, für sich selbst, nichts machen kann und zu welchem der Weg so gebahnt ist, daß sie in fremden Fußtapfen einhergehen muß. Hierbei macht sie ihr Spiel daraus, den Weg zu wählen, der sie der beste deucht. Und unter hundert Fußsteigen, sagt sie, dieser hier oder jener dort ist am besten gewählt. Ich nehme auf gut Glück das erste beste Argument. Sie sind mir alle gleich gut und niemals nehme ich mir vor, sie völlig zu erschöpfen; denn ich übersehe von keinem Dinge das Ganze. Übersehen es denn aber jene, die es uns zu zeigen versprechen? Von hundert Gliedern und Seiten, die

eine jede Sache hat, nehme ich eins, zuweilen um nur ganz leise darüber hinzustreicheln; zuweilen um nur die Oberfläche aufzuritzen; und zuweilen, um mit der Sonde bis auf die Knochen zu fahren. Dann mache ich eine Öffnung, zwar nicht die weiteste, aber doch die tiefste, die ich machen kann; und dabei mag ich gern die Seiten in einem nicht gewohnten Lichte betrachten. Ich würde es wagen, eine oder die andre Materie gründlich zu behandeln, wenn ich mich weniger kennte und mich über mein Unvermögen täuschte. So lasse ich hier ein Wort fallen, dort werfe ich ein andres hin, als abgerissene Pröbchen vom ganzen Stück, die mir ohne Absicht und ohne Versprechungen in die Hände geraten. Ich bin nicht verbunden, dafür einzustehen, oder mich selbst unveränderlich daran zu halten, wenn mir es anders gefällt; bin nicht verbunden, mich auf Zweifel und Ungewißheiten einzulassen oder von meiner eigentümlichen Form abzugehen, welches die Unwissenheit ist.

Jede Bewegung entdeckt uns dem fremden Auge. Eben die Seele Cäsars, welche sich in der Anordnung und Stellung der Schlacht bei Pharsalia sehen läßt, zeigt sich auch in der Anordnung eines Festes, der fröhlichen Muße oder der Liebe geweiht. Man beurteilt ein Pferd nicht bloß nach seiner Kunst auf der Reitbahn, sondern auch nach seinem freien Gange, ja selbst nach seiner Ruhe im Stalle. Unter den Verrichtungen der Seele gibt es auch niedrige. Wer sie nicht auch darin bemerkt, bringt seine Urteile von ihr nicht aufs reine. Und vielleicht läßt sie sich da am besten beobachten, wo sie in ihrem freien Schritt geht. Die Winde der Leidenschaften fassen sie eher in ihrem höhern Schwunge; denke man sich hinzu,

daß sie sich auf jede Materie ausschließlich einläßt und sich aus allen Kräften damit beschäftigt, und immer nur mit einer allein und nicht mit mehreren zugleich, und daß sie solche nicht nach Beschaffenheit der Materien, sondern nach ihrer eignen behandelt. Die Sachen haben vielleicht ihre eigene Zahl, Maß und Gewicht; inwendig aber in uns erteilt ihnen die Seele solche nach ihrem Wohlgefallen. Der Tod ist schrecklich für Cicero, wünschenswert für Cato und gleichgültig für Sokrates. Die Gesundheit, das Bewußtsein, die Wichtigkeit des Verstandes, die Wissenschaft, die Reichtümer, die Schönheit und ihre Gegensätze entkleiden sich beim Eintritt in die Seele und empfangen von ihr neue Kleidung von der Farbe, welche sie ihnen zu geben beliebt: dunkle, helle, mittlere, einfache, schreiende, sanfte, echte oder unechte, oder wie es jeder dieser Seelen gefällt. Die Seelen haben keine allgemeine Übereinkunft über Sprache, Stil, Regeln und Formen getroffen. Jede ist Königin in ihrem Staate. Warum sollten wir denn noch Entschuldigungen gelten lassen, die vom äußern Zustande und von Eigenschaften der Sachen hergenommen sind? Wir haben uns selbst davon Rechenschaft abzulegen. Unser Wohl und Weh steht bei uns. Uns also selbst, und nicht der Göttin Fortuna, laßt uns Opfer und Gelübde bringen! Sie vermag nichts über unsre Sitten! Umgekehrt, die Sitten ziehn das Glück in ihrem Gefolge nach sich und erziehen es in ihrer Form und bilden es nach ihrer Gestalt.

Warum sollte ich über den Alexander nicht danach urteilen, wie er bei Tische schwatzt und sein Glas Wein trinkt? Oder, wenn er Schach spielt? Denn welche Saiten setzt nicht dieses einfältige kin-

dische Spiel in Vibration? Ich flieh und hasse es, weil es nicht Spiel genug ist und uns viel zu ernsthaft beschäftigt, und ich mich schäme, so viel Aufmerksamkeit daran zu wenden als zu einer bessern Beschäftigung hinreichte. — Es beschäftigte ihn eben nicht mit mehr Nachdenken, seinen berühmten Übergang nach Indien zu berechnen, eben wie auch jenen andern, eine neue Fahrt zu entdecken, wovon das Heil der Menschen abhing. Man sehe doch, wie dieser lächerliche Zeitvertreib unsre ganze Seele beschäftigt, ob er nicht alle ihre Nerven anspannt. Wie sehr die Seele hierin jedermann die Regeln angibt, sich selbst zu erkennen und sich selbst richtig zu beurteilen. Ich sehe und fühle mich bei keiner andern Beschäftigung so allgemein richtig als beim Schachspiele; was sich dabei für Leidenschaften hervortun! Zorn, Verdruß, Haß, Ungeduld und eine brennende Begierde zu gewinnen; und das bei einem Spiele, wobei es mehr zu entschuldigen wäre, wenn man eine Ehre darin suchte, sich abgewinnen zu lassen. Denn die überwiegende und im seltenen Grade über das Gewöhnliche besitzende Geschicklichkeit in nichts bedeutenden Dingen kleidet keinen Mann von Ehre und Verdiensten. Jedes Teilchen Zeit, jede geringfügige Beschäftigung des Menschen zeigt, wie er lebt und denkt.

Demokrit und Heraklit waren zwei Philosophen. Der erste fand jeden Zustand der Menschlichkeit ärmlich und lächerlich und ließ sich deshalb niemals unter Menschen sehen, ohne ein höhnisches Gesicht zu machen und zu lachen. Heraclit, der über eben diesen Zustand der Menschheit Mitleid und Erbarmen fühlte, zeigte darüber ein betrübtes Gesicht und Augen voll Tränen.

Alter
Ridebat quoties a limine moverat unum
Protuleratque pedem, flebat contrarius alter.[1]

Ich bin mehr für die erste Gemütsart; nicht eben, weil es lustiger ist, lachen als weinen; sondern weil mehr Selbst- und Kraftgefühl dabei ist und sie uns härter als die andre verdammt, und mich deucht, daß wir nach unsern Verdiensten niemals genug verachtet werden können.

Das Beklagen und Bemitleiden führt immer etwas von Hochschätzung desjenigen bei sich, was man beklagt. Worüber man aber spottend lacht, darauf legt man keinen Wert. Ich denke nicht, daß so viel Unglück darin liege als wir Eitelkeit besitzen; noch daß wir eben so boshaft wären als dumm; wir sind nicht so elend als unbedeutend; nicht so bedauernswürdig als verächtlich!

Also war Diogenes, der in sein eignes Fäustchen lachte, seine Tonne wälzte und über den großen Alexander die Nase rümpfte, der uns für Schmeißfliegen hielt oder für Blasen voller Wind, ein bitterer und also schärferer Richter; und daher nach meiner Meinung gerechter als Timon. Derjenige Timon nämlich, den man den Menschenhasser nannte; denn das, was man haßt, ist uns nicht gleichgültig. Dieser wünschte uns alles Übel an den Hals, war leidenschaftlich in dem Verlangen uns zu verderben, floh unsern Umgang als gefährlich, hielt uns für boshaft und von Natur verderbt. Der andre schätzte uns

[1] Alter ridebat. Juvenal, Sat. X, 28. B., Zitate:
Kaum hat ihr Fuß sie auf die Gasse bracht,
Als dieser immer flennt, und jener immer lacht.

so gering, daß wir durch unsre Seuchen ihn weder beunruhigen noch anstecken könnten; er vermied unsre Gesellschaft nicht aus Furcht, sondern aus Geringschätzung unsers Umgangs: er hielt uns für unvermögend weder zu frommen, noch Schaden zu tun. Von eben dem Schlage war die Antwort des Statilius,[1] als Brutus mit ihm redete, um ihn in die Verschwörung wider Cäsar zu ziehen. Er fand das Unternehmen gerecht, aber er fand die Menschen nicht wert, daß man sich ihrethalben die geringste Mühe gäbe! Das stimmte überein mit der Sittenlehre des Hegesias,[2] welcher sagte: der Weise müsse nichts tun als für sich, um so weniger, da er allein würdig sei, daß etwas für ihn geschehe. Und mit der Meinung des Theodorus:[3] es sei ungerecht, daß der Weise sich fürs Wohl seines Vaterlandes wage und daß er die Weisheit in Gefahr setze für Narren. Kurz, der Mensch ist nicht nur ein lachendes, sondern auch ein ebenso lächerliches Tier.

Einundfünfzigstes Kapitel

Über die Eitelkeit der Worte

Ein Ästhetiker aus der vorigen Zeit sagte, sein Geschäft sei, zu machen, daß kleine Dinge groß schienen und dafür gehalten würden. Es ist ein Schuster, der große Schuhe über einen kleinen Fuß machen kann.[4]

---

[1] Stabilius. Nach Plutarch, Leben des Brutus.
[2] Hegesias. Nach Diogenes Laertius.
[3] Theodorus. Nach Diogenes Laertius.
[4] Zitate: Nach Agesilaus. Vgl. Plutarch, Apophtegm.

In Sparta hätte man ihm dafür die Rute gegeben, daß er mit einer Kunst in Lug und Trug sein Gewerbe triebe. Und ich glaube, daß Archidamas, der daselbst König war, nicht ohne Erstaunen die Antwort des Thucidides hörte, bei dem er sich erkundigte, wer von ihnen beiden der Stärkste in der Ringekunst wäre, Perikles oder er? Das, sagte Thucidides,[1] möchte wohl schwer auszumachen sein! Denn, wenn ich ihn im Ringen zu Boden gebracht habe, so überredet er die Leute, die es gesehen haben, er sei nicht gefallen, und gewinnt. Diejenigen, welche die Gesichter der Weiber verlarven und schminken, stiften weniger Böses, denn es kommt nicht so viel darauf an, solche in ihrem natürlichen Zustande zu sehen, dahingegen diese es darauf anlegen, nicht sowohl unsre Augen zu betrügen, sondern unsern Verstand und das eigentliche Wesen der Dinge verfälschen und verderben wollen. Solche Republiken, welche sich in einer beständigen und gut eingerichteten Verfassung erhalten haben, wie unter andern die kretensische und lacedämonische, machten eben nicht viel aus Rednerei.

Ariston[2] beschreibt die Redekunst mit großer Mäßigung. Er sagt: es ist die Wissenschaft, das Volk zu überreden. Sokrates und Plato[3] nennen sie die Kunst zu betrügen und zu schmeicheln. Und diejenigen, welche solches in einer allgemeinen Beschreibung leugnen, bestätigen es durchaus in ihren Lehrsätzen. Die Mohammedaner verbieten, ihre Kinder darin zu unterweisen, weil sie unnütz sei. Und als die Athenienser wahrnahmen, wie sehr ihre Anwendung, die in ihrer

[1] Thucydides. Nach Plutarch, Leben des Perikles.
[2] Ariston. Nach Quintilian.
[3] Plato. Im Gorgias.

Stadt in großem Ansehen stand, gefährlich sei, verordneten sie, daß ihr Hauptstück, welches ist, die Leidenschaften in Bewegung zu setzen, davon zusamt den Vorreden und Schlußreden weggelassen werden sollten. Es ist ein Werkzeug, das dazu erfunden ist, auf einen großen ungestümen Haufen zu wirken und ihn nach Gefallen zu lenken; ein Werkzeug, welches nur in kranken Staaten wie eine Arznei anwendbar ist. Und da, wo der große oder unwissende Haufen alles vermochte, als Athen, Rhodus und Rom, und wo die Dinge im unaufhörlichen Sturm und Schwanken waren, da war an Rednern kein Mangel. In Wahrheit, man sieht in jenen Republiken wenige Männer von Ansehen, die sich ohne Hilfe der Beredsamkeit emporgeschwungen hätten. Pompejus, Cäsar, Lucullus, Lentulus, Metellus haben von ihr großen Beistand genossen, um sich jene Stufe von Macht zu erringen, welche sie am Ende erreichten, und haben diesem Beistande mehr zu danken als den Waffen, gegen die Meinung der besten Zeiten. Denn als Volumnius[1] öffentlich zum Volke redete, um für die Wahl zum Konsulat in den Personen des Q. Fabius und P. Decius zu sprechen, so ließ er sich vernehmen: Es sind Männer, die zum Kriege geboren, in Staatsgeschäften stark und geübt, im Gefecht mit Worten unbiegsam und wahre konsularische Köpfe sind. Die feinen und gelehrten Redner sind ganz gut für die Stadt; es sind gute Prätoren, die Gerechtigkeit zu handhaben. — Die Beredsamkeit war zu Rom im höchsten Flor als sich der Staat im schlechtesten Zustande befand und als ihn der Sturm der unendlichen Kriege erschütterte. Wie ein freier unbearbeiteter Acker das stärkste Un-

[1] Volumnius. Nach Livius.

kraut trägt. Es scheint daher, daß diejenigen Staatsverfassungen, die unter einem Monarchen stehen, der Beredsamkeit weniger bedürfen als andre; denn die Dummheit und Leichtgläubigkeit, die man bei den Gemeinden findet und welche sie tauglich machen, durch den süßen Klang dieser Harmonie verlockt und bei den Ohren gefaßt zu werden, ohne sie dahin kommen zu lassen, die Dinge nach der Wahrheit und nach der Stärke der Gründe zu erwägen: diese Leichtgläubigkeit, sage ich, findet man nicht so leicht bei einem einzelnen; und es kostet nicht so viel Schwierigkeit, ihn durch gute Erziehung und treuen Rat gegen die Wirkung dieses Giftes in Sicherheit zu setzen. Man hat in Persien und in Mazedonien keinen Redner von großem Ruhme emporkommen gesehen.

Ich habe diesen Gedanken bei Gelegenheit gesagt, da ich mich neulich mit einem Italiener unterredete, welcher dem verstorbenen Kardinal Caraffa bis an dessen Tod als Haushofmeister bedient gewesen. Ich ließ mir von seinem Amte vorerzählen. Er hielt mir eine Rede über diese Gaumenwissenschaft mit einem so ernsthaften Ratsherrngesichte als ob er mir über ein theologisches Dogma vorgepredigt hätte. Er hat mir einen Unterschied des Appetits entziffert, zwischen dem, welchen man hat so lange man noch nichts genommen und zwischen dem nach dem zweiten und dritten Gange der Mahlzeit; die Mittel, wie man ihn zuweilen ohne Kunst befriedigt, zuweilen ihn erregt und reizt. Die Zurichtung der Brühen und Übergüsse; erstlich im allgemeinen und hernach ihre Eigenschaften und Zutaten im besondern und ihre Wirkungen; die Verschiedenheit der Salate nach den

Jahreszeiten; was für welche man warm aufsetzt und was für welche man kalt auf den Tisch bringt; die Art, sie aufzuzieren, um sie auch dem Gesicht leckerhaft zu machen. Nachher ließ er sich auf die Ordnung der Gerichte ein, wie sie aufeinander folgen müßten, begleitet mit wichtigen und tiefen Bemerkungen.

Nec minimo sane discrimine refert
Quo gestu lepores, et quo gallina secetur.[1]

Und alles das mit hohen und prächtigen Worten aufgebläht und selbst mit solchen, welche man braucht, wenn man von der Regierung des Reichs spricht. Bei diesem Manne fiel mir ein:

Hoc salsum est, hoc adustum, hoc lautum est parum:
Illud recte, iterum sic memento: sedulo
Moneo quae possum pro mea sapientia.
Portremo tanquam in speculum, in patinas, Demea,
Inspicere jubeo, et moneo, quid facto usus est.[2]

Auch ist es bekannt, daß die Griechen selbst die Kunst und Einrichtungen gewaltig rühmten, welche Paulus Ämilius[3] bei dem Feste beobachtete, das er ihnen bei seiner Rückkehr aus Mazedonien gab. Aber ich

---

[1] Nec minimo. Juvenal, Sat. V, 123. B., Zitate:
Die Kunst, Fasan und Hasen zu zerlegen,
Ist drum von nicht geringem Wert!

[2] Hoc salsum est. Franz Adelph. III., 3, 71. B., Zitate: Dies hier ist versalzen, das da verbrannt; und dies ist trocken, schmeckt ja gar nach nichts! So geb ich meinen Leuten nach meiner Einsicht Unterricht. Schau in die Schüsseln, Demes, sag ich dann wohl, gleich einem Spiegel, und lerne hübsch, was sittlich und was Brauch ist.

[3] Paulus Ämilius. Nach Plutarch, Leben des Paulus Ämilius.

spreche hier nicht von Sachen, sondern von Worten. Ich weiß nicht, ob es andern ebenso geht als mir; aber wenn ich unsere Architekten so mit vollen Backen die großen Worte Pilastre, Architrave, Karnies, korinthische und dorische Ordnung und dergleichen aus ihrem Kunstgeschwätz aussprechen höre, so kann ich mich nicht entbrechen, mit meiner Einbildung ohne weiters auf den Palast des Appollidons[1] zu verfallen und beim Lichte besehen, finde ich, daß die Rede von den winzigen Teilen meiner Küchentüre war. Wenn man die Worte Metonymie, Metapher, Allegorie und andere dergleichen ästhetische Kunstausdrücke hört, sollte man nicht glauben, man verstehe darunter gewisse seltene Formen irgendeiner fremden Sprache? Oho! Es sind Titel, die sich auf den Wischwasch der Gevatterin Ilse beziehen.

Es ist eine Täuschung, welche nahe an diese grenzt, wenn man die Ämter in unserm Staate mit den schwülstigen Titeln der Römer belegt: ob sie gleich nicht die geringste Ähnlichkeit mit ihren Verrichtungen und noch weniger mit ihrem Ansehen und mit ihrer Gewalt haben. Und diese gleichfalls, welche, oder ich müßte mich sehr irren, eines Tages unsern Zeiten zum Vorwurf gereichen werden, daß wir unverdienterweise und so nach bloßem Gutdünken an flache Menschen die ehrwürdigsten Zunamen verschwenden, womit das Altertum eine oder zwei Personen in verschiedenen Jahrhunderten beehrte. Plato hat den Zunamen „der Göttliche" durch eine allgemeine Zustimmung davongetragen, und niemand hat sich einfallen lassen und niemand hat's unternommen, ihm

[1] Amadis von Gallien, 2. Buch, 1. Kap. u. 4. Buch, 2. Kap.

solches streitig zu machen; und die Italiener, welche sich rühmen, im ganzen mehr lebhaften Geist und gesundern Verstand zu haben als andre Nationen, ihre Zeitgenossen, haben eben dies vom Aretin gesagt; an welchem ich, eine gewisse schwülstige brausende, spitzige Diktion ausgenommen, die zwar sinnreich genug, aber zu gesucht und phantastisch ist und außer der Eloquenz endlich, so wie sie denn auch sein mag, nichts finde, welches verdiene, daß man ihn über die Schriftsteller seiner Zeit hinaufrücke; hieran fehlt also sehr viel, um an dieses Göttliche der Alten zu reichen. Und den Beinamen der Große, nun! den legen wir solchen Fürsten bei, die nichts Größeres an sich haben als was dem gemeinen Volke groß dünkt.

Zweiundfünfzigstes Kapitel

Von der Knickerei der Alten

Attilius Regulus[1] schrieb als General der römischen Kriegsvölker in Afrika, mitten in seinen Siegen und seinem Ruhme gegen die Karthagienser, an die Republik, sein Ackerknecht, dem allein er die Verwaltung seines Landguts (das in allem aus sieben Morgen Landes bestand) anvertraute, sei davongelaufen und habe ihm alles Ackergeräte gestohlen und bat er also um Urlaub, daß er nach Hause kehren dürfe, um Vorkehrungen zu treffen, weil er sonst besorgen müsse, daß seine Frau und Kinder darunter leiden möchten: und der Senat besorgte einen andern, um dem Landgute vorzustehen, ersetzte das Gestohlene

[1] Attilius Regulus. Nach Valerius Maximus.

und verordnete, daß seine Frau und Kinder auf öffentliche Kosten ernährt werden sollten.

Der ältere Cato,[1] da er als Konsul aus Spanien nach Hause kehrte, verkaufte er sein Packpferd, um das Geld zu ersparen, was es ihm an Fracht gekostet hätte, wenn ers zu Schiffe nach Italien geschickt; und als er in der Statthalterschaft von Sardinien angelangt war, machte er seine Visitationen zu Fuße und nahm kein anderes Gefolge mit sich als einen Polizeiknecht, der sein Ehrenkleid und ein Gefäß nachtrug, das er beim Opfern brauchte. Und die meiste Zeit trug er seinen Mantelsack selbst. Er rühmte sich dessen, daß er niemals ein Kleid gehabt, das ihm über zehn Taler gekostet habe; auch niemals für einen Tag mehr als dritthalb Groschen zu Markte geschickt und von seinen Landhäusern, daß keins davon mit Gips oder Kalk überzogen, oder berappt sei. Scipio Ämilianus,[2] nach zwei Triumphen und zweimaligem Konsulat, ging auf eine Gesandtschaft, mit nicht mehr als sieben Dienern in seinem ganzen Gefolge. Man meint,[3] Homer habe niemals mehr gehabt als einen, und Plato drei. Zeno, das Haupt der stoischen Sekte, hatte gar keinen. Man schätzte die Einnahme dieses letztern des Tages auf nicht völlig zwei gute Groschen unseres guten Geldes. Und Tiberius Gracchus[4] ließ sich von der Republik in Kommission verschicken, ob er gleich schon damals einer der vornehmsten unter den Römern war.

[1] Cato. Nach Plutarch, Cato.

[2] Scipio Ämilianus. Nach Valerius Maximus.

[3] Seneca, consol. ad Helvium.

[4] Tiberius Gracchus. Nach Plutarch, Leben der Gracchen, woselbst aber die Bemerkung einen anderen Sinn hat.

Dreiundfünfzigstes Kapitel

Über ein Wort, das Cäsar sagte

Wenn wir uns zuweilen einen Zeitvertreib damit machten, uns zu beobachten und die Zeit, die wir darauf verwenden, andre Leute zu richten und solche Dinge, die uns nichts angehen, zu sichten, dazu brauchten, um uns selbst zu ergründen, so würden wir bald gewahr werden, von wie schwachen und gebrechlichen Teilen unser Ich zusammengesetzt ist. Ist es nicht ein sonderbarer Beweis von Unvollkommenheit, daß wir unsre Ruhe und Zufriedenheit auf kein Ding in der Welt bauen können und daß es, grade unsrer Einbildung und Begierden wegen, nicht in unserm Vermögen steht, das zu wählen, dessen wir benötigt sind? Den Belag hierzu gibt der ewige Streit unter den Philosophen, worin das höchste Gut für den Menschen zu suchen sei? Ein Streit, welcher noch nicht ausgemacht ist und welcher wohl ewig ohne Ende dauern und ohne Auflösung bleiben wird.

Dum abest quod avemus, id exsuperare videtur
Caetera; post aliud, quum contigit illud avemus
Et sitis aequa tenet.[1]

Was es auch sei, das uns zu kennen und zu genießen teilhaftig wird, so finden wir, daß es uns nicht gedeiht und laufen wir dem Künftigen und Unbekannten mit so größerer und heißerer Begier nach, als uns das Gegenwärtige ungesättigt läßt. Nicht,

---

[1] **Dum abest.** Lucrez III, 1095. B., Zitate: So lange wir ein liebes Ding noch nicht besitzen, so lange gehts uns über alles. Doch kaum erlangen wirs, so gieren wir nach neuem Spielzeug.

als ob es nach meiner Meinung nicht hinlängliche Nahrung hätte, uns satt zu machen; sondern weil wir seiner als Kranke und mit schlechter Ordnung genießen.

Nam cum vidit hic ad usum quae flagitat usus,
Omnia jam ferme mortalibus esse parata,
Divitiis homines et honore et laude potentes
Affluere, atque bona natorum excellere fama,
Nec minus esse domi cuiquam tamen anxia corda,
Atque animum infestis cogi servire querelis:
Intellexit ibi vitium vas efficere ipsum,
Omniaque illius vitio corrumpier intus
Quae collata foris et commoda quaeque venirent. [1]

Unsre Wünsche sind unbestimmt und schwankend; sie wissen nichts fest zu halten und gehörig zu genießen. Da nun der Mensch meint, es liege an den Dingen, die er hat, so füllt und nährt sich seine Einbildung mit andern Dingen, die ihm noch ferne liegen, die er nicht kennt und von denen er nichts weiß; oder läßt seinen Begierden und Hoffnungen freies Spiel und erweist ihnen Ehre und Respekt, wie Cäsar sagt: Communi fit vitio naturae, ut invisis, latitantibus atque incognitis rebus magis confidamus vehementiusque exterreamur. [2]

[1] Nam cum vidit. Lucrez VI, 9. B. Zitate: Denn, da er sah, daß alles, was der Mensch bedarf, zu seinem Nehmen fertig liegt, daß Menschen, reich an Geld und Ruhm und Ehre und frommen Kindern ihres Namens, noch mit beklemmtem Herzen, banger Seele den schwarzen Sorgen fröhnen, da begann er einzusehen, das böse Gift steck im Gefäße, was des Menschen inneres Glück verpestet, und alles Gute, was es um sich her berührt.

[2] Communi fit. Cäsar, de bell. civ. II, 4. B., Zitate: Gemein ist allen uns der Fehler, dem was uns unbekannt, mit Eifer anzuhangen und es mit Heftigkeit zu lieben oder auch zu hassen.

Vierundfünfzigstes Kapitel

Über die Eitelkeit der List und Verschlagenheit

Es gibt solche leidige und läppische Spitzfindigkeiten, vermittelst welcher die Menschen zuweilen einen gewissen Ruhm suchen, wie solche Poeten, die ganze Werke in Versen schreiben, welche mit einerlei Buchstaben anheben. Wir sehen Gestalten von Eiern, Kugeln, Flügeln, Äxten, welche vor alters von Griechen, vermöge der Länge und Kürze ihrer Verse, so gebildet wurden, daß sie diese oder jene Gestalt vorstellen mußten. Von ähnlichem Schlage war die Wissenschaft desjenigen, welcher sich damit abgab, zu berechnen, wie oft die Buchstaben des ABC sich versetzen ließen und die unglaubliche Zahl fand, die man beim Plutarch antrifft. Ich finde den Einfall jenes Mannes sehr gut, dem man einen Künstler vorstellte, der sich geübt hatte, ein Hirsekorn mit der Hand durch das Öhr einer Nähnadel zu werfen und zwar ohne jemals einen Fehlwurf zu tun. Nachdem dieser große Künstler seine Geschicklichkeit gezeigt hatte und nun auch ein Geschenk für ein so rares Kunststück abforderte, befahl der Kunstprotektor hierauf sehr witzig und richtig, nach meiner Meinung solle man ihm ein paar Metzen Hirsen zustellen, damit eine so nützliche Kunst aus Mangel an Übung nicht verloren gehen möchte.[1]

Es ist ein wundersamer Beweis von der Schwäche unseres Verstandes, daß er uns die Sachen wegen ihrer Seltenheit oder Neuheit empfiehlt oder wohl gar nach der Schwierigkeit, wie sie zu erlangen stehen,

[1] Nach Quintilian gab Alexander diese Antwort.

wenn innere Güte und Nutzbarkeit daran fehlen. Ich habe eben in meinem Hause ein Spiel gehabt, wer die meisten Sachen und Benennungen wisse, die zugleich das Höchste und Niedrigste, das Köstlichste und das Verworfenste andeuten? Da sagte einer das Wort Du: so sagt man zu Gott und zum Betteljungen und wird in Mittelständen nicht gebraucht. So sagt man auch Weib von der schönsten und häßlichsten Frau; welches bei der mittlern Gattung nicht zu raten wäre. Bloße Wassertrinker wird man nur unter den reichsten Herren oder unter den ärmsten Bettlern finden. Bürger und Bauer trinken Wein oder Bier oder zum wenigsten Kofent. So ists mit nichts und mit nichts. Wer nichts hat, dem fehlt alles und wer alles hat, dem fehlt nichts. Demokrit pflegte zu sagen, die Götter und die Tiere hätten viel feinere Empfindungen als die Menschen, die im mittlern Stockwerk stehen. Die Römer zogen einerlei Kleider an, an Trauertagen oder an Freudenfesten.

Es ist ausgemacht, daß die äußersten Grade von Furcht und die äußersten Grade von Herzhaftigkeit den Unterleib angreifen, ihn weichen und öffnen. Der Spottname, der Zitterer, welchen man dem Könige von Navarra, Sancho dem Zwölften gab, lehrt, daß die Kühnheit sowohl als die Feigheit ein Schlottern in den Gliedern erregen könne. Diejenigen, welche es versuchten, ihm oder einem andern von gleicher Natur, dem die Haut schauderte als er die Waffen anlegte, Mut einzusprechen, indem sie die Gefahr verkleinerten, in die er sich zu begeben hatte, erhielten zur Antwort: Ihr verkennt mich ganz; wenn meine Glieder recht wüßten, wohin mein Mut sie bringen wird, sie müßten vor Zittern auseinanderfallen. Die

Schwäche, die uns aus Kälte oder Übersättigung bei Erkennung unsrer Eva anwandelt, überfällt uns auch wegen zu großer Gier und übermäßiger Hitze. Der äußerste Grad von Kälte und der äußerste Grad von Hitze kochen und braten beide. Aristoteles sagt: die bleiernen Köche schmelzen und fließen von Kälte und der Strenge des Winters, wie von übermäßiger Hitze. Scharfer Hunger und Übersättigung erfüllen die Gefäße, über und unter der Wollust, mit Schmerz.

Die Dummheit und Weisheit treffen in dem Punkte des Gefühls und der Entschlossenheit, in Hinsicht auf Leiden und menschliche Zufälle zusammen. Die Weisen zähmen das Übel und gebieten ihm, und die andern wissen nichts davon; diese, möchte man sagen, sind diesseits der Zufälle, die andern jenseits, nachdem sie seine Gewichte und seine Eigenschaften reiflich gewogen und erwogen und nun dafür erkannt haben, was sie sind, erheben sie sich über dieselben empor durch die Stärke eines standhaften Mutes; sie verachten die Widerwärtigkeiten und treten sie unter die Füße, denn sie haben starke und feste Seelen, an welchen die Pfeile, welche das Glück darauf abschießt, erstumpfen und abprallen müssen, weil sie nichts finden, das sie durchbohren oder woran sie haften könnten. Der gewöhnliche und mittlere Zustand des Menschen findet sich zwischen diesen beiden äußern Enden und ist der, worin man die Übel sieht, fühlt und nicht ertragen kann. Die Kindheit und das graue Alter treffen zusammen in der Schwäche des Verstandes. Der Geiz und die Verschwendung in der ähnlichen Begierde, viel zu haben und an sich zu reißen.

Man kann mit Schein der Wahrheit sagen, daß es eine ABC-Schülerunwissenheit gibt, die vor dem

Wissen hergeht, eine andere gelehrte Unwissenheit, welche nach der Wissenschaft folgt; diese Unwissenheit wird von der Wissenschaft erzeugt und geboren grade so, wie die erste von ihr getötet und vernichtet wird. Aus Menschen von einfachem Verstande, die nicht sehr neugierig sind, nicht zuviel gelernt haben, macht man gute Christen, die mit schuldigster Ehrfurcht und willigem Gehorsam demütiglich glauben und sich in Zucht und Ordnung erhalten. Unter den Geistern von mittelmäßiger Kraft und von mittelmäßigen Fähigkeiten wird der Irrtum der Meinungen geboren: diese folgen dem Scheine vom ersten Sinne des Wortes; und haben gewissermaßen recht, es uns zur Einfalt und Dummheit auszulegen, daß wir in dem, in Absicht auf uns, die wir nicht darüber durch eignes Studieren unterrichtet sind, alten Gange bleiben. Die großen Geister, welche gesetzter und hellsehender sind, machen eine andre Gattung von Rechtgläubigen aus, welche durch lange und fromme Untersuchung ein gründlicheres und unvermischteres Licht in der Schrift entdecken und das tief verborgene göttliche Geheimnis unserer kirchlichen Einrichtungen fühlen. Gleichwohl sehen wir einige, die zu dieser letzten Stufe durch die zweite mit großem Nutzen und zu großer Bekräftigung gelangt sind, gleichsam wie zur äußersten Grenze des christlichen Verstandes; und welche mit innigem Troste sich ihres Sieges freuen, Gott dafür danken, ihr Leben fleißig bessern und sich in großer Bescheidenheit üben. In diesen Rang will ich jedoch keineswegs jene andern gesetzt haben, welche, um sich von dem Verdachte ihrer vormaligen Irrtümer zu reinigen und festes Zutrauen bei uns zu erwerben, sich größre Un-

bedachtsamkeiten, Übereilungen und Ungerechtigkeiten in Führung unsrer Sache zuschulden kommen lassen, und der Sache selbst unendliche Vorwürfe von Gewalttätigkeiten zuziehen.

Einfältige Bauern sind wackre Leute und auch wackre Leute die Philosophen: oder wie unsre Zeiten sie nennen, die starken und hellen Naturen, bereichert mit ausgebreitetem Unterricht in nützlichen Kenntnissen; der Mittelschlag von Leuten, welche nicht auf der untersten Bank der Unwissenheit aller Literatur sitzen bleiben wollten und doch die andre nicht erreichen konnten (also zwischen zwei Stühlen niedersaßen, wie ich und mancher andre) sind gefährliche, vorlaute, lästige Leute und diese machen in der Welt die Unruhen. Für mein Teil gleichwohl klammere ich mich, so viel möglich, wieder an meine erste natürliche Bank, von welcher ich mich vergebens bemüht habe, aufzurücken.

Die populäre und bloß natürliche Dichtkunst hat in ihrem kunstlosen, ländlichen Schmucke viel Reiz und Anmut, wodurch sie sich mit der vornehmsten Schönheit der höhern Poesie nach den Regeln der Kunst vergleichen läßt. Wie man an den Volksliedern und Romanzen solcher Nationen sieht, welche keine Kenntnis von irgendeiner Wissenschaft, selbst nicht einmal von der Kunst zu schreiben haben. Mittelmäßige Gedichte, die so zwischen beiden sind, haben keinen Wert und bleiben verächtliche Ware. Aber wie es gemeiniglich geht, so habe ich auch bemerkt, daß, nachdem einmal der Weg zu den Werken des Geistes geöffnet ist, wird etwas für eine schwere Übung und für gar seltene Gegenstände gehalten, wo dergleichen gar nicht stattfindet und daß, nachdem

unsere Erfindungskraft einmal warm geworden, solche eine Menge ähnlicher Beispiele ans Licht bringt. Ich will darüber nur noch dies anführen. Wenn diese meine Aufsätze es verdienten, daß man sie beurteilte: so könnte mir es, soviel ich weiß, wohl begegnen, daß sie den gewöhnlichen und gemeinen Köpfen nicht sonderlich gefielen und den besondern und vortrefflichen eben nicht besser; jene würden nicht viel darin verstehen, diese vielleicht zu viel; in der mittlern Sphäre, nun! da mögen sie so zwischen Leben und Sterben hinschleichen.

Fünfundfünfzigstes Kapitel

Über Wohlgerüche

Man sagt von einigen Menschen, wie von Alexander[1] dem Großen, daß ihre Ausdünstungen einen angenehmen Geruch verbreitet haben, der durch ihre seltene und außerordentliche Beschaffenheit des Körpers bewirkt worden; wovon Plutarch und andre die Ursache aufsuchen. Der gewöhnliche Bau des Körpers aber tut gerade das Gegenteil und wenns damit aufs beste geht, so ists schon gut, wenn er gar keinen Geruch gibt. Der lieblichste Geruch des reinsten Atems hat nichts Vollkommneres als daß er ohne allen Geruch sei, der uns widrig sein möchte, wie er bei recht gesunden Kindern zu sein pflegt. Daher sagt Plautus:

---

[1] Alexander. Nach Plutarch, Leben Alexanders.

Mulier tum bene olet, ubi nihil olet.[1]

Der schönste Wohlgeruch an einer Frau ist, wenn man ihr gar nichts anriecht; und die fremden Wohlgerüche sind mit Recht verdächtig an denjenigen, die sich ihrer bedienen und man kann getrost annehmen, daß sie angewandt werden, irgendeinen Naturfehler dieser Art zu bedecken. Daher haben mehr Dichter unter den Alten den Gedanken gesagt: Wo's riecht, da stinkt es.

Rides nos, Coracine, nil olentes,
Malo quam bene olere, nil olere.[2]

Und anderwärts:

Posthume, non bene olet, qui bene semper olet.[3]

Ich indessen mag die Wohlgerüche sehr gern haben und hasse hingegen allen Gestank wie die Pest, und rieche ihn und meine Nase empfindet ihn schon in weiterer Ferne, früher als jeder andre.

Namque sagacius unus odoror,
Polypus, an gravis hirsutis cubet hircus in alis;
Quam canis acer ubi lateat sus.[4]

---

[1] Mulier tum bene. Plautus, Mostell. I, 3, 116. V., Zitate: Die Schöne duftet rein, bei der man gar nichts riecht.

[2] Rides nos. Martial VI, 55, 4. V., Zitate:
Du spöttelst, Corazin, daß ich mich nicht gesalbt.
Sieh, lieber mag ich gar nach nichts
Als schön nach Salben riechen.

[3] Posthume, non bene. Martial II, 12, 14. V., Zitate:
O Posthumes, es riecht gar schlecht,
Um den stets Wohlgerüche duften!

[4] Namque sagacius. Horaz, Epod. XII, 4. V., Zitate: O meine Nase, Herr Schleicher, ist nicht stumpf! Ich riech ein geiles Tier im Lager, trotz meinem Spürhund, der im Nest den Eber wittert.

Die einfachsten und natürlichsten Gerüche scheinen mir die angenehmsten. Aber dies ist eigentlich eine Angelegenheit der Damen. In der gröbsten Barbarei, bei den Skythen, bestreuen sich die Weiber, nachdem sie sich gebadet haben, mit dem Pulver von einer wohlriechenden Wurzel, die in dem Boden ihres Landes wächst und überziehen damit ihren ganzen Körper, wie mit einer leichten Rinde; und um sich ihren Männern zu nähern, waschen sie diesen Überzug ab, und ihre Haut ist alsdann darunter sanfter und wohlriechender geworden.

Es ist wunderbar, wie jeder Geruch, sei er wie er sei, sich an mich hängt und wie meine Haut begierig ist, jeden in sich zu schlucken. Derjenige, der sich über die Natur beklagt, daß sie den Menschen ohne ein Instrument gelassen habe, die Gerüche zur Nase zu bringen, hat groß unrecht, denn sie wissen den Weg von selbst zu finden. Bei mir ganz vorzüglich tut der Zwickelbart, den ich ein wenig stark habe, diesen Dienst. Ich darf solchen nur mit einem Handschuh oder mit dem Taschentuche berühren, so klebt der Geruch daran den ganzen Tag über und verrät den Ort, wovon ich herkomme. Die vormaligen innigen Küsse meiner Jugendfreunde, die so saftig, schmalzig und klebrig waren, leimten sich darauf und hafteten ganze Stunden nachher noch daran. Und dem ungeachtet bin ich den herrschenden Volkskrankheiten wenig unterworfen gewesen, welche man durch den Umgang auffsackt oder die durch die Luft anstecken und bin den ansteckenden Seuchen meiner Zeit entgangen, deren es mancherlei Arten in unsern Städten und in unsern Feldlagern gegeben hat. Man liest vom Sokrates,[1] daß er niemals aus Athen gegangen,

[1] Sokrates. Nach Diogenes Laertius.

sondern mit der Stadt verschiedene Anfälle der Pest, die solche sehr mitnahmen, ausgehalten habe und doch dabei unangesteckt geblieben sei.

Die Ärzte könnten, nach meiner Meinung, wohl mehr Nutzen aus dem Geruche ziehen als sie tun. Denn ich habe oft wahrgenommen, daß die Gerüche, je nachdem sie sind, auf meine Lebensgeister und Nerven wirken und darin eine Veränderung hervorbringen. Deswegen glaube ich auch was man sagt, daß das Räuchern in den Kirchen, welches eine sehr alte und in allen Religionen und bei allen Nationen eingeführte Gewohnheit ist, dazu erfunden sei, die Andächtigen zu erfreuen, ihre Sinne aufzuheitern und zu reinigen und uns zur Erhebung des Herzens um so viel fähiger zu machen.

Um richtig darüber urteilen zu können, möchte ich wohl mein Teil an dem Werke derjenigen Köche gehabt haben, welche ihre Speisen mit fremden Wohlgerüchen zu würzen verstanden. Wie man das so ausgezeichnetermaßen an der Küche des Königs von Tunis bemerkte, welcher zu unsrer Zeit[1] nach Neapel ging, um sich da mit Kaiser Karl dem Fünften zu besprechen. Man farcierte die Gerichte mit wohlriechenden Spezereien in solchem Maße, daß unter andern ein Pfau und zwei Fasanen nach ihrer Zubereitung auf hundert Dukaten in der Rechnung zu stehen kamen. Dagegen aber auch, als man sie zerlegte, wurden nicht nur der Saal, sondern alle Gemächer seines Palastes und die Gassen umher mit einem sehr lieblichen Geruche erfüllt, der sich nicht

[1] Im Jahre 1543. Muley-Hassan fand aber bei dieser Landung in Neapel Karl V. nicht vor.

so bald wieder verlor. Die hauptsächliche Sorge, die ich trage, wenn ich eine Wohnung wähle, besteht darin, fern von stinkender und schwerer Luft zu sein. Die schönen Städte Paris und Venedig vermindern die Vorliebe, die ich übrigens für sie habe, durch den widrigen Geruch; der einen von ihren Kanalen, und der andern von ihrem Gassenkote.

Sechsundfünfzigstes Kapitel

Übers Beten

Ich trage unentwickelte unaufgelöste Gedanken vor, wie diejenigen tun, welche zweifelhafte Fragen öffentlich aufwerfen, um solche von Gelehrten beantwortet zu sehen; nicht, um die Wahrheit festzusetzen, sondern um sie zu suchen. Die meinigen, die ich vortrage, unterwerfe ich dem Urteil derer, welchen es gebührt, nicht nur meine Handlungen und meine Schriften, sondern selbst meine Gedanken zu berichtigen und wird mir es gleich angenehm und nützlich sein, ob solche ein Urteil der Verwerfung oder der Billigung erhalten; und ich halte alles für falsch und gottlos, mag es aus Unwissenheit oder Unachtsamkeit in diese Rhapsodie geflossen sein, welches den heiligen Satzungen und Entscheidungen der christkatholischen, apostolisch-römischen Kirche, in der ich geboren bin und in der ich zu sterben gedenke, zuwider wäre. Und bei dem allen, daß ich für beständig ihrer allgütigen Zensur, welche über mich alles vermag, meine Untertänigkeit leiste, unterfange ich mich mit solcher Dreistigkeit, allerlei Gegenstände, wie diesen, zu behandeln.

Ich weiß nicht ob ich mich irre; aber weil uns durch besondre Gnade Gottes und durch den Mund unseres göttlichen Erlösers eine eigne Gebetsformel, von Wort zu Wort, gelehrt und vorgeschrieben worden: so ist mirs immer so vorgekommen als ob wir uns derselben öfter und allgemeiner bedienen sollten und zwar, wenns nach meinem Sinne ginge, wünschte ich, daß die Christen vorm Essen und nach dem Essen, des Morgens beim Aufstehn und des Abends beim Zubettegehen und bei allen verschiedenen Verrichtungen, deren Anfang oder Ende man mit Beten zu begleiten pflegt, wo nicht ausschließlich und allein, doch wenigstens beständig das Vaterunser beten sollten. Die Kirche kann den Gebrauch eines oder verschiedener Gebete nach dem jedesmaligen Bedürfnis unsrer Andacht verordnen und ich weiß, daß alles auf einen Zweck abzielt und von gleicher Wirkung ist. Dem Vaterunser aber sollte man den Vorzug geben, ohne Unterlaß im Munde des Volkes zu sein; denn es sagt doch sicherlich alles, was zu sagen ist und was unsre Notdurft bei jeder Angelegenheit bedarf. Es ist das einzige Gebet, dessen ich mich beständig bediene und ich wiederhole solches, anstatt ein anderes zu brauchen. Daher kommt's denn auch, daß ich kein anderes so gut auswendig weiß.

Es ging mir eben durch den Kopf, was uns wohl zu dem Irrtume verführt hat, uns bei jedem Anliegen, bei jeder Unternehmung an Gott zu wenden und ihn in jeder Verlegenheit um Hilfe anzurufen, der Ort sei welcher er wolle, wo unsre Schwachheit Hilfe nötig hat, ohne zu erwägen, ob die Gelegenheit gerecht oder ungerecht sei; und seinen Namen und seine Allmacht anzuflehen, wenn wir auch wirk-

lich in einem sehr sündlichen Zustande befindlich und in einer sehr strafbaren Tat begriffen sind. Gott ist allerdings allein unser einziger Beschützer und kann alles, um uns Hilfe zu verleihen; allein, so gütig und gnädig er ist, daß er uns selbst zu dem innigsten Verhältnis der Kindschaft gegen sich erhoben hat: so ist er doch ebenso gerecht als gnädig und mächtig und übt weit öfter seine Gerechtigkeit als seine Macht und verleiht uns seine Gaben nach dieser mehr als nach unserm Begehren.

Plato bestimmt in seinen Gesetzen drei Arten von strafbarem Glauben an die Götter. Gar keine glauben; glauben, sie kümmern sich nicht um unser Tun und Lassen, und glauben, sie schlagen unsern Gebeten, Opfern und Gelübden nichts ab. Der erste Irrtum dauerte, nach Platos Meinung, bei keinem Menschen unverändert von seiner Kindheit bis zu seinem Alter; die beiden letzten können bis zur Beständigkeit erhärten.

Gottes Gerechtigkeit und Allmacht sind unzertrennlich. Vergebens flehen wir in einer bösen Sache seine Allmacht an. Die Seele muß rein sein, wenigstens in dem Augenblicke, worin wir zu ihm beten. Sie muß keine lasterhafte Leidenschaften haben, sonst bringen wir Gott die Ruten dar, womit er uns züchtigen soll. Anstatt unser Vergehen zu beschönigen, machen wir es doppelt schwer, wenn wir demjenigen, den wir um Vergebung zu bitten haben, ein Herz voll Unehrerbietigkeit und Haß darlegen. Eben deswegen lobe ich solche Menschen nicht gern, welche ich so oft beten sehe und am gemeinsten, wenn die zunächst aufs Gebet folgenden Handlungen mir keine Besserung des Herzens und der Sitten ankündigen:

Si nocturnus adulter
Tempora sanctonico velas adoperta cucullo.[1]

Und die Fassung eines Menschen, der in aller Andacht ein verruchtes Leben führt, scheint gewissermaßen noch verdammlicher zu sein als die Fassung eines Menschen, der aus einem Stücke ist, und liederlich durchaus. Gleichwohl versagt unsre Kirche, täglich und stündlich, ihre Gemeinschaft und den Genuß geistlicher Gaben solchen Menschen, die in gewissen Lastern und Bosheiten verharren. Wir beten aus Angewohnheit und Gebrauch; oder, besser zu sagen, wir plappern aus Angewohnheit oder lesen unsre Gebete her; und am Ende ist es weiter nichts als Gebärderei, und es gefällt mir übel, wenn ich nach dem Gebete vor Tische so drei Kreuze schlagen sehe, ebenso wie nach dem Gebete nach Tische; und es mißfällt mir um so mehr, weils ein Zeichen ist, das ich verehre und beständig brauche, sogar wenn ich gähne, und wenn ich dann noch dabei sehe, daß man alle übrige Zeit des Tages dem Hasse, dem Geize und der Ungerechtigkeit widmet, den Lastern ihre Stunde und Gott seine Stunde gibt, gleichsam als nach einer gütlichen Übereinkunft. Es wäre ein Wunder, wenn man so widerwärtige Handlungen in einem solchen Verhältnisse lange Bestand haben sähe, daß sich nicht wenigstens in ihren Grenzen und Übergängen vom einen zum andern Lücken und Veränderungen ergeben sollten. Was für ein weites Gewissen wird nicht erfordert, um sich dabei zu beruhigen, daß in einem

[1] Si nocturnus. Juvenal, Sat. VIII, 144. B., Zitate: Wenn dich Nacht und Mantel hüllt, die Gassen du durchstreichst, um Hirschgeweihe aufzusetzen.

Orte Richter und Verbrecher in einträglicher Gesellschaft friedlich bei einander leben und wohnen werden!

Ein Mann, der ohne Unterlaß seine begehrlichen Augen auf die Weiber wirft und dabei weiß, daß das in Gottes Augen sehr schändlich geachtet wird, was sagt er zu Gott, wenn er mit ihm darüber spricht? Er will einlenken, aber plötzlich fällt er zurück. Wenn der Gegenstand der göttlichen Gerechtigkeit und seine Gegenwart ihn träfe, wie er sagt, und seine Seele züchtigte, so würde die Furcht, so kurz auch seine Reue gewesen sein möchte, seine Gedanken so oft darauf zurückführen, daß er unmittelbar dadurch zum Herrn und Meister dieser Laster werden müßte, die ihm so gewohnt und seiner so mächtig geworden sind. Aber wie? Wie stehts mit denen, welche ein ganzes Leben auf die Früchte und den Lohn solcher Handlungen bauen, von denen sie wissen, daß sie zu den Todsünden gehören? Wie viele öffentliche Gewerbe und Berufsämter haben wir nicht, deren Verrichtungen auf Laster gegründet sind! Und derjenige, der mir beichtete und mir gestände, daß er sein ganzes Leben hindurch eine nach seiner Überzeugung verdammliche Religion bekannt und verbreitet hätte, um nur nicht die Ehre und das Ansehen seines Amtes zu verlieren, wie könnte er ein solches Benehmen in seinem Herzen reimen? Mit welch einer Sprache können sich solche Leute über diesen Gegenstand der göttlichen Gerechtigkeit nahen? Da die Reue in sichtbarer und fühlbarer Besserung bestehen muß, so verlieren sie vor Gott und uns allen Vorwand, sich auf dieselbe zu berufen. Sind sie so unbesonnen, ohne Genugtuung und ohne Reue Ver-

gebung zu verlangen? Ich behaupte, es gehe den ersten wie diesen hier; aber sie sind nicht so leicht der Beharrlichkeit zu überweisen. Dieser Widerspruch, diese Leichtsinnigkeit in Meinungen, die oft so plötzlich, so unbegreiflich ist, wie sie vorgeben, sieht mir aus wie ein Wunderwerk; sie zeigen uns den Zustand einer unvertilgbaren Angst.

Wie phantastisch schien mir die Einbildung derjenigen, die in den vergangenen Jahren die Gewohnheit hatten, jeden, dem ein wenig Klarheit des Verstandes zuteil geworden war und sich dennoch zur römisch-katholischen Religion bekannte, zu beschuldigen, er heuchle, und ihm damit noch eine Ehre zu erweisen glaubten, indem sie, er mochte sagen was er wollte, meinten, es könne nicht fehlen, er müsse inwendig glauben wie sie, die sich Reformierte nennen. Es ist eine traurige Krankheit, sich für so stark zu halten, daß niemand das Gegenteil glauben könne; und noch trauriger, wenn man sich einen solchen verständigen Mann so einbildet, als zöge er, ich weiß nicht was für ein ungleiches gegenwärtiges Glück allen Hoffnungen und Bedrohungen aufs zukünftige Leben vor! Sie können mir auf mein Wort glauben: hätte meine Jugend irgend etwas in Versuchung setzen können, so hätte der Ruhm des Wagestücks und die Schwierigkeiten, die auf einen solchen neuen Übertritt folgten, daran nicht geringen Anteil gehabt.

Es hat, deucht mich, seine großen und guten Gründe, daß die Kirche den uneingeschränkten, verwegenen und unvernünftigen Gebrauch der heiligen und göttlichen Gesänge verboten hat, welche dem Könige David vom heiligen Geiste eingegeben worden. Man muß Gott in unsre Handlungen nicht anders mischen

als mit inniger Andacht und Verehrung. Diese Stimme ist zu göttlich, um bloß dazu zu dienen, die Lungen zu üben und unsre Ohren zu kitzeln. Es muß eine Ergießung des Herzens sein und nicht der Sprache. Es ist nicht billig, daß ein Ladenbursche sich damit bei seinen eiteln und nichtigen Gedanken unterhalte und sein Spiel damit treibe! Noch weniger ist es zu billigen, diese heiligen Bücher der hohen Geheimnisse unseres Glaubens im Saale oder in der Küche herumgeworfen zu sehen. Ehedem waren es Geheimnisse, jetzt braucht man solche als Rätsel zum Zeitvertreibe. Es ist nicht im Vorbeigehen und obenhin, daß man ein solches ernsthaftes und ehrwürdiges Studium treiben darf. Es ist eine mit Vorbereitung und Bedachtsamkeit vorzunehmende Handlung, zu welcher allemal die Anfangsworte unseres Gottesdienstes gehören: sursum corda, und selbst Körper und Mienen müssen dabei in einer Stellung sein, welche eine besondere Aufmerksamkeit und Ehrerbietung andeuten.

Es ist kein Studium für jedermann; sondern das Studium solcher Personen, welche sich auf göttlichen Beruf demselben gewidmet haben. Die Gottlosen und Unwissenden macht es nur schlimmer. Es ist keine Geschichte zum erzählen; es ist eine Geschichte, die Verehrung, Furcht und Anbetung erheischt. Sonderbare Menschen sind das, welche meinen, sie haben sie dadurch dem Fassungsvermögen des Pöbels angemessen, daß sie solche in die Sprache des Landes übertragen haben. Liegts denn nur an den Worten, daß sie gleich alles verstehen, was da geschrieben steht? Soll ich noch mehr sagen? Um es diesem Wenigen zu nähern, haben sie es noch weiter davon entfernt.

Die bloße Unwissenheit, deren Schuld nicht auf das Volk fiel, war ihm heilsamer und für dasselbe viel gelehrter als diese wörtliche und eitle Erkenntnis, die nur eine Mutter des aufgeblähten Eigendünkels und der Verwegenheit ist. Ich glaube auch, daß die jedermann heimgestellte Freiheit, ein so wichtiges und religiöses Wort in so mancherlei Zungen und Sprachen hinzuwerfen, weit mehr Gefahr als Nutzen bringe.

Die Juden, die Mohammedaner und fast alle Nationen haben die Sprache beibehalten und als heilig verehrt, worin ursprünglich ihre Religionsgeheimnisse abgefaßt sind; und haben, nicht ohne Gründe, ihre Änderung und Wandel verboten. Wissen wir denn, ob in Biscaya und Bretagne es Leute gibt, die über eine Übersetzung in ihre Sprache richtig urteilen können? Die allgemeine Kirche hat kein schwereres und feierlicheres Urteil abzugeben. Im Predigen und Reden ist die Auslegung schwankend, frei und unbestimmt; aber das trifft nur einzelne Teile und ist also nicht dasselbe. Einer unsrer griechischen Geschichtschreiber klagt mit Recht über sein Zeitalter, daß in demselben die Geheimnisse der christlichen Religion auf öffentlichen Märkten, in den Händen der gemeinsten Handwerker herumgingen, so, daß jedermann darüber vernünfteln und seine Meinung sagen könne. Und daß es den Christen eine um so größere Schande sei, da solche besonders durch göttliche Gnade die kindlich großen Geheimnisse unverfälscht besitzen, solche durch den Mund unwissender niedriger Menschen entheiligen zu lassen; da selbst die Heiden dem Sokrates, dem Plato und den Weisern untersagten, sich um Sachen zu bekümmern oder davon zu sprechen,

welche den Priestern zu Delphis anvertraut waren. Ferner sagte er, daß die Faktionen der Fürsten, über die Sache der Religion, nicht vom Eifer, sondern vom Zorn zu den Waffen getrieben werden; daß der Eifer für die Religion die göttlichen Absichten und göttliche Gerechtigkeit unterstützt und sich mit Ordnung und Mäßigkeit beträgt; daß er sich aber in Haß und Neid verwandle und statt Weizen und Trauben Unkraut und Disteln erzeuge, wenn er von menschlicher Leidenschaft getrieben werde.

Und gerade so der andre, welcher dem Kaiser Theodosius Rat erteilen sollte und noch sagte: das Disputieren heile die Spaltungen der Kirche nicht sowohl, als es die Ketzereien erwecke und bestärke. Deswegen müsse man allen Streit und alles Polemisieren vermeiden und sich bloß an die Formeln und Vorschriften des Glaubens halten, welche die Alten uns gegeben. Und als der Kaiser Andronicus in seinem Palast die vornehmsten Männer in einem Wortstreite gegen den Lapadius, über einen sehr wichtigen Punkt begriffen fand, schalt er sie und ging so weit, daß er sie bedrohte, er würde sie ins nächste Wasser werfen lassen, wenn sie fortführen.

Heutzutage meistern Kinder und Weiber unsere ältesten und erfahrensten Männer über die kirchlichen Gesetze. Da ihnen gleichwohl das erste unter den Gesetzen des Plato verbietet, sich nach den Gründen der bürgerlichen Gesetze auch nur zu erkundigen, welche statt göttlicher Verordnungen dienen sollen. Und indem er den Alten vergönnt, sich untereinander und mit dem Magistrat darüber zu besprechen, so fügt er hinzu: jedoch daß solches nicht geschehe in Gegenwart der Jugend oder uneingeweihter Personen.

Ein Bischof[1] hat eine Schrift hinterlassen, worin er sagt: Im entlegensten Weltteile findet man eine Insel, welche die Alten Dioscorides nannten. Sie ist ergiebig an allerlei Arten von Bäumen, reich an Früchten und hat eine gesunde Luft, die Einwohner sind Christen; sie haben Kirchen und Altäre, die mit nichts als Kruzifixen geziert sind, ohne alle Bilder. Sie beobachten ihre Fasten streng und sind fleißige Kirchengänger, richtige Bezahler der Zehnten an die Priester und so keusch, daß keiner von ihnen, in seinem ganzen Leben, mehr als eine Frau erkennt. Übrigens ist dies Völklein so begnügsam mit seinem Glück, daß es, mitten im Meere, von keinem Gebrauche eines Schiffes ewas weiß, und von solcher Taubeneinfalt, daß es von der Religion, die es so sorgfältig beobachtet, nicht ein einziges Wort begreift. Unglaublich wird dies demjenigen scheinen, der nicht weiß, daß die Heiden, diese so eifrigen Götzendiener, von ihren Göttern nichts weiter kennen und wissen als bloß den Namen und die Natur. Ein altes Trauerspiel vom Euripides, Menalippus, hub also an:

„O Jupiter, von dem ich weiter nichts
Als nur den bloßen Namen kenne!“

Ich habe auch zu meiner Zeit erlebt, daß man gewisse Schriften angeklagt hat, sie enthielten nichts als Philosophie und weltliche Sachen, ohne Beimischung von Theologie. Wer sollte nicht dagegen

---

[1] Ein Bischof. Osorius, Bischof von Silves in Portugal, der de rebus gestis Emmanuelis regis Lusitaniae schrieb. Was Montaigne hier erzählt, stammt jedoch erst aus dem Übersetzer des Osorius, Goulart: da diese Übersetzung erst 1581 erschien, fehlt auch diese Stelle in der ersten Ausgabe der Essais.

sagen: das sei doch nicht so ganz ohne alle Ursache! Die göttliche Lehre stehe ihrem Range, als Königin und Herrscherin gemäß, besser allein, sie müsse allenthalben obenan stehen; niemals als bloßer Bestand oder Nebenhilfe, und daß man vielleicht besser tue, Beispiele für die Grammatik, die Rhetorik, Logik usw. anderwärts herzunehmen als aus einer so heiligen Materie; ebenso wie mit den Geschichten fürs Theater, Fastnachts- und andern öffentlichen Schauspielen. Daß die göttlichen Wahrheiten mit mehr Ehrerbietung und Heiligachtung zu Herzen genommen werden, wenn sie abgesondert und in ihrem eigentümlichen Stile abgehandelt werden, als wenn sie bis zu menschlichen Vorstellungen herabgewürdigt werden. Man stoße häufiger auf den Fehler, daß die Theologen zu weltlich, als auf den, daß die Humanisten zu wenig theologisch schrieben.

Die Philosophie, sagt der heilige Chrysostomus, war vor alters aus der heiligen Schule verbannt, wie eine unnütze Magd, und ward für unwürdig geachtet, nur im Vorübergehen an der Schwelle in das Tabernakel der Schätze himmlischer Lehren zu schauen. Kann man nicht ferner sagen: die weltliche Sprache habe zu niedrige Formen und lasse sich der Würde, Majestät und Hoheit der geistlichen Diktion nicht anmessen? Ich meinesteils lasse dieser Sprache ihre Ausdrücke, Glück und Unglück, Schicksal, Zufall, Götter und solcherlei verba indisciplinata,[1] sich nach ihrer Mode bedienen. Ich bringe nur menschliche und nur meine Einfälle zu Markte, bloß als mensch-

[1] **Verba indisciplinata.** Nicht gebilligte Ausdrücke. Augustin, de civ. Dei X, 29.

liche Einfälle, ganz für sich allein genommen, und gebe solche nicht aus für ausgemachte Wahrheiten oder für himmlische Verordnungen, die keine Zweifel oder Widerrede gestatteten; für Meinungen zum Untersuchen, nicht für Glaubensartikel; für etwas, das ich so für mich denke, nicht nach Gottes Wort glaube; nach Weltmenschen-, nicht klerikalischer Weise; aber doch immer nach der Weise eines gehorsamen Sohnes der Kirche; wie Kinder ihre Versuche aufweisen, lernbegierig, nicht lehrbegierig. Und man könnte auch mit gutem Scheine sagen: daß der Verordnung, jeder andre, der nicht dazu ausdrücklichen Beruf hat, solle mit großer Behutsamkeit daran gehen, von Religionssachen zu schreiben, es nicht am Scheine von Recht und Nützlichkeit ermangle, und daß ich ebensowohl vielleicht besser täte, ich ließe die Hände davon.

Man hat mir gesagt, daß selbst diejenigen, die nicht zu uns gehören und draußen sind, sich untereinander die Führung des Namens Gottes im gemeinen Reden verbieten: sie wollen nicht, daß man sich desselben als einer Ausrufung bediene, auch nicht zu Beteurungen oder Vergleichungen, worin sie auch, meiner Meinung nach, sehr recht haben. Denn auf was Art und Weise es auch geschehen mag, daß wir in Gesellschaft und Umgang den Namen Gottes nennen, so muß es allemal mit ehrfurchtsvollem Ernste begleitet sein.

Beim Xenophon, deucht mich, findet sich eine dahin gehörige Stelle, wo er zeigt, daß wir nicht so oft zu Gott beten sollten; und zwar deswegen, weil es nicht so leicht sei, unsere Seele in diejenige ruhige, gereinigte und andächtige Fassung zu setzen, worin sie sein müsse, wenn wir beten wollen; ohne jene Fassung,

sagt er, ist unser Beten nicht nur unnütz und vergebens, sondern sogar verwerflich. Vergib uns unsre Schuld, sagen wir, wie wir vergeben unsern Schuldnern! Was sagen wir dadurch anderes als daß wir Gott unsere Seele, frei von Haß und Groll, darbringen? Gleichwohl rufen wir ihn an um seine Hilfe, zum Mitgesellen unserer Fehler, und laden ihn ein zum Mithelfer in unsrer Ungerechtigkeit.

Quae nisi seductis nequeas committere Divis.[1]

Der Geizhals bittet ihn um die unnötig überflüssige Erhaltung seiner Schätze. Der Ehrsüchtige um Siege und Führung seines Glücks. Der Dieb ruft ihn an, ihm in Gefahren und Schwierigkeiten beizustehn, die sich der Ausführung seines gottlosen Vorhabens entgegensetzen, oder dankt ihm für die Sicherheit, womit er einen Wanderer erwürgt hat. An der Schwelle eines Hauses, das sie erbrechen oder sprengen wollen, beten sie noch; mitten in der Absicht und Hoffnung voller Grausamkeit, voll schändlicher Lüste und Raubgier.

Hoc ipsum quo tu Jovis aurem impellere tentas,
Dic agendum, Stajo: proh Jupiter! o bone, clamet,
Jupiter! at sese non clamet Jupiter ipse.[2]

Die Königin von Navarra, Margarete,[3] erzählte

---

[1] Quae nisi seductis. Persius II, 4. V., Zitate: Was nur dem Gott der Diebe du so ungestraft ansinnen kannst.

[2] Hoc ipsum. Persius II, 21. V., Zitate: Das Bubenstück, das du dem Zeus vertrauen willst, sags geradezu dem Staius selbst; der wird zwar schreien: O Jupiter! hilf, ewiger Jupiter! Doch, wenn nur Zeus den Streich nicht selbst erfährt!

[3] Margarete. Schwester Franz I., Gemahlin Heinrichs von Navarra.

von einem jungen Prinzen (und ob sie solchen gleich nicht nennt, so hat ihn doch seine Größe kenntlich genug gemacht), wenn er zu einer verliebten Zusammenkunft mit der Ehefrau eines Advokaten in Paris gegangen sei, habe ihn sein Weg durch eine Kirche geführt; und sei er niemals, weder auf dem Hin- noch Herwege, zu oder von diesem Unternehmen, durch diesen heiligen Ort gegangen, daß er nicht darin sein andächtiges Gebet verrichtet. Nun gebe ich zu bedenken anheim, wozu er bei den löblichen Gedanken, deren seine Seele voll war, den göttlichen Beistand anrief. Indessen führt dies die Königin als einen Beweis von seiner außerordentlichen Gottesfurcht an. Aber es ist nicht dieser Beweis allein, aus dem man erhärten könnte, daß die Weiber eben nicht sonderlich geschickt sind, theologische Materien zu behandeln.

Ein wahres Gebet und eine gläubige Aussöhnung mit Gott können in keiner unreinen Seele stattfinden, die selbst in diesem Augenblicke der Herrschaft des Satans unterworfen ist. Derjenige, der Gott um seinen Beistand anruft, unterdessen er auf den Wegen des Lasters einherwandelt, macht es wie der Beutelschneider, der die Justiz zur Hilfe rufen wollte; oder wie diejenigen, welche Gott zum Zeugen der Lügen und Falschheit anrufen.

Tacito mala vota susurro,
Concipimus.[1]

Man möchte wohl wenig Menschen finden, welche es wagen dürften, ihre geheimen Gebete zu Gott öffentlich bekannt werden zu lassen.

[1] **Tacito mala.** Lucan V, 104. B., Zitate: Oft sind Greuel unsre Bitten, leis und murmelnd vorgetragen.

Haud cuivis promptum est, murmurque humilesque
susurros
Tollere de templis, et aperto vivere voto.[1]

Daher lehrten die Pythagoräer, die Gebete sollten laut und öffentlich geschehen und von jedermann gehört werden, damit man die Götter nicht um unanständige und ungerechte Dinge bäte, wie dieser hier:

Clare cum dixit, Apollo,
Labra movet metuens audiri: pulchra Laverna,
Da mihi fallere, da justum sanctumque videri
Noctem peccatis, et fraudibus objice nubem.[2]

Die Götter belegten die ruchlose Bitte des Ödipus mit harter Strafe, indem sie ihm solche gewährten. Er hatte gebeten, daß seine Kinder die Erbfolge in seinem Staate unter sich durch die Waffen ausmachen möchten. Er ward so elend, daß er sich beim Wort gefaßt sah. Man muß nie beten, daß alles nach unserm Wunsch gehen, sondern daß unser Wunsch in den Schranken der Vernunft bleiben möge. Es scheint wirklich, als ob wir uns des Gebetes nur bedienten, um zu plappern, und wie diejenigen, welche die Worte der göttlichen heiligen Schrift zum Zaubern und magischen Beschwörungen anwenden, gleichsam als ob wir dafür hielten, es sei die Wortfügung, oder der

---

[1] Haud cuivis. Persius II, 6. V., Zitate: Nicht jedem ist es leicht, auch vor des Menschen Ohr, sein andachtsvolles Flehen den Göttern laut zu sagen.

[2] Clare cum dixit. Horaz, Epist. I, 16, 59. V., Zitate: Mit lauter Stimme heißts: Apoll! Dann fährt er murmelnd fort: Laverna, verleih mir Gnade, die Menschen zu betrügen! Gieb, daß man mich für bieder achte, in Nebel hülle meine Taten! Mit dunkler Nacht beschatte, was ich für Ränke künftig treibe!

Klang oder Ton der Silben, oder unsere Stellung dabei, wovon die Wirkung abhänge. Denn wenn die Seele voller Lüste steckt, von keiner Reue etwas fühlt oder von einem aufrichtigen Wunsche, sich mit Gott auszusöhnen: so sagen wir ihm Worte, die das Gedächtnis uns auf die Zunge bringt, und hoffen dafür die Verzeihung unserer Vergehungen zu erhalten.

Nichts ist so liebreich, so sanft, so zuvorkommend als das göttliche Gesetz. Es ruft uns zu sich, so gebrechlich und abscheulich wir immer sein mögen. Es reicht uns die Arme und nimmt uns auf in seinen Schoß, ohne auf unsere jetzige oder zukünftige Häßlichkeit, Unflat und Gestank zu achten. Dafür aber auch müssen wir uns ihm willig ergeben. Dafür müssen wir die Vergebung auch mit dankbarer Erkenntlichkeit annehmen und zum wenigsten in den Augenblicken, da wir unsere Zuflucht zu ihm nehmen, eine Seele haben, der ihre Fehler leid sind und welche die Leidenschaften haßt, die uns dahin gebracht haben, es zu übertreten. Weder Götter, sagt Plato,[1] noch Menschen, nehmen Gaben und Geschenke vom Bösewichte.

> Immunis aram si tetigit manus,
> Non sumptuosa blandior hostia
> Mollibit aversos Penates,
> Farre pio et saliente mica.[2]

---

[1] Plato. Gesetze.

[2] Immunis aram. Horaz, Oden III, 23, 17. B., Zitate:
Wer unschuldsvoll zum Altar tritt,
Des Hand mag ungefüllt erscheinen.
Die Götter achten mehr auf seine Unze Mehl
Als auf des Heuchlers prächtige Opfer.

Siebenundfünfzigstes Kapitel

Übers Alter

Ich kann mich nicht in die Art finden, wie wir die Länge unseres Lebens bestimmen. Ich sehe, daß die Weisen solche um ein Merkliches, nach der gewöhnlichen Meinung, verkürzen. Wieso? sagt der jüngere Cato[1] zu denen, die ihn hindern wollten, sich das Leben zu nehmen; bin ich etwa jetzt in einem Alter, worin man mir schuld geben könnte, ich verließe das Leben zu früh? Und doch war er erst achtundvierzig Jahre alt. Er hielt dies Alter schon für sehr reif und hoch genug, in Rücksicht dessen, daß es nur wenige Menschen so hoch bringen. Und diejenigen, die sich mit, ich weiß nicht was für einer Lebenslänge schmeicheln, die sie natürlich nennen und die ihnen einige Jahre mehr versprechen soll, könnten solche vollenden, wenn sie ein Privilegium hätten, das sie von einer so großen Menge von Zufällen befreite, welchen jeder von uns von der Natur bloßgestellt ist und die die Laufbahn unterbrechen können, die sie sich versprechen. Was für ein Traum ist es nicht, darauf zu rechnen, man werde erst an dem Abgange aller Kräfte sterben, welcher eine Wirkung des Alters ist, und sich dieses Ende noch dazu sicher zu versprechen, da dieses doch die seltenste Todesart ist, welche nur vorkommt! Wir nennen diese Todesart allein natürlich, gleichsam, als obs gegen die Natur wäre, einen Menschen durch einen Sturz den Hals brechen, oder im Schiffbruche ersäufen, von der Pest oder dem Seitenstiche überfallen zu sehen!

[1] Cato. Nach Plutarch, Leben Catos.

Oder als ob unser gewöhnlicher Zustand uns nicht allen diesen Zufällen aussetzte. Das sind glatte Worte, mit denen wir uns nicht schmeicheln lassen dürfen. Es wäre besser, wir nennten das natürlich, was gewöhnlich, täglich und allgemeinhin eintrifft.

Vor Alter und Abgang an Kräften sterben, ist eine ungewöhnliche, seltene Todesart und daher weniger natürlich als die übrigen. Es ist die Art, von der man eigentlich sagen könnte, es wäre aufhören zu leben. Aber sie ist so selten, daß man nicht darauf hoffen kann. Es ist der Grenzstein des Lebens, den die Natur gesetzt hat und über den wir nicht hinausschreiten sollen. Aber nur selten erteilt sie die Erlaubnis, bis so weit zu kommen. Es ist eine Ausnahme, die sie nicht oft macht, vielleicht in Zeit von zwei bis drei Jahrhunderten mit nur einem, dem sie die Hindernisse und Schwierigkeiten aus dem Wege räumt, die sie auf diesen langen Weg geworfen hat. Dieserhalb betrachte ich das Alter, zu dem wir gelangt sind, als eine Lebenslänge, zu welcher nicht viele Menschen gelangen. Weil, nach dem natürlichen Laufe, die Kräfte nicht so weit aushalten, so ists ein Zeichen, daß wir schon weit vorgerückt sind. Und weil wir die gewöhnte Linie überschritten haben, welche das ordentliche Maß unseres Lebens ist, so müssen wir nicht hoffen, wohl noch viel weiter zu gehen. Haben wir so viele Gelegenheiten zum Sterben umgangen, worüber wir die Welt straucheln und fallen sehen, so laß uns bekennen, daß ein so außerordentliches Glück wie dieses, das uns aufrecht hält, zu selten ist, um sehr lange anzuhalten.

Es ist ein Fehler der Gesetze selbst, daß sie die falsche Voraussetzung annehmen: ein Mensch unter

fünfundzwanzig Jahren sei unfähig, seine Güter selbst zu verwalten. Und kaum behält er bis dahin die Verwaltung seines Lebens. August[1] strich fünf Jahre weg aus den alten römischen Verordnungen, und erklärte, es sei hinlänglich für diejenigen, welche richterliche Ämter übernähmen, wenn sie dreißig Jahre alt wären.

Servius Tullius[2] befreite die Ritter, welche das siebenundvierzigste Jahr überlebt hatten, von der Dienstpflichtigkeit zum Kriege. Augustus setzte dies Alter auf fünfundvierzig herunter. Mich dünkt es nicht sonderlich ratsam zu sein, beamtete Personen vor ihrem fünfundfünfzigsten oder sechzigsten Jahre in Ruhe zu setzen. Nach meiner Meinung sollte man unsere Beschäftigung und Tätigkeit so weit ausdehnen als nur immer tunlich wäre, zum Besten des Allgemeinen; ich finde aber an der andern Seite den Fehler, daß man uns dazu nicht früh genug anstellt. Ein Mann, der in seinem neunzehnten Jahre Oberrichter der ganzen Welt war, machte die Verordnung, daß einer seine dreißig haben müsse, um der Richter über einen Taubenschlag zu werden!

Meinesteils, glaube ich, daß unsere Seelen sich bereits mit zwanzig Jahren zu dem Grade entwickelt haben, wo sie sein sollen und wo sie alles das versprechen, was sie vermögen. Eine Seele, die in diesem Alter noch keine überzeugende Hoffnung von ihren Kräften blicken ließ, gab nachher nie davon Beweise. Die natürlichen Eigenschaften und Kräfte sind entweder in diesen Jahren sichtbar und wirksam oder niemals. Im Dauphinat sagt man:

[1] August. Nach Sueton, Augustus.
[2] Servius Tullius. Nach Aulus Gellius.

Si l'espine non picque quad nai,
A pene que picque jamai.[1]

Unter allen schönen menschlichen Handlungen, die zu meiner Kenntnis gekommen sind, von welcher Gattung sie auch sind, dächte ich, sowohl in alten als neuern Zeiten, eine größere Menge von solchen aufzuzählen, die vor dem dreißigsten Jahre verrichtet worden, als nachher! Ja selbst oft im Leben eines und desselben Menschen! Darf ich es nicht mit Zuverlässigkeit vom Hannibal sagen und ebenso von seinem großen Widersacher Scipio? Die schöne Hälfte ihres Lebens lebten sie in dem Ruhme, den sie in ihrer Jugend errungen hatten. Es waren nachher immer große Männer, im Vergleich aller übrigen, nur keineswegs im Vergleich mit sich selbst. In Rücksicht auf mein eignes Ich halte ich ganz gewiß dafür, daß ich seit jenem Alter an Leib und Geist mehr ab- als zugenommen habe und mehr rückwärts als vorwärts gegangen bin. Es ist wohl möglich, daß bei Männern, die ihre Zeit gut nützen, Wissenschaft und Erfahrung mit dem Alter zunehmen; Lebhaftigkeit aber, Schnelligkeit in Entschlüssen, Festigkeit und andre solche Eigenschaften, die für uns wichtiger und wesentlicher sind, welken und schwinden dahin:

Ubi jam validis quassatum est viribus aevi
Corpus et obtusis ceciderunt viribus artus
Claudicat ingenium, delirat linguaque mensque.[2]

---

[1] **Si l'espine:**
Der Dorn, der nicht im Frühling sticht,
Wird schwerlich auch im Herbste ritzen.

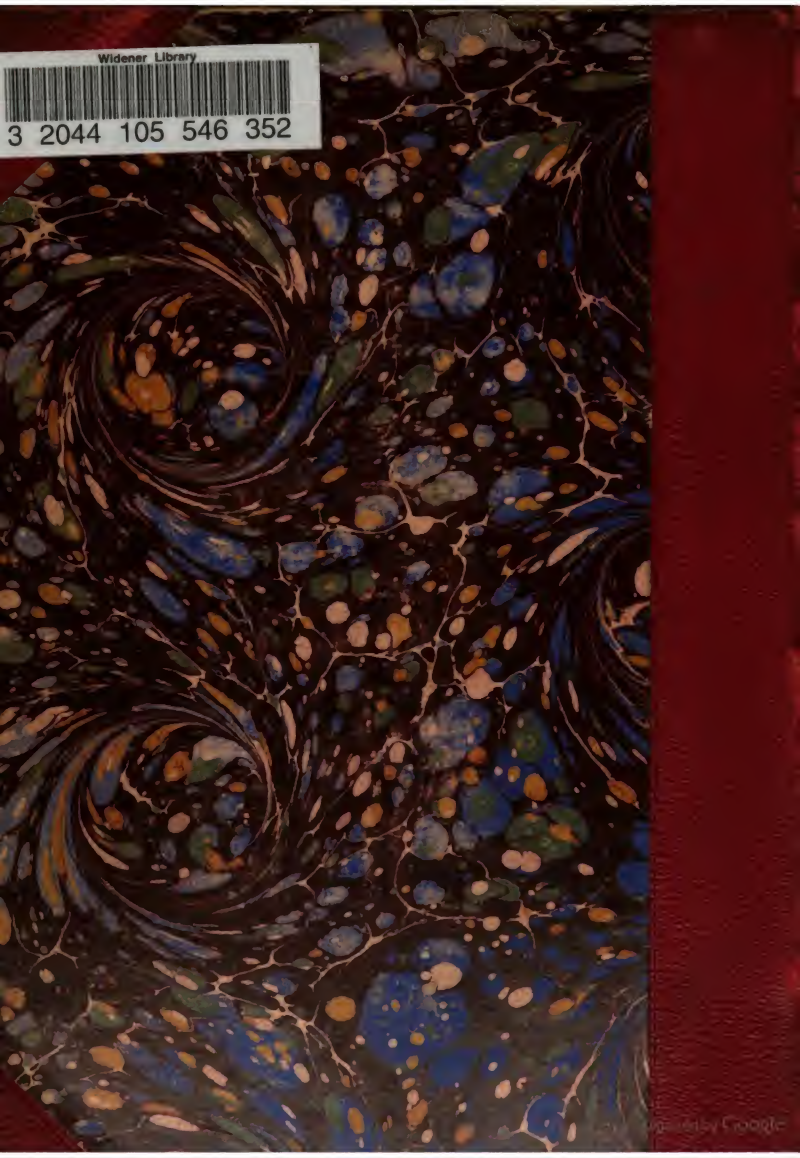
[2] **Ubi jam.** Lucrez III, 452. V., Zitate: Hats Alter unsre Kraft geschwächt, Gebein und Sehnen abgestumpft: so lähmt es auch den Geist und wirrt Verstand und Zunge.

Dann ist es der Körper, der zuerst das Alter empfindet, dann auch zuweilen ist es die Seele; und ich habe ihrer genug gesehen, bei denen das Gehirn eher schwach wurde als Magen und Beine. Dabei ist es ein um so gefährlicheres Übel, weil es diejenigen, die es trifft, eben nicht sehr fühlen und weil man nicht gerne davon spricht. Noch einmal, ich beschwere mich über die Gesetze! Nicht deswegen, weil sie uns zu lange in Geschäften halten, sondern deswegen, weil sie uns zu spät dazu anstellen. In Betracht der Schwachheit unseres Lebens und in Rücksicht auf die gewöhnlichen und natürlichen Klippen, denen es ausgesetzt ist, sollte man, deucht mich, davon nicht so viel auf die Geburt, den Müßiggang und die Lehrjahre verwenden.

Ende des ersten Buches und des zweiten Bandes.







Widener Library
3 2044 105 546 352